

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Jahrgang 1888

urn:nbn:de:bsz:31-62042

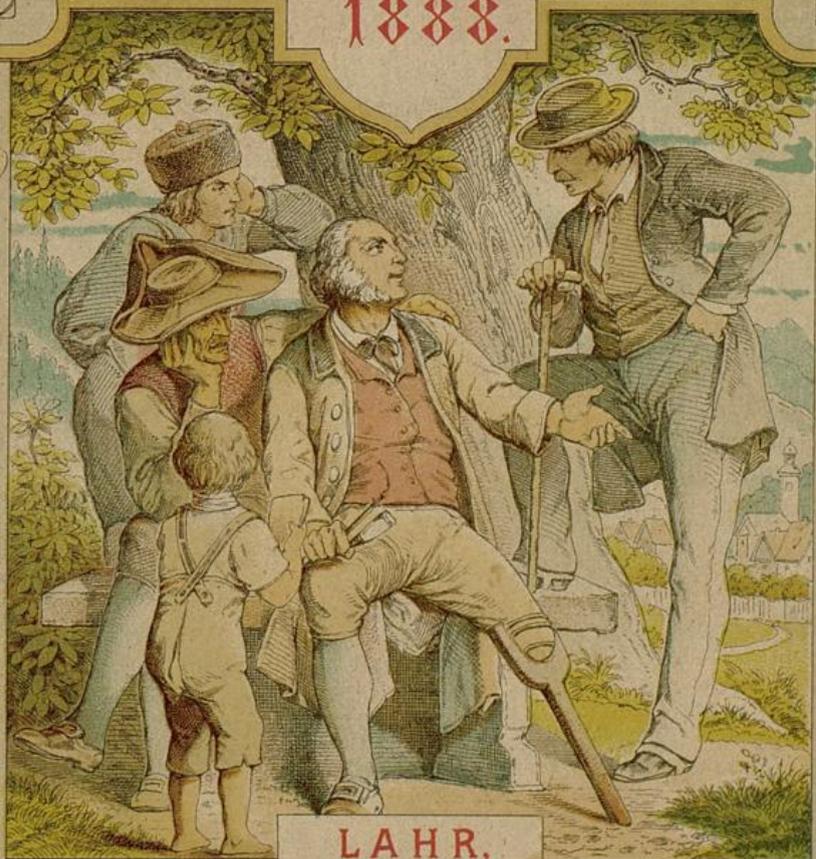
2000 Mark für Lösung von vier Preisrätseln u. einer Scherzaufgabe
 sinkenden Boten.

*Da von massgebender Seite
 die Zeichnung vom Botsch
 Bräutigam als geschicklich und schlüssig
 erachtet wird für die
 Wirtschaft.*



**Großer
 Volkskalender
 des
 Lahrer Sinkenden Boten
 für
 1888.**

geht abzug: in diesen Kalendern: enthalten sind folgende Preise: or. 100, 75, 25, 20 und 15 an-er-1
 Zweiteig 215 Werte und Kupferblätter von 216 Mark bis 3 Mark Zehnpreis.



Rätsel, Scherzaufgabe, Bedingungen für die Preisverteilung und ausgelegte Preise finden sich am Schluß des Kalenders.

LAHR,
 Druck und Verlag von **J. H. Griggen** Moritz Schauenburg.

Der Kalender enthält als Beigabe 2 Karten aus
 Schauenburgs materischem Volksatlas
 und zwar die Sektionen Karlsruhe und Hamburg.
 Die künftigen Jahrgänge werden jeweils 4 solcher Blätter bringen, bis der Atlas vollständig ist.

O Z
A 22, 1888

1943 Nr. 1246

OZ
A 22, 1888





Beim Uhraufziehen.

N^o 306085

Großer
Volks-Kalender

des

Jährer Hinkenden Boten

für das Schaltjahr

1888.

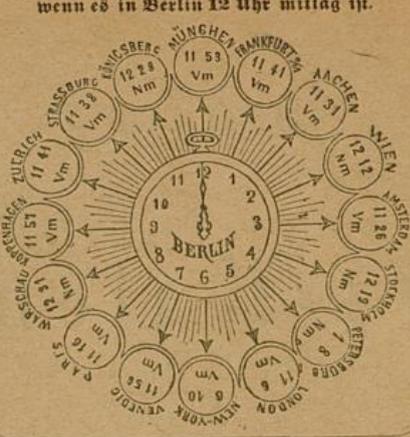
Jahr.
Druck und Verlag von J. H. Geiger.
(Moritz Schauenburg.)



Chronologische Elemente und bewegliche Feste.

(Nach dem gregorianischen Kalender.)
 Die goldene Zahl ist 8.
 Die Epakte XVII.
 Der Sonnenzirkel 21.
 Zinszahl der Römer 1.
 Der Sonntagsbuchstabe AG.
 Das Jahr 1888 ist ein Schaltjahr von 366 Tagen.
 Zahl d. Sonntage nach Trinit. 26.
 Septuagesimä 29. Januar.
 Aschermittwoch 15. Februar.
 Ostersonntag 1. April.
 Himmelfahrt Christi 10. Mai.
 Pfingstsonntag 20. Mai.
 Trinitatissonntag 27. Mai.
 Fronleichnamsfest 31. Mai.
 Erster Adventssonntag 2. Dezemb.
 Von Weihnachten 1887 bis Dreifaltigkeitsnacht 1888 sind es 7 Wochen 0 Tage.
 Die vier Quatember: 22. Febr., 23. Mai, 19. Septbr., 19. Dezemb.

Stand der Uhren verschiedener Städte, wenn es in Berlin 12 Uhr mittag ist.



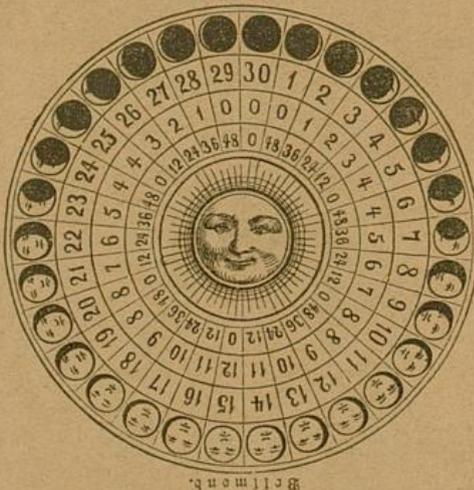
Historische Zeitrechnung auf 1888.

	Jahr.
Nach Erbauung der Stadt Rom	2641
Nach Erfindung des Schießpulvers	508
Nach Erfindung der Buchdruckerkunst	448
Nach Entdeckung Americas	397
Nach der Reformation Dr. Martin Luthers	371
Nach dem westfälischen Frieden	240
Nach Austritt der Regentschaft des Großherzogs Friedrich v. Baden	36
Nach Ausrufung des deutschen Kaiserreichs	17

Jahresregent ist **Saturn** ♄

Die Mondscheibe

gibt an, wie viele Stunden der Mond vor und nach Mitternacht, von 6 Uhr nachm. bis 6 Uhr vorm. gerechnet, scheint. Der äußere Kreis zeigt die Ab- und Annahme des Mondes; der zweite gibt die Tage, der dritte die Stunden und der vierte die Minuten nach dem Neumond an, bis auf den Tag, den man wissen will. Ist z. B. der Mond 8 Tage alt, so scheint er 6 St. 24 M., vor Mitternacht; ist er 22 Tage alt, so scheint er wieder 6 St. 24 M., aber erst nach Mitternacht.



- Der Neumond ☾
- Das erste Viertel ☽
- Der Vollmond ☀
- Das letzte Viertel ☾
- Stunde vorm. v.
- Stunde nachm. n.
- Himmelszeichen.**
- Widder ♈
- Stier ♉
- Zwillinge ♊
- Krebs ♋
- Löwe ♌
- Jungfrau ♍
- Waage ♎
- Skorpion ♏
- Schütze ♐
- Steinbock ♑
- Wassermann ♒
- Fische ♓

Die Aspekt.

- Zusammenkunft ☉☽
- Gegenschein ☉☽
- Dritterschein ☉☽
- Vierterschein ☉☽
- Sechsterschein ☉☽
- Aufsteig. ☾
- Absteig. ☽

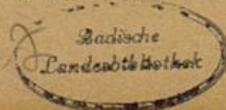
Himmelskörper.

- Sonne ☉
- Mond ☾
- Mercurius ☿
- Venus ♀
- Mars ♂
- Jupiter ♃
- Saturnus ♄
- Uranus ♅

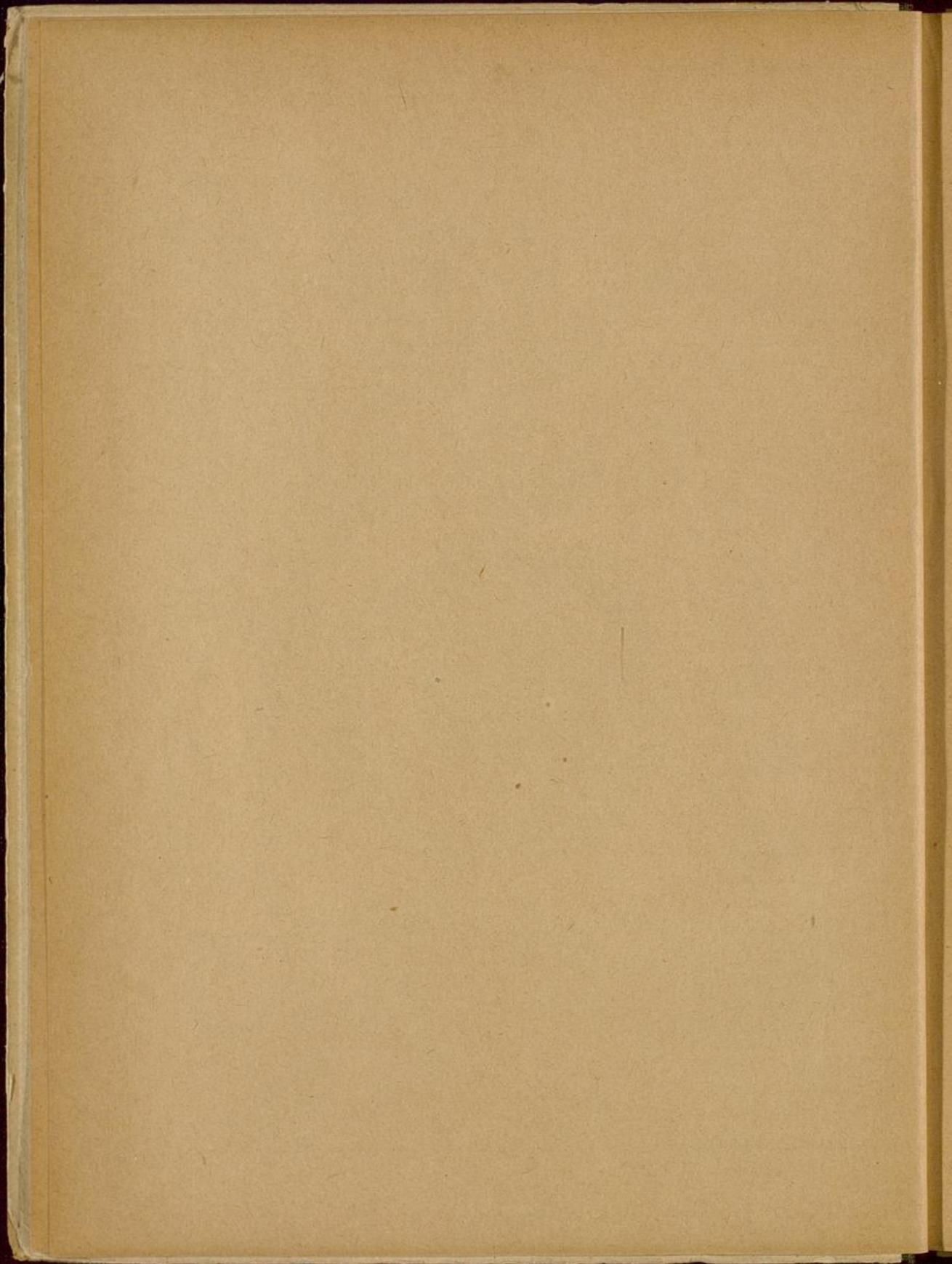
Kalender der Juden.

1888.	Neumonde und Feste.	1888.	Neumonde und Feste.	1888.	Neumonde und Feste.
14. Jan.	1. Schebat des Jahres 5648.	16. Mai	6. Sivan. Woch.-o. Pfingstf.*	20. Sept.	15. Tischri. Laubbüttenfest.*
23. Febr.	1. Adar.	17. "	7. " Zweites Fest.*	21. "	16. " Zweites Fest.*
23. "	11. " Fasten-Gäher.	10. Juni	1. Thamus. [Eroberung.	26. "	21. " Palmfest.
26. "	14. " Purim o. Hamansf.	26. "	17. " Fasten. Tempel-	27. "	22. " Versammlung od.
27. "	15. " Schuschän-Purim.	9. Juli	1. Ab. [Brennung.		Laubbütten-Ende.*
13. März	1. Nisan. [Anfang.*	17. "	9. " Fasten. Tempel-Ver-	28. "	23. " Gesetzesfreude.*
27. "	15. " Passah-od. Osterfest-	8. Aug.	1. Elul.	6. Okt.	1. Marcheschwan.
28. "	16. " Zweites Fest.*			5. Nov.	1. Kislew.
2. April	21. " Siebentes Fest.*	6. Sept.	1. Tischri. Neujahresfest.*	29. "	25. " Tempelweihe.
3. "	22. " Passah-Ende.*	7. "	2. " Zweites Fest.*	5. Dez.	1. Tebet. [Jerusalem's.
12. "	1. Njar. [Schülerfest.	9. "	4. " Fasten-Gedaljah.	14. "	10. Tebet. Fast. Belagerung
29. "	18. " Lag Bomer oder	15. "	10. " Versöhnungsf. od.		1889.
11. Mai	1. Sivan.		lange Nacht.*	3. Jan.	1. Schebat.

Die mit * bezeichneten Feste werden streng gefeiert.





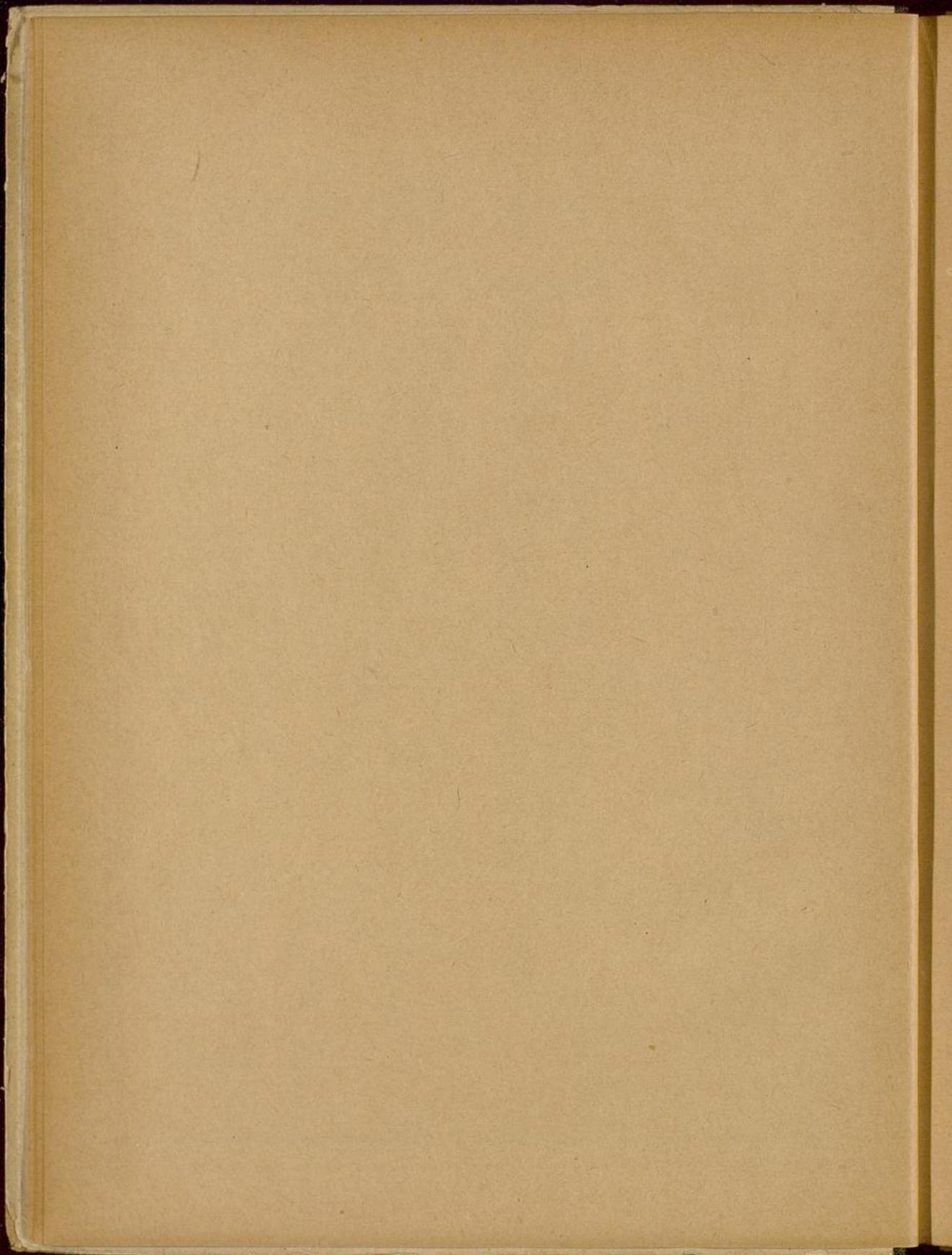


1888. II. Monat.	Februar oder Hornung		C = u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
	Katholischer u. Evangelischer.	Deutscher.	Wutmaßl.	Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
Mittw.	1 Brigitta, Ignatius	Sigebert		bedeckt	9.26	9.29	7.32	4.56
Donn.	2 Maria Fichtmes	Bodo, Struth.		Erdnähe	10.42	9.57	7.31	4.58
Freit.	3 Blasius, Hadelin	Hadelin			11.57	10.24	7.30	4.59
Samst.	4 Cleophea, Andreas	Frodobert			Vorm. 10.54		7.28	5. 1
6. Prot. Jesus, die Auferstehung. Joh. 11, 20-27. Kath. Gleichnis vom Säemann. Luf. 8, 4-15.			Kein Fisch ohne Gräte, kein Mensch ohne Fehler.		Tageslänge 9 Stunden 36 Minuten.			
Sonnt.	5 A. Ser. Agatha	Kolant			1.13	11.27	7.27	5. 3
Mont.	6 Dorothea, Alderich	Theodolf			2.27	Nachm.	7.25	5. 4
Dienst.	7 Richard, Romuald	Richard		warm	3.36	0.47	7.24	5. 6
Mittw.	8 Salomon, Joh. v. M.	Romuald			4.40	1.38	7.22	5. 8
Donn.	9 Apollonia, Berthold	Berthold		Regen	5.37	2.35	7.21	5. 9
Freit.	10 Scholastika, Desid.	Vollbert			6.25	3.38	7.19	5.11
Samst.	11 Euphrosina	Fandolt		Schnee	7. 5	4.43	7.17	5.13
7. Prot. Jesus bei Zachäus. Luf. 19, 1-10. Kath. Vom Blinden am Wege. Luf. 18, 31-43.			Der Müßiggang ist der Kostbare Seele.		Tageslänge 9 Stunden 58 Minuten.			
Sonnt.	12 A. Ca., Hrn.-Fasna. Pippin	Pippin		Unsiht.	7.39	5.50	7.16	5.14
Mont.	13 Jonas, Benigna	Walafried		(Dinst. frisch)	8. 8	6.56	7.14	5.16
Dienst.	14 Fastnacht, Valentin	Wilburga			8.33	7.59	7.12	5.18
Mittw.	15 Ascher m., Faustin.	Sigfried			8.57	9. 3	7.10	5.19
Donn.	16 Juliana, Onesimus	Randolt		Abendstern in nächster Anweisung.	9.19	10. 5	7. 9	5.21
Freit.	17 Donatus, Constantin	Widegern		Erdf., C h	9.41	11. 6	7. 7	5.22
Samst.	18 Gabinus, Simeon	Balderich			10. 6	Vorm.	7. 5	5.24
8. Prot. Di. Salbung Jesu. Mark. 14, 1-11. Kath. Jesus wird versucht. Matth. 4, 1-11.			Der Born ist eine kurze Raserei.		Tageslänge 10 Stunden 23 Minuten.			
Sonnt.	19 A. Inv. Dinst. i. Bayern u. Würtlb.			in kalt	10.32	0. 87	6.35	5.26
Mont.	20 Eucharis, Cleuther	Elisnde			11. 3	1.10	7. 1	5.27
Dienst.	21 Felix, Eleonore	Hunimund			11.39	2.10	7. 0	5.29
Mittw.	22 Quat., Petri Stuhl. Gosbert	Gosbert		Frost	Nachm.	3. 9	6.58	5.31
Donn.	23 Josua, Florid., Rh.	Gottlieb		retr., in	1.12	4. 5	6.56	5.32
Freit.	24 Schalttag	Albrecht			2.11	4.56	6.54	5.34
Samst.	25 Matthias, Nicephor	Fridegern			3.19	5.42	6.52	5.35
9. Prot. Das Sterben des Weizenkorns. Joh. 12, 20-27. Kath. Verkärung Christi. Matth. 17, 1-9.			Eine gute Kinderzucht ist besser als die beste Mannszucht.		Tageslänge 10 Stunden 47 Minuten.			
Sonnt.	26 A. Rem. Viktorinus	Htila		in schön	4.31	6.22	6.50	5.37
Mont.	27 Nestor, Alexius	Waldemar			5.47	6.56	6.48	5.38
Dienst.	28 Sara, Baldemar	Angelbert			7. 5	7.27	6.46	5.40
Mittw.	29 Teander, Ser., Rom.	Alarich		Erdnähe	8.24	7.58	6.44	5.42
Die Wirklichkeit, und wäre sie die glücklichste, ist raub. Erst das Vergangene ist ungetrübtes Glück.			Hoffnung und Erinnerung sind Rosen Von einem Stamme mit der Wirklichkeit, Nur ohne Dornen.		1. Februar 1871. 80 000 Franzosen ziehen in die Schweiz. 15. Februar 1871. Velfort übergibt sich den Deutschen.			
Es ist im Leben bei weitem mehr ein Glück als ein Unglück, einen Gegner zu haben, der uns in Atem hält und uns an der Vernachlässigung unserer selbst verhindert.			Menschen, die in der Einsamkeit erzogen wurden, sind oft ein schreckliches Produkt von Egoismus und Stupidität, von Starrsinn, Absurdität und jeder Art von Unaussehlichkeit.		Freundlichkeit verleiht eine Bälte auch bei Künzeln.			



BLB

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe



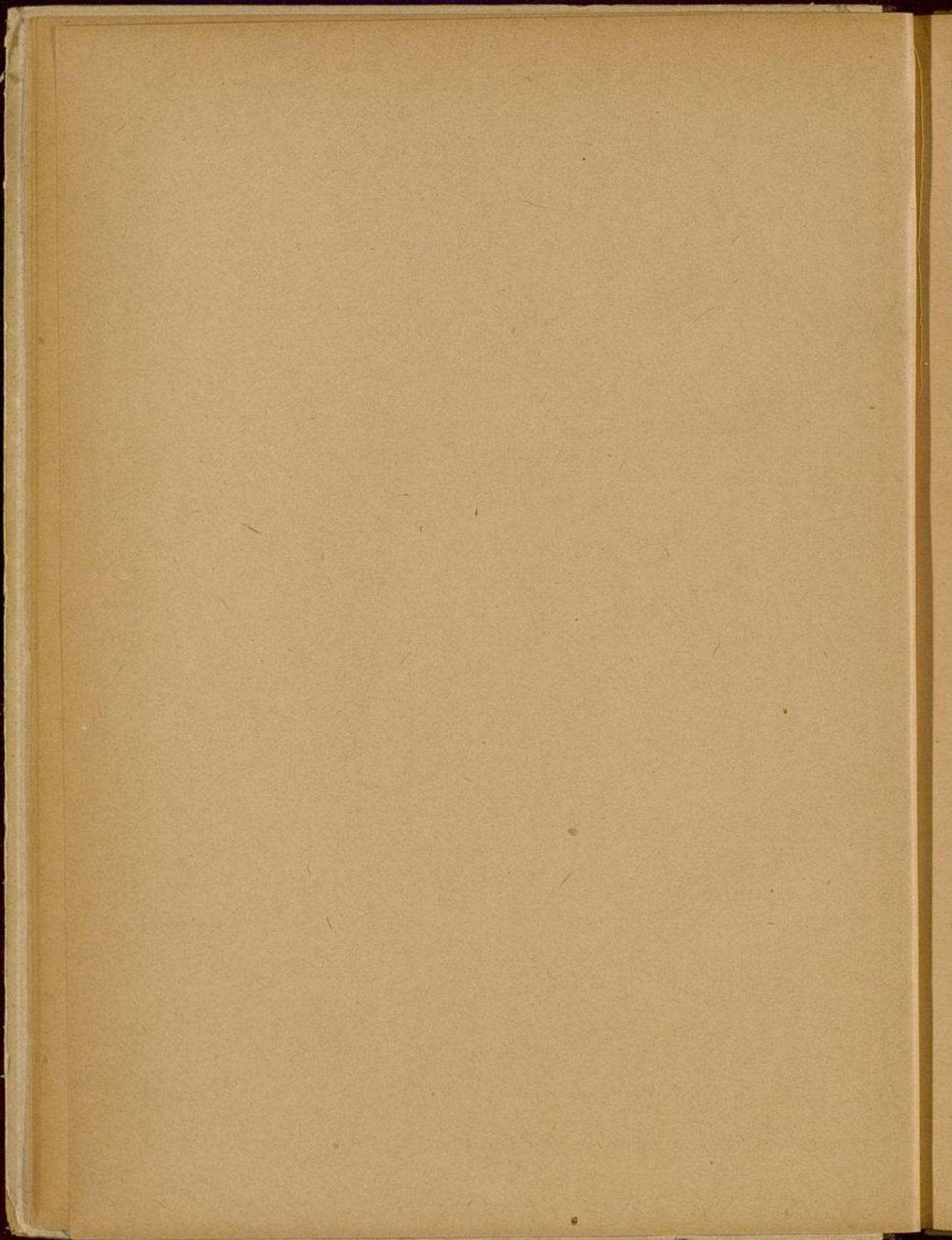
1838. III.		März oder Penzmond		C = n. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
Monat.	Katholischer u. Evangelischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung			Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
Donn.	1 Albinus, Donatus	Benno		schön		9.44	8.26	6.42	5.42
Freit.	2 Buhtag in Sachsen	Geburtstag des Papstes Leo XIII.				11. 1	8.56	6.40	5.44
Samst.	3 Kunigunda, Ferd.	Kunigund		♀ wird Morgenst.		Perm.	9.28	6.38	5.46
10. Prot. Die Verkürzung Jesu. Joh. 17, 1-8. Kath. Jesus treibt Teufel aus. Luk. 11, 24-28.				Es ist nicht das frohe Lachen, das den Feind veracht.		Tageslänge 11 Stunden 10 Minuten.			
Sonnt.	4 G. Ac. Adrian, Kas.	Heimo		♂ retr.		0.16	10. 5	6.37	5.47
Mont.	5 Friedrich, Eusebius	Walbod		♂ in ♁		1.28	10.46	6.35	5.49
Dienst.	6 Fridolin, Odegar	Geburtstag des Königs v. Württemb.		den 10. ♀ in ♁		2.35	11.34	6.33	5.50
Mittw.	7 Perpetua, Mittf.	Kero, Gero		zurück bedeckt		3.34	Rachm.	6.31	5.52
Donn.	8 Philemon, Gerhard	Manfred		♂, ♀ h		4.23	1.29	6.29	5.53
Freit.	9 40 Ritter, Franziska	Hedio		♂ im ♁, ♀		5. 5	2.33	6.27	5.55
Samst.	10 Alexander, 40 W.	Wielant		h in ♁ zur.		5.41	3.38	6.25	5.56
11. Prot. Die Heiligung in der Wahrheit. Joh. 17, 9-19. Kath. Jesus speist 5000 Mann. Joh. 6, 1-15.				Glück macht Freunde und die Not prüft sie.		Tageslänge 11 Stunden 35 Minuten.			
Sonnt.	11 G. Kat. Sophron	Wittekind		♂, ♀		6.10	4.43	6.23	5.58
Mont.	12 Gregor, Friederike	Asbrant		♂		6.36	5.48	6.21	6. 0
Dienst.	13 Desiderius, Cuphr.	Giselher		Regen feucht		7. 0	6.51	6.19	6. 1
Mittw.	14 Zacharias, Mathilde	Rechtchild				7.22	7.54	6.17	6. 3
Donn.	15 Matthäus, Longinus	Tothar, Roth.		♂, ♀, ♁ h		7.44	8.55	6.15	6. 4
Freit.	16 Heribert, Henriette	Heribert		♂ Erdferne		8. 8	9.58	6.13	6. 6
Samst.	17 Gertrud, Patricius	Gertrut		♀ dir., ♀ Δ ♂		8.34	10.59	6.11	6. 7
12. Prot. Konf. L. Gemeinschaft mit Gott. Joh. 17, 20-26. Kath. Juden wollen Jesum steinigen. Joh. 8, 46-59.				Ein Leben ohne Freude ist eine lange Reise ohne Gasthaus.		Tageslänge 12 Stunden 1 Minute.			
Sonnt.	18 G. Jud. Gabriel	Anshelm		♂, ♀, ♁		9. 2	11.59	6. 8	6. 9
Mont.	19 Joseph, Nährvater	Geb. des Greifb. v. Medtenburg-Schw.		♂, ♀, ♁		9.35	Perm.	6. 6	6.10
Dienst.	20 Emanuel, Joachim	Gambert		♂ in ♁		10.14	0.58	6. 4	6.12
Mittw.	21 Benedikt, Relinde	Relinde		Tag und Nacht gleich Frühlings-Anfang		11. 0	1.54	6. 2	6.13
Donn.	22 Geb. d. deutsch. Kais.	Imideo		♂, ♀, ♁		11.54	2.46	6. 0	6.15
Freit.	23 Serapion, 7 Schm. W.	Tüdiger		♂ im ♁ ♀ retr.		Rachm.	3.33	5.58	6.16
Samst.	24 Pigen., Gabriel	Tieberga		♂ h Wind		2. 4	4.14	5.56	6.18
13. Prot. Einzug Jesu in Jerusalem. Joh. 12, 12-19. Kath. Christi Einzug zu Jerusalem. Matth. 21, 1-9.				Der Freude das Lied, der Not die Laub.		Tageslänge 12 Stunden 25 Minuten.			
Sonnt.	25 G. Palm. Mar. Verk., Buht. i. Hess.			♂, ♀, ♁		3.19	4.51	5.54	6.19
Mont.	26 Israel, Ludgerus	Guntram		♂, ♀, ♁		4.37	5.24	5.51	6.21
Dienst.	27 Ruprecht, Berengar	Berengar		♂, ♀, ♁		5.56	5.55	5.49	6.22
Mittw.	28 Priskus, Günth.	Geb. d. Fürst. Reuß A. L.		♂ Erdnähe		7.18	6.23	5.47	6.24
Donn.	29 Gründ., Eustachius	Marbod		♂, ♀, ♁ h		8.38	6.53	5.45	6.25
Freit.	30 Karst., Guidon	Wido, Udo		♂ Morgenstern in größter Ausweitung		9.59	7.25	5.43	6.27
Samst.	31 Balbina, Cornelia	Rovena		♂ h dir.		11.15	8. 0	5.41	6.28
Mit einem Eßfel voll Honig fängt man mehr Fliegen als mit einem Foh voll Essig.				Sei freundlich gegen jedermann; bedenke, daß auch dein Hund sein Wobeln Brot verschafft.		1. März 1871. Einzug der Deutschen in Paris Ist einer eine Memme, sht er stets in der Klemme.			

1888. IV. Monat.	April oder Ostermond		C = n. Planetenlauf	Mond.	Sonnen.
	Katholischer u. Evangelischer.	Deutscher.	Wutmaßl. Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.
14.	Prot. Das leere Grab. Joh. 20, 1-10. Kath. Auferstehung Christi. Marc. 16, 1-7.		Bernunft, Geduld und Zeit sind drei edle Leut.	Tageslänge 12 Stunden 51 Minuten.	
Sonnt.	1 G. Osterf. Hugo, B.	Hugo, Sibich		Berm. 8.42 5.39 6.30	
Mont.	2 2. Osterf. , Abundus	Geburtst. d. Herzogs von Sachsen-Mein.		Wind 0.27 9.28 5.37 6.31	
Dienst.	3 Venatius, Rich. B.	Chrimhild		1.30 10.22 5.35 6.33	
Mittw.	4 Ambrosius, Isidor	Walheide		2.23 11.22 5.33 6.34	
Donn.	5 Martialis, Vinzenz	Ortlieb		3. 7 Nachm. 5.31 6.36	
Freit.	6 Irenäus, Cölestin	Waltrut		3.43 1.30 5.29 6.37	
Samst.	7 Hermann, Egessipp.	Amelgart		4.14 2.35 5.27 6.39	
15.	Prot. Es ist der Herr! Joh. 21, 1-14. Kath. Jesus erscheint den Jüngern. Joh. 20, 19-31.		Ein geduldiger Geist ist besser denn ein hoher Geist.	Tageslänge 13 Stunden 15 Minuten.	
Sonnt.	8 G. Quas. Maria i. A.	Gotelinde		4.41 3.40 5.25 6.40	
Mont.	9 Sybilla, Mar. Cleoph	Chadalo		naß 5. 5 4.42 5.23 6.41	
Dienst.	10 Ezechiel, Daniel, Mac	Allmann		kalt 5.27 5.45 5.21 6.43	
Mittw.	11 Teo, Papst	Godebert		9.39 v. 5.49 6.48 5.19 6.45	
Donn.	12 Julius, Zeno, Gust.	Wigold		6.12 7.49 5.17 6.46	
Freit.	13 Egessippus, Anton	Aduna		6.36 8.51 5.15 6.47	
Samst.	14 Tiburtius, Val., Mar	Erudobert		7. 3 9.52 5.13 6.48	
16.	Prot. Simon Johanna, hast du mich lieb? Joh. 21, 15-19. Kath. Vom guten Hirten. Joh. 10, 11-17.		Heiteres Wemüt die Nügel aus dem Sarge zieht.	Tageslänge 13 Stunden 38 Minuten.	
Sonnt.	15 G. Mis. Olympius	Albio		7.35 10.51 5.11 6.49	
Mont.	16 Daniel, Aaron, Gall.	Brigith		schön 8.10 11.48 5.10 6.51	
Dienst.	17 Rudolf, Anicet.	Rudolf		8.53 Berm. 5. 8 6.52	
Mittw.	18 Ulmann, Eduard	Geburtst. d. Fürsten zur Lippe.		9.43 0.41 5. 6 6.54	
Donn.	19 Werner, Leo	Werner		10.40 1.29 5. 4 6.55	
Freit.	20 Hermann, Sulp.	Hermann		11.45 2.11 5. 2 6.57	
Samst.	21 Anselm, B., Adolar	Welf		Nachm. 2.49 5. 0 6.58	
17.	Prot. Meine Schafe hören meine Stimme. Joh. 10, 22-30. Kath. Nach Trübsal Freude. Joh. 16, 16-22.		Ein guter Mut ist ein tägliches Rehleben.	Tageslänge 14 Stunden 2 Minuten.	
Sonnt.	22 G. Jub. Cajus, Lothar	Erchenwalt		Sonnen- 2. 9 3.21 4.58 7. 0	
Mont.	23 Georg, Adalb.	Geb. d. Königs v. Sachsen.		schein 3.25 3.51 4.56 7. 1	
Dienst.	24 Albrecht, Fidelis	Albrecht		4.46 4.20 4.54 7. 3	
Mittw.	25 Markus, Gv., Erwin	Sigmar		6. 8 4.49 4.53 7. 4	
Donn.	26 Anacletus, Marcus	Gambrin		7.30 5.20 4.51 7. 6	
Freit.	27 Anastasius, Zitta	Geburtst. d. Königs v. Bayern.		(Erdnähe) 8.52 5.53 4.49 7. 7	
Samst.	28 Vitalis, Rudibert	Helise, Else		10. 9 6.32 4.47 7. 8	
18.	Prot. Jesus, das Brot des Lebens. Joh. 6, 35-40. Kath. Jesus verheißt den Tröster. Joh. 16, 5-14.		Das Argste wissen trägt sich schlechter als das Argste fürchten.	Tageslänge 14 Stunden 25 Minuten.	
Sonnt.	29 G. Cant. Petrus, M.	Geburtst. d. Herzogs von Anhalt.		schön 11.18 7.18 4.45 7.10	
Mont.	30 Quirinus, Katharina	Rudibert		Berm. 8.11 4.44 7.11	

Nicht Eiß und nicht Berwegenheit,
Keins wird dich glücklich machen;

Beim Scherf nimm die Gelegenheit,
So wird das Glück dir lachen.

18. April 1864. Frühm.
der Doppelter Chancen.



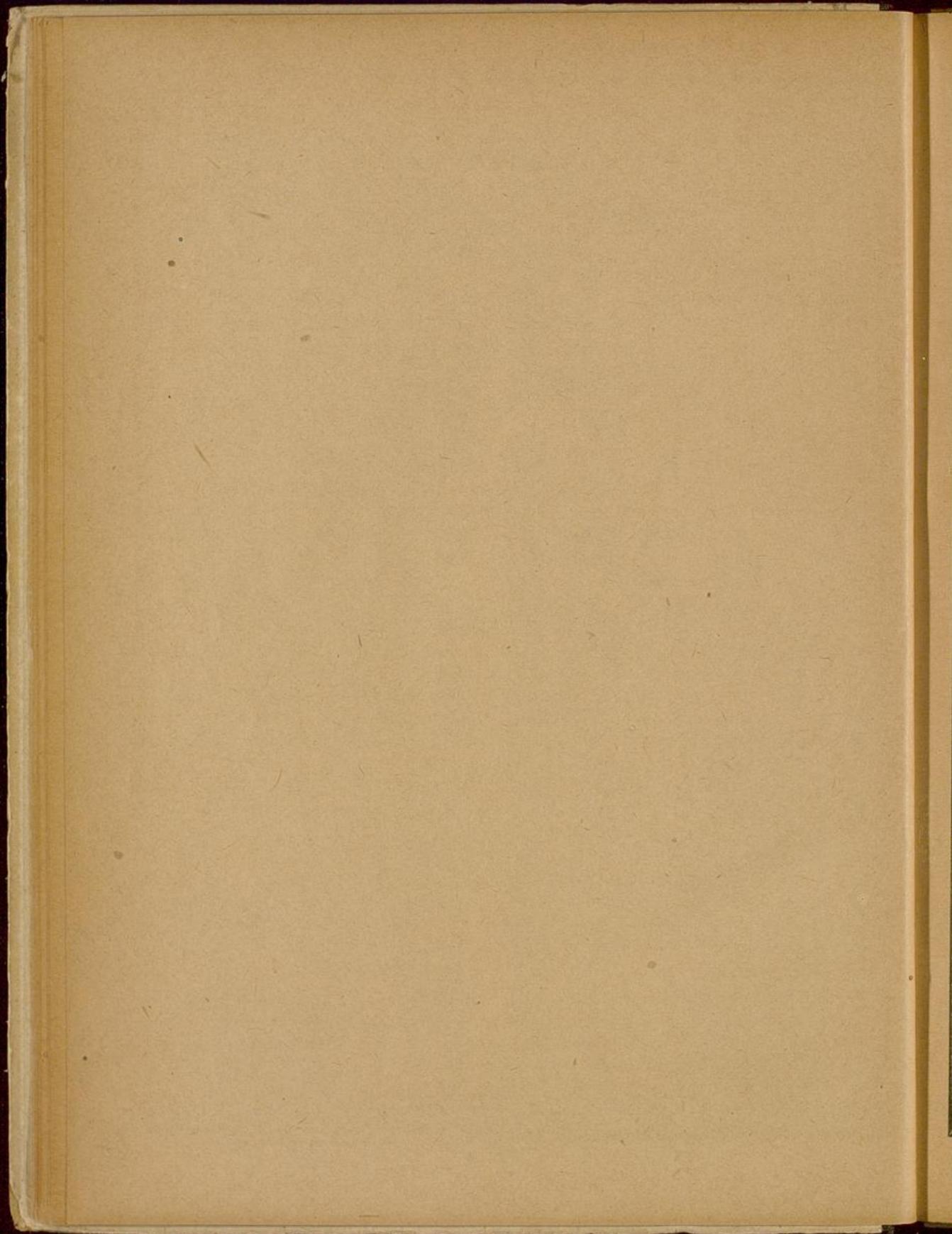
1888. V. Monat.	Mai oder Wonnemond		C = u. Planetenlauf Mutmaßl. Witterung	Mond.		Sonnen.	
	Katholischer u. Evangelischer.	Deutscher.		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.
Dienst.	1 Philipp, Jak., Walb.	Walburg		0.18	9.10	4.42	7.13
Mittw.	2 Athanasius, Sigm.	Attala		1. 7	10.15	4.40	7.14
Donn.	3 † Erfindung	Friso		1.46	11.21	4.39	7.15
Freit.	4 Monika, Florian	Wolfhelm		2.19	Rachm.	4.37	7.17
Samst.	5 Gotthard, Pius V.	Gotthart		2.47	1.32	4.35	7.19
19.	Prot. Bittet, so wird euch gegeben. Matth. 7, 7-14. Kath. So ihr den Vater bittet. Joh. 16, 23-30.		Ungroße Zartheit der Gefühle ist ein wahres Unglück.	Tageslänge 14 Stunden 46 Minuten.			
Sonnt.	6 G. Rog. Joh. v. d. Pf.	Kunihilde		3.11	2.36	4.34	7.20
Mont.	7 Cyriakus, Gottfried	Gotfried		3.34	3.38	4.33	7.21
Dienst.	8 Mich. Ersch., Stanis.	Ubald		3.55	4.40	4.32	7.23
Mittw.	9 Beatus, Hiob, Greg.	Emma		4.17	5.40	4.30	7.24
Donn.	10 Chr. Himmelf., Gord.	Hulda		4.41	6.44	4.29	7.26
Freit.	11 Erikus, Luise, Ad.	Erich, Gundo		5. 6	7.46	4.27	7.27
Samst.	12 Pankratius, Wibert	Tiebhilde		5.35	8.46	4.26	7.28
20.	Prot. Ich will euch nicht Waisen lassen. Joh. 14, 14-20. Kath. Zeugnis des heil. Geistes. Joh. 15, 16-27.		Rebtes Gebet lähmt des Ge- horsams Pflicht.	Tageslänge 15 Stunden 4 Minuten.			
Sonnt.	13 G. Er. Servatius	Wiborade		6.10	9.44	4.25	7.29
Mont.	14 Epiphanius, Bonif.	Hildegard		6.50	10.39	4.23	7.30
Dienst.	15 Sophia, Torquatus	Imhilde		7.37	11.28	4.22	7.31
Mittw.	16 Peregrin, Joh. v. N.	Laudila		8.32	Berm.	4.21	7.33
Donn.	17 Bruno, Ubald, G.	Bruno		9.33	0.11	4.19	7.34
Freit.	18 Christhona, Venant.	Friedlinde		10.39	0.49	4.18	7.35
Samst.	19 Potentiana, Gölest.	Hildrun		11.50	1.23	4.17	7.36
21.	Prot. Nehmet hin den heiligen Geist. Joh. 20, 19-23. Kath. Sendung des heil. Geistes. Joh. 14, 23-31.		Lehrt du Gehorsam deinen Sehn, Dals erzogen ist er schon.	Tageslänge 15 Stunden 22 Minuten.			
Sonnt.	20 G. Pfingstf. Bernhard	Gudrun		Rachm.	1.52	4.16	7.38
Mont.	21 2. Pfingstf. Const.	Helmtraut		2.19	2.21	4.15	7.39
Dienst.	22 Helene, Julie	Isanthe		3.38	2.48	4.14	7.40
Mittw.	23 Anat. Desiderius, B.	Godoleva		4.58	3.15	4.12	7.41
Donn.	24 Johanna, Esther	Herlinde		6.21	3.47	4.11	7.43
Freit.	25 Urban, Gregor	Freja		7.41	4.22	4.10	7.44
Samst.	26 Remigius, Beda, Af.	Goderich		8.57	5. 5	4.10	7.45
22.	Prot. Der Taufbefehl. Matth. 28, 16-20. Kath. Christus befiehlt zu taufen. Matth. 28, 18-20.		Im Gefallen liegt häufig das Fallen.	Tageslänge 15 Stunden 37 Minuten.			
Sonnt.	27 G. Dreifalt. Eutrop.	Ludolf		10. 4	5.54	4. 9	7.46
Mont.	28 Wilhelm, German	Gebürt. des Fürsten Reuch j. 2.		10.59	6.52	4. 8	7.47
Dienst.	29 Maximilian, Theod.	Amelung		11.44	7.57	4. 7	7.48
Mittw.	30 Wigand, Felix	Wigand		Berm.	9. 5	4. 6	7.49
Donn.	31 Fronl. Crescentia	Katwald		0.21	10.13	4. 6	7.50
Hast du jemand noch gelobt, Und du hörst ein fernes Läuten, Denke, o gedente dran, Seinen Tod könnst' es bedeuten.			Seh ihm nach und bitte ab, Bis du ihm das Herz erweichst, Dass nicht einst an seinem Grab Bögernd du vorüberschleichst.			10. Mai 1871. Friedensf. l. zu Frankfurt. Ein gelehrter Kopf redet auch nach dem Tode.	

1838. VI. Monat.	Juni oder Brachmond		C-u. Planetenlauf	Mond.		Sonnen.	
	Katholischer u. Evangelischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
Freit.	1 Fortunatus, Nikod.	Kuno, Wolo	^{1.25}	0.51	11.20	4. 5	7.51
Samst.	2 Erasmus, Eugen	Sindolf		1.16	Nat. m.	4. 4	7.52
23.	Prot. Seligpreisungen. Matth. 5, 1-12. Kath. Vom großen Abendmahl. Luk. 14, 16-24.		Verachtung des Reichthums ist der größte Reichthum.	Tageslänge 15 Stunden 49 Minuten.			
Sonnt.	3 G. I. u. Dr. Clotildis	Klothilde	in	1.40	1.29	4. 4	7.53
Mont.	4 Quirinus, Carpasius	Uta	(zur. bewölkt)	2. 2	2.32	4. 3	7.54
Dienst.	5 Bonif., Winfried	Winfried	h	2.23	3.33	4. 2	7.55
Mittw.	6 Norbert, Weibert	Norbert	h	2.46	4.35	4. 2	7.56
Donn.	7 Robert, Sebastian	Chorismund	h	3.10	5.38	4. 2	7.57
Freit.	8 Medardus	Wittich	h	3.38	6.39	4. 1	7.58
Samst.	9 Columbus, Gebhard	Huitgard	^{5.5} naß	4.11	7.39	4. 1	7.58
24.	Prot. Die zehn Gebote. 2. Mos. 20, 1-17. Kath. Vom verlorenen Schafe. Luk. 15, 1-10.		Hungerleiden ist ein gewisses Einkommen.	Tageslänge 15 Stunden 59 Minuten.			
Sonnt.	10 G. 2. Dnosrius	Salaburg	warm	4.49	8.35	4. 1	7.59
Mont.	11 Barnabas, Iduna	Iduna	Abendroth in großer Anweilung.	5.34	9.27	4. 0	7.59
Dienst.	12 Basilides	Harduin	h	6.26	10.12	4. 0	8. 0
Mittw.	13 Antonius von Padua	Nordhild	h	7.26	10.52	4. 0	8. 0
Donn.	14 Rufinus, Elisabeth	Nanna	h	8.31	11.27	4. 0	8. 1
Freit.	15 Vitus, Modestus	Boso	Sonnen-	9.39	11.57	4. 0	8. 1
Samst.	16 Justina, Ludgerus	Volker	schein	10.50	Vorm.	4. 0	8. 2
25.	Prot. Gleichnis vom verborg. Schatz. Matth. 13, 44-46. Kath. Berufung Petri. Luk. 5, 1-11.		Es ist der Geist, der sich den Körper baut.	Tageslänge 16 Stunden 2 Minuten.			
Sonnt.	17 G. 3. Hortensia, Raim.	Theobald	^{7.21} heiß	Nachm.	0.24	4. 0	8. 2
Mont.	18 Marcellus, Arnulf	Arnulf	h	1.18	0.51	4. 0	8. 2
Dienst.	19 Gerhard, Gervasius	Gerhart	h	2.36	1.17	4. 0	8. 3
Mittw.	20 Sylvester, P. M.	Asalinde	h	3.54	1.46	4. 0	8. 3
Donn.	21 Albanus, Geb. d. Herz. v. Sach.-Kob.-Gotha.		h	5.14	2.17	4. 0	8. 3
Freit.	22 Justinus, Basilius	Similde	h	6.31	2.55	4. 0	8. 3
Samst.	23 Edeltrud, Agrippina	Edeltrud	^{9.30} h	7.43	3.40	4. 1	8. 3
26.	Prot. Im Kindesinn das Himmelreich. Matth. 18, 1-5. Kath. Der Pharisäer Gerechtigkeit. Matth. 5, 20-24.		Ein Zweifler ist unfähig in allen seinen Wegen.	Tageslänge 16 Stunden 2 Minuten.			
Sonnt.	24 G. 4. Johannes d. T.	Geob. d. Großherz. v. Sach.-Weim.-Eisen.	warm	8.45	4.33	4. 1	8. 3
Mont.	25 Eberhard, Entrop.	Eberhart	h	9.36	5.35	4. 1	8. 3
Dienst.	26 Joh. Paul, Jeremias	Kotruda	h	10.17	6.44	4. 2	8. 3
Mittw.	27 7 Schläfer, Ladisl.	Gunilde	h	10.52	7.54	4. 2	8. 3
Donn.	28 Benjamin, Leo II.	Iduberga	h	11.19	9. 3	4. 3	8. 3
Freit.	29 Petrus, Paulus.	Eburga	h	11.45	10.11	4. 3	8. 3
Samst.	30 Pauli Gedächtnis	Edowin	h	Vorm.	11.16	4. 4	8. 3

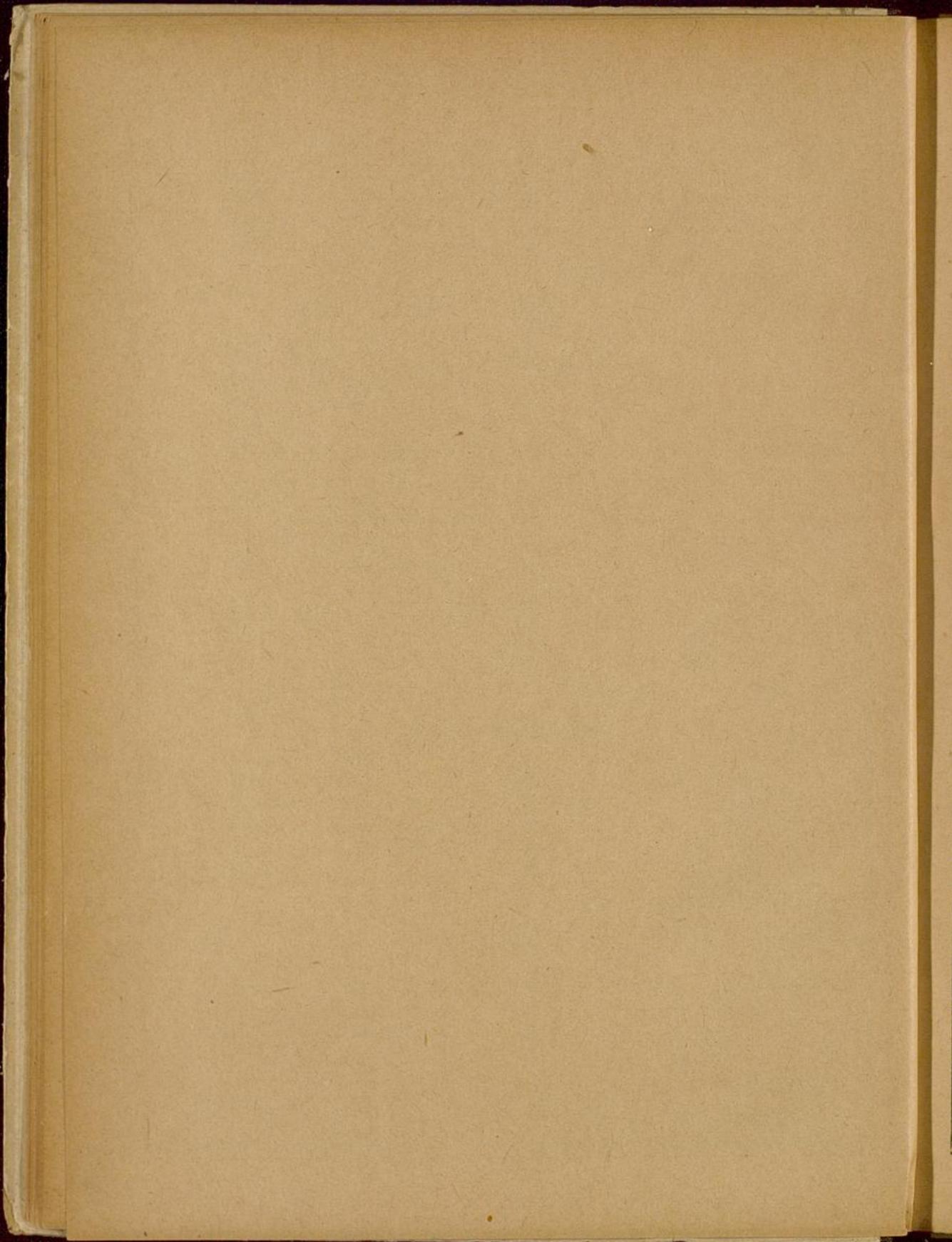
Adelstolz sitzt auf hölzernem Pferde,
Bauernstolz wölgt sich auf der Erde,
Bürgerstolz geht auf hohen Hasen,
Geldstolz steht auf gelben Schlangen,
Gelehrtenstolz, der Hülsen Schwein.

Beamtenstolz fürwahr nicht sein,
Der Priesterstolz die Welt verkehrt,
Der Kriegerstolz, ein bäumend Pferd,
Dichterstolz steigt in den Himmel hinein —
Wo mag der stolzeste Stolz wohl sein?

18. Juni 1815.
Schlacht bei Waterloo.
Nichts wissen ist so schimm
als nichts thun.
Das Glück schenkt nichts,
es leibt nur.

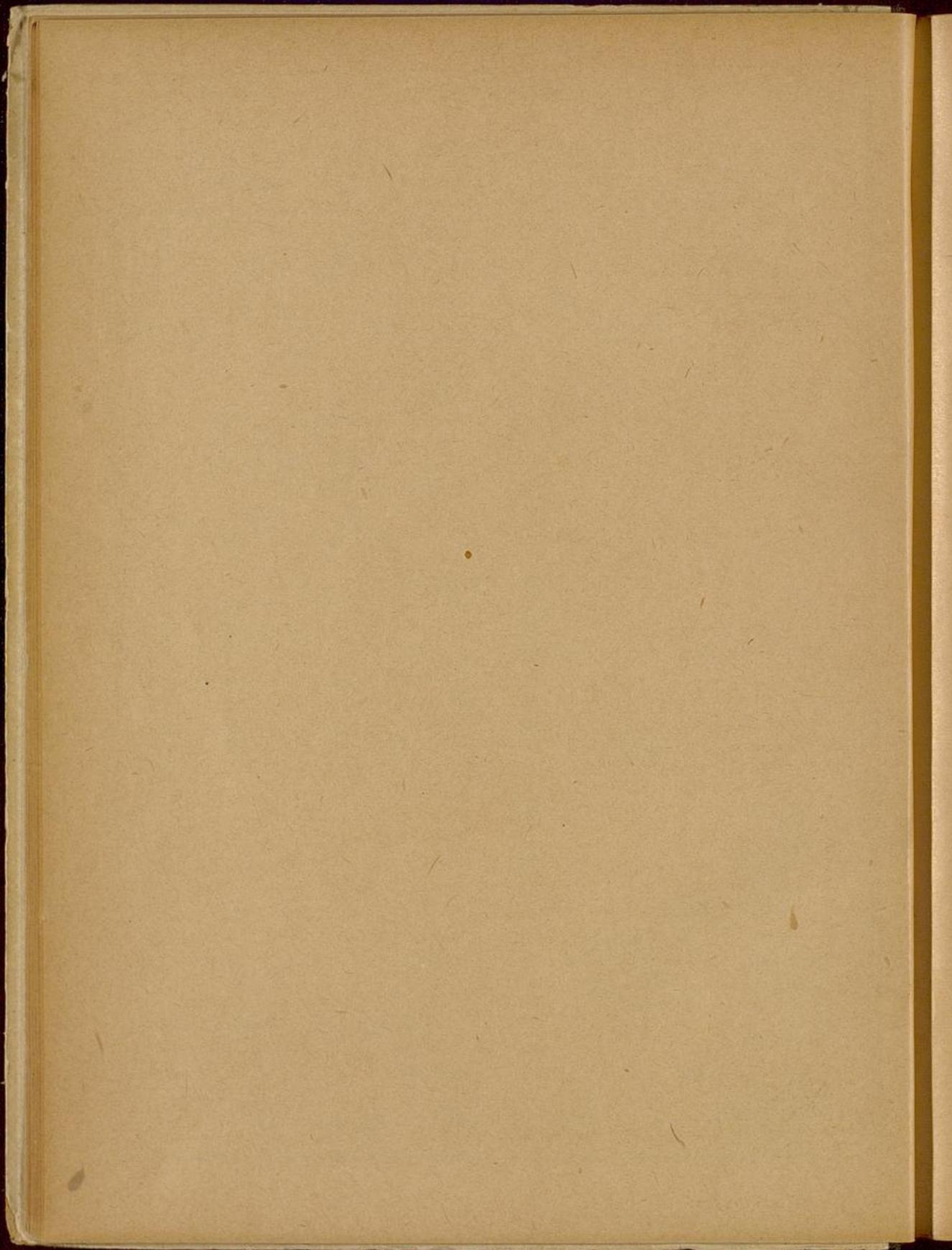


1888. VIII.	August oder Erntemond		C-u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.				
	Monat.	Katholischer u. Evangelischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.			
Mittw.	1	Petri Kettenfeier	Gebürt. d. Fürsten zu Schaumb. Lippe.		schwül	8orm.	2.17	4.36	7.35		
Donn.	2	Portiunkula, Gustav	Gustav, Eudo		ge-	0.10	3.17	4.37	7.34		
Freit.	3	Stephan Erf., Aug.	Walram		witter-	0.44	4.17	4.39	7.32		
Samst.	4	Dominikus, Sigrade	Friedbrant		haft	1.24	5.13	4.40	7.31		
32.	Prot. Die größte Sünderin. Luf. 7, 36-50. Kath. Vom Taubstummen. Mark. 7, 31-37.			Flag dich, rings, siehe, sinn, Dane Best ist kein Gewinn.	Tageslänge 14 Stunden 48 Minuten.						
Sonnt.	5	G. 10. Oswald	Oswald			2.11	6. 4	4.41	7.29		
Mont.	6	Sixtus, Berkl. Chr.	Krafto		C in ☉ ☽ in ☿	3. 6	6.49	4.43	7.28		
Dienst.	7	Afra, Albrecht, Kaj.	Geb. d. Fürsten von Schwarzb.-Sonderb.		6.52 n C o h	4. 9	7.28	4.44	7.26		
Mittw.	8	Reinhard, Cyriacus	Reinhart		(Unf. ☉ Finst.)	5.16	8. 3	4.46	7.24		
Donn.	9	Romanus, Erikus	Dibold		Zahl- kühl	6.28	8.32	4.47	7.23		
Freit.	10	Laurentius, Blanko	Sigolf		☽ ☉ reiche	7.42	9. 0	4.48	7.21		
Samst.	11	Ignatius, Suj., Tib.	Bernolt		Stern- schön	8.56	9.24	4.50	7.19		
33.	Prot. Die Ernte ist groß. Matth. 9, 35-38. Kath. Barmherziger Samariter. Luf. 10, 23-37.			Es ist kein mittelmäßiges Glück, im Mittelstande zu leben.	Tageslänge 14 Stunden 26 Minuten.						
Sonnt.	12	G. 11. Clara, Adele	Wolfrade		Schnuppen	10.12	9.52	4.51	7.17		
Mont.	13	Hippolyt., Cass. Olga	Friedhilde		C ☉ ☽ ☽ i. ☿	11.28	10.21	4.53	7.16		
Dienst.	14	Samuel, Eusebius	Brunhild		6.15 u. C Erdn.	Rachm.	10.52	4.54	7.14		
Mittw.	15	Maria Himmelfahrt	Tridegund		C ☉ ☽ ☽ ☽ h	1.59	11.30	4.55	7.12		
Donn.	16	Jodus, Rochus	Rosamunde		Regen	3.12	Verm.	4.57	7.10		
Freit.	17	Liberatus, Berena	Welleda		feucht	4.18	0.14	4.58	7. 8		
Samst.	18	Klara v. M., Helene	Gebürt. d. Kaisers von Osterreich.		☽ ☉ ☽ trüb	5.17	1. 6	5. 0	7. 6		
34.	Prot. Die christliche Vollkommenheit. Matth. 5, 43-48. Kath. Von 10 Aussätzigen. Luf. 17, 1-19.			Ausgaben, noch so klein, müssen berechnet sein.	Tageslänge 14 Stunden 4 Minuten.						
Sonnt.	19	G. 12. Sebaldus	Sebald, Ruth.		C in ☉ ☽ ☽ ☽ ☽	6. 5	2. 7	5. 1	7. 5		
Mont.	20	Bernhardus, Philib.	Bernhart		C ☉ ☽ h ☽ dir.	6.45	3.14	5. 2	7. 3		
Dienst.	21	Privatus, Franz, S.	Hunolt		1.52 n. C ☽ ☽	7.19	4.23	5. 4	7. 1		
Mittw.	22	Symphorian, Timot.	Gerbert		C ☉ ☽ ☽ ☽ in ☿	7.46	5.34	5. 5	6.59		
Donn.	23	Philippus, Zachäus	Roswitha		☽ ☽ h, ☽ in ☿	8.12	6.43	5. 7	6.57		
Freit.	24	Bartholomäus, Ap.	Diether		☽ wird Abend- stern	8.34	7.49	5. 8	6.55		
Samst.	25	Ludwig, Ludo	Ludwig		☽ * ☽ witter	8.56	8.55	5. 9	6.53		
35.	Prot. Eines ist not. Luf. 10, 38-42. Kath. Vom ungerechten Mammon. Matth. 6, 24-33.			Der Kronen würdig sein ist mehr, als Kronen tragen.	Tageslänge 13 Stunden 40 Minuten.						
Sonnt.	26	G. 13. Severus	Edith, Egith		[Ende	9.19	9.59	5.11	6.51		
Mont.	27	Gebhard, Jos. Uring.	Gebhard		C ☽ h Hundstage	9.43	11. 1	5.12	6.49		
Dienst.	28	Augustinus, Adel.	Frodulf		C Erdf. C ☽ ☽	10.10	Rachm.	5.14	6.47		
Mittw.	29	Johann. Enthaupt.	Dietger		2.50 n. C ☽ ☽	10.41	1. 6	5.15	6.45		
Donn.	30	Felix, Adolf, Rosa	Adolf		C ☽ ☽ ☽ ☽ ☽	11.18	2. 5	5.17	6.43		
Freit.	31	Kaimund, Rebekka	Kaimund		warm	Verm.	3. 2	5.18	6.41		
Der Reichtum verfaunet: Das Höchste bin ich, Was Menschen gelüftet, sie haben's durch mich. Da rief das Vergnügen: Das Höchste bin ich, Man wünschet und lauset durch dich ja nur mich. Da ruft die Gesundheit: Das Höchste bin ich,				Ihr seid nicht genießbar, entbehret ihr mich. Das Höchste, sel' Lugend bescheiden ein, Ist Reichtum, Gesundheit, Vergnügen? D nein! Denn wenn ich ermangle, nichts frommet ihr drei; Unglücklich ist ohne mich, wer es auch sei.				18. August 1870. Schlacht bei Gravelotte. Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige.			

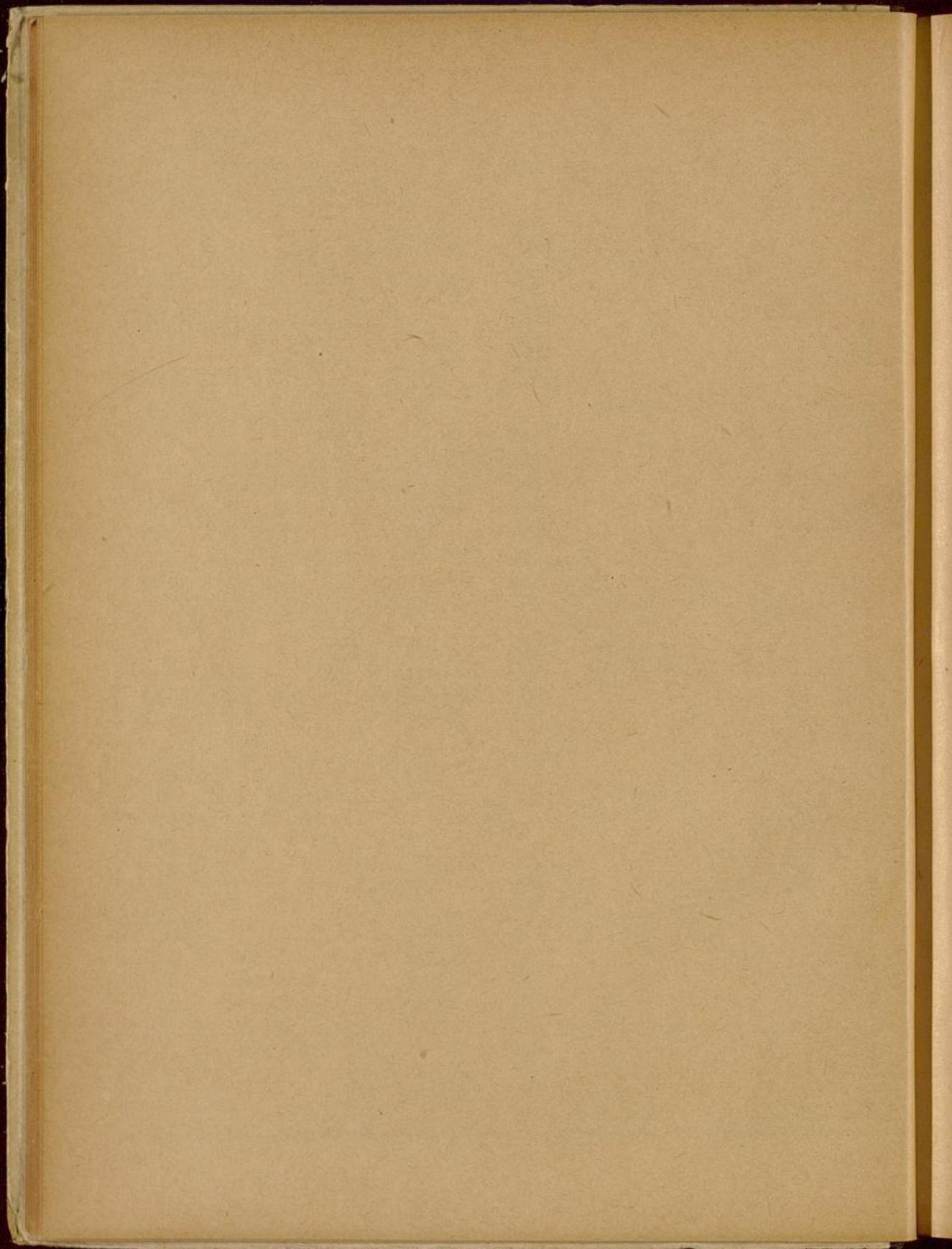


1838. IX.		September oder Herbstmond		C = u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
Monat.	Katholischer u. Evangelischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung			Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Aufg. u. M.	Untg. u. M.
Samst.	1 Egidius, Verena, Nd.	Merlinde			Donner	0. 1	3.55	5.19	6.39
36.	Prot. Die Witwe am Gotteskasten. Marc. 12, 38-44. Kath. Vom Jüngling zu Naim. Luc. 7, 11-16.		Wenn Hochmut aufgeht, Geht das Glück unter.			Tageslänge 13 Stunden 16 Minuten.			
Sonnt.	2 G. 14. Veronika	Wannig		C im	schön	0.52	4.42	5.21	6.37
Mont.	3 Theodosia, Ephraim	Sido		♀ * ♂, ♀ * ♃		1.52	5.24	5.92	6.35
Dienst.	4 Esther, Rosalia	Wangio		♂ h, C □ ♂		2.58	6. 1	5.24	6.33
Mittw.	5 Bertinus, Laurent.	Herbold		(C □ ♃		4. 9	6.32	5.25	6.31
Donn.	6 Viktor, Magnus	Hacho		5.27 v. ♀ in ♃		5.23	6.59	5.26	6.29
Freit.	7 Regina, Alkmund	Alkmund		C ♂ ♀, C ♂ ♀		6.39	7.28	5.28	6.27
Samst.	8 Mariä Geburt	Chnodomar		♂ in ♃	sonnig	7.57	7.55	5.29	6.25
37.	Prot. Schaffet her weise Leute. 5. Moj. 8, 10-18. Kath. Vom Wasserfüchtigen. Luc. 14, 1-11.		Der Hochmut ist ein plebejisches Laster.			Tageslänge 12 Stunden 53 Minuten.			
Sonnt.	9 G. 15. Geburt d. Großh. v. Baden			C Ordu. ♂ in ♃		9.14	8.23	5.30	6.23
Mont.	10 Pthgerus, Nicasius	Ulger		C □ h ♃ in ♃		10.33	8.54	5.31	6.21
Dienst.	11 Felix, Reg., Chr., Th.	Ingomar		C ♂ ♂, C ♂ ♃		11.50	9.30	5.33	6.19
Mittw.	12 Syrus, Guido Geb. d. Großherz. v. Hessen.			10.31 n. ♂ ♂ ♃		Nachm. 10.12	5.34	6.17	
Donn.	13 Hektor, Matern.	Thufinde		beständig		2.12	11. 1	5.35	6.15
Freit.	14 † Erhöhung	Malorich		♂ in ♃, C □ ♀		3.13	11.59	5.37	6.13
Samst.	15 Nikodemus, Editha	Tummelich		C in ♃		4. 3	Verm.	5.38	6.11
38.	Prot. Die Treue. Matth. 25, 14-30. Kath. Vom größten Gebot. Matth. 22, 35-46.		Die Großtöne sind ein altes Geschlecht.			Tageslänge 12 Stunden 29 Minuten.			
Sonnt.	16 G. 16. Eidg. Bettag	Gebürt. d. Herz. v. Sachsen-Altenburg.		C ♂ h be-		4.45	1. 3	5.40	6. 9
Mont.	17 Lambert, Franz	Edwina		C □ ♃ wölft		5.20	2.11	5.41	6. 7
Dienst.	18 Rosa, Richard, Titus	Theoderich		C □ ♂		5.48	3.19	5.43	6. 5
Mittw.	19 Anat., Januarius	Markolf		♂ ♀ Re-		6.13	4.28	5.44	6. 3
Donn.	20 Tobias, Gustachius	Uring		5.56 v. ♀ gen		6.37	5.35	5.45	6. 0
Freit.	21 Matthäus, Evang.	Tandolin		C ♂ ♀, C ♂ ♀		6.59	6.41	5.47	5.58
Samst.	22 Moritz, Landolin	Frida		♂ in ♃ Tag und Nacht gleich.		7.21	7.46	5.48	5.56
39.	Prot. Überschlagen der Kosten. Luc. 14, 25-33. Kath. Vom Gichtbrüchigen. Matth. 9, 1-8.		Heuer im Herzen giebt Hand im Kopf.			Tageslänge 12 Stunden 4 Minuten.			
Sonnt.	23 G. 17. Herkules, Vin.	Ruprecht		(Herbst-Anfang		7.45	8.49	5.50	5.54
Mont.	24 Robert, Marcellus	Adelhart		C □ h ♃ * ☉		8.10	9.52	5.51	5.52
Dienst.	25 Cleophas, Jos. v. C.	Friedebert		C Ordf., C ♂ ♃		8.39	10.55	5.53	5.50
Mittw.	26 Cyprian, Th. v. B.	Amalaberga		C ♂ ♂ regne-		9.13	11.54	5.54	5.48
Donn.	27 Cosmas, Damian	Audomar		riß		9.53	Nachm.	5.55	5.45
Freit.	28 Wenzeslaus, And.	Irnfried		9.2 v. ☾		10.40	1.46	5.57	5.43
Samst.	29 Michael, Marich	Armgart		C □ ♀ ♂ in ♃		11.35	2.35	5.58	5.41
40.	Prot. Das Gebet des Herrn. Matth. 6, 9-13. Kath. Königliche Hochzeit. Matth. 22, 1-14.		Nur die moralische Größe macht den großen Mann.			Tageslänge 11 Stunden 39 Minuten.			
Sonnt.	30 G. 18. Ursus, Hier.	Audung		C in ♃ ♀ in ♃		Verm.	3.19	6. 0	5.39
Wer voll Vertrauen und Glauben ist, Sitt als ein wunderlicher Christ; Doch wer von allen Schlechtes denkt,		Voll Mißtraun Schritt und Blicke lenkt, Den preisen gern weltkluge Männer Als Menschenkenner.		2. September 1870. Napoleon III. bei Sedan gefangen.					

1833. X. Monat.	Oktober oder Weinmond		C = u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
	Katholischer u. Evangelischer.	Deutscher.	Mutmaßl.	Witterung	Aufg. u. M.	Ung. u. M.	Afg. u. M.	Ung. u. M.
Mont.	1 Remigius, Volkmar	Volkmar		un-	0.37	3.56	6.1	5.37
Dienst.	2 Teodegarius, Theoph	Athelm		be-	1.45	4.30	6.3	5.35
Mittw.	3 Trecetia, Zairus	Alapold		stän-	2.58	4.59	6.4	5.33
Donn.	4 Franziskus, Edwin	Franz		dig	4.14	5.27	6.6	5.31
Freit.	5 Constanz, Gzel	Hellmut		sonnig	5.32	5.54	6.7	5.29
Samst.	6 Angela, Bruno	Todemar			6.52	6.22	6.9	5.27
41.	Prot. Jesu Einladung. Matth. 11, 25-30. Kath. Sohn des königlichen Beamten. Joh. 4, 46-53.		Verath, o Menschenseele, nicht, daß du Flügel hast.		Tageslänge 11 Stunden 15 Minuten.			
Sonnt.	7 G. 19. Erntefest in Bayern		Erdn., ♀ <i>Abendeten in großer Ausweichung</i>		8.13	6.52	6.10	5.25
Mont.	8 Pelagius, Ammon	Traugott		kühl	9.34	7.26	6.11	5.23
Dienst.	9 Dionysius, Abraham	Diegitha			10.51	8.7	6.13	5.21
Mittw.	10 Gideon, Franz B.	Gerhilde		Nachm.	8.55	6.14	5.19	
Donn.	11 Burkhard, Emil	Burkhardt			1.9	9.51	6.15	5.17
Freit.	12 Pantalus, Walther	Walther		C im ♀	2.3	10.54	6.17	5.15
Samst.	13 Colomanus, Eduard	Wallia			2.47	Vorm.	6.18	5.13
42.	Prot. Jesus der Weinstock. Joh. 15, 1-8. Kath. Des Königs Rechnung. Matth. 18, 23-35.		Durch Schaden wird man tug, aber nicht reich.		Tageslänge 10 Stunden 51 Minuten			
Sonnt.	14 G. 20. Calixtus		h trüb		3.22	0.16	6.20	5.11
Mont.	15 Theresia, Aurelia	Leupold		reg-	3.53	1.9	6.21	5.9
Dienst.	16 Gallus, Abt, Hildeb.	Erlefried		ne-	4.18	2.18	6.23	5.7
Mittw.	17 Lucina, Hedwig	Geburtst. d. Grohh. v. Mecklenb.-Strelitz.		rißh	4.42	3.25	6.24	5.5
Donn.	18 Lukas, Evangelist	Hadburg		♂ * ♀	5.4	4.30	6.26	5.4
Freit.	19 Ferdinand, Hilar.	Eckhart			5.25	5.35	6.28	5.2
Samst.	20 Wendelinus, Sindolf	Agilolf		5.48	6.39	6.29	5.0	
43.	Prot. Das Reich Gottes ist inwendig. Luf. 17, 20-30. Kath. Vom Zinsgroßchen. Matth. 22, 15-21.		Kenne nie das Klein, was Großes zur Folge hat.		Tageslänge 10 Stunden 27 Minuten			
Sonnt.	21 G. 21. Allg. Kirchw.		retr. schön		6.12	7.42	6.31	4.58
Mont.	22 Columb., Mar. Sal.	Baldwin		in	6.39	8.45	6.32	4.56
Dienst.	23 Severinus, Verus, B.	Eisfried			7.11	9.46	6.34	4.54
Mittw.	24 Salomea, Raphael	Harold		trüb	7.48	10.45	6.35	4.52
Donn.	25 Crispinus, Chryf.	Leutfried		Regen	8.32	11.41	6.37	4.51
Freit.	26 Amandus, Gvarist	Erchanger			9.23	Nachm.	6.39	4.49
Samst.	27 Sabina, Capitolinus	Eldritha		C in ♀	10.21	1.15	6.40	4.47
44.	Prot. Die still wachsende Saat. Mark. 4, 26-29. Kath. Des Obersten Tochter. Matth. 9, 18-26.		Rechtürme sind zum Himmel deutende Finger.		Tageslänge 10 Stunden 3 Minuten			
Sonnt.	28 G. 22. Simon Judä		2.27 v. C ♀ düster		11.26	1.54	6.42	4.45
Mont.	29 Eusebia, Narcissus	Gisela		trüb	Vorm.	2.29	6.43	4.44
Dienst.	30 Hartmann, Gutrop.	Hartmann			0.34	2.58	6.45	4.42
Mittw.	31 Reform.-F. i. Sachf.	Wolfgang			1.47	3.25	6.47	4.40
Der wahre Künstler opfert seiner Kunst Des Volkes Beifall und der höchsten Gunst; Und sprächen ihm auch alle Kritiker Hohn, Was in ihm ist, ist ihm der wahre Lohn.			Wer nie verließ der Vorsicht enge Kreise, Und selbst aus seinen Jugendentagen Nichts zu bereuen hat, nichts zu beklagen, Der war nie thöricht — aber auch nie weise.			27. Oktober 1870. übergabe d. Festung Metz. Was sich soll klären, muß gären.		



1888. XI.		November oder Windmond		C = u. Planetenlauf		Mond.		Sonnens.	
Monat.	Katholischer u. Evangelischer.	Deutscher.	Wettermaßl. Witterung		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.	
Donn.	1 Aller Heiligen	Hildegund		♂	♂ wird Morgenst.	3. 2	3.52	6.48	4.39
Freit.	2 Aller Seelen	Ansgar		♂ ♀	♂ ♀	4.21	4.19	6.50	4.37
Samst.	3 Theophil, Pirmin	Winhilde		♂ ♀	♂ ♀ naß	5.41	4.48	6.51	4.35
45.	Prot. Schwert und Kelle. Ref. 4, 15-20. Kath. Schifflein Christi. Matth. 8, 18-27.		Hoffnungen schaden nichts, aber Erwartungen trügen oft.		Tageslänge 9 Stunden 41 Minuten.				
Sonnt.	4 G. 23. Reform.-Fest	Sigmund		♂	♂ 0.34 n. C Grdn.	7. 5	5.20	6.53	4.34
Mont.	5 Malachias, Zachar.	Komwer		♂ ♀	♂ ♀ Regen	8.27	5.59	6.55	4.33
Dienst.	6 Leonhardus, Alwine	Alwine		♂ ♀	♂ ♀	9.47	6.45	6.56	4.31
Mittw.	7 Florentin, Engelb.	Angelbert		♂ ♀	♂ ♀ kühl	10.58	7.39	6.58	4.29
Donn.	8 4 Gekrönte, Gottfr.	Hermingild		♂ ♀	♂ ♀ Ci. ♀, C♂♂	11.59	8.42	6.59	4.28
Freit.	9 Theodor, Erbo, Mg.	Gunila		♂ ♀	♂ ♀ neblig	Rachm.	9.50	7. 1	4.27
Samst.	10 Justus, Tryphon	Bardolf		♂ ♀	♂ ♀ 4.47 n. C♂♂ h	1.26	11. 0	7. 3	4.26
46.	Prot. Die bösen Weingärtner. Matth. 21, 33-34. Kath. Vom guten Samen. Matth. 13, 24-30.		Am meisten Unkraut trägt der fetteste Boden.		Tageslänge 9 Stunden 21 Minuten.				
Sonnt.	11 G. 24. Martin, Bisch.	Willmar		♂ ♀	♂ ♀ h ☉, ♀ div.	1.59	Berm.	7. 4	4.25
Mont.	12 Martin, Papst, Jon.	Chenthilde		♂ ♀	♂ ♀ frisch	2.25	0. 9	7. 6	4.23
Dienst.	13 Weibert, Stanisl.	Wibert		♂ ♀	♂ ♀ Zahlreiche Sternschnuppen	2.49	1.17	7. 7	4.22
Mittw.	14 Friedrich, Zucundus	Friedrich		♂ ♀	♂ ♀ Reif	3.10	2.22	7. 9	4.21
Donn.	15 Leopold, Leupolt	Notburga		♂ ♀	♂ ♀ trüb	3.31	3.27	7.11	4.20
Freit.	16 Athmarus, Edmund	Landsfried		♂ ♀	♂ ♀ Morgenstern in größter Ausdehnung	3.53	4.31	7.12	4.18
Samst.	17 Florian, Diebold	Sigrade		♂ ♀	♂ ♀	4.16	5.34	7.14	4.17
47.	Prot. Die Dankbarkeit. 5. Mos. 8, 10-18. Kath. Das Himmelreich ein Senforn. Matth. 13, 31-35.		Je schwerer die Kunst, desto mehr Pfuscher.		Tageslänge 9 Stunden 11 Minuten.				
Sonnt.	18 G. 25. Bad. Erntef.	Alboin		♂ ♀	♂ ♀ 3.42 n. ♀ in ♀	4.42	6.37	7.15	4.16
Mont.	19 Elisab., Kön. v. Ung.	Wibrant		♂ ♀	♂ ♀ C Grdf., auf-	5.12	7.38	7.17	4.15
Dienst.	20 Amos, Eduard, Fel.	Ulmann		♂ ♀	♂ ♀ heiternd	5.47	8.39	7.18	4.14
Mittw.	21 Mariä Opferung	Angelinde		♂ ♀	♂ ♀ ☉ in ♀	6.28	9.36	7.19	4.13
Donn.	22 Cäcilia	Wendelgart		♂ ♀	♂ ♀ schön	7.16	10.29	7.20	4.12
Freit.	23 Bußtag in Sachsen	Gekrönt v. Härtzen i. Schw. Kubelst.		♂ ♀	♂ ♀ C in ♀, C♂♂	8.12	11.15	7.22	4.11
Samst.	24 Chrysogon., Joh. v. †	Bathilde		♂ ♀	♂ ♀	9.13	11.55	7.23	4.11
48.	Prot. Text von der Oberkirchenbehörde zu bestimmen. Kath. Greuel der Verwüstung. Matth. 24, 15-35.		Kein größeres Kreuz als Hauskreuz.		Tageslänge 8 Stunden 45 Minuten.				
Sonnt.	25 G. 26. Buß- und Betttag in Baden	Konrad		♂ ♀	♂ ♀ klar	10.18	Rachm.	7.25	4.10
Mont.	26 Konradus, Egbert	Konrat		♂ ♀	♂ ♀ 5.52 n. h	11.27	1. 0	7.26	4. 9
Dienst.	27 Jeremias, Val., Jof.	Willigis		♂ ♀	♂ ♀ lind	Berm.	1.27	7.27	4. 8
Mittw.	28 Sophanes, R. Günth.	Günther		♂ ♀	♂ ♀ trüb	0.40	1.54	7.29	4. 8
Donn.	29 Saturnus, Noah	Helferich		♂ ♀	♂ ♀ Schnee	1.54	2.18	7.30	4. 7
Freit.	30 Andreas, Apostel	Gerwin		♂ ♀	♂ ♀ h retr.	3.11	2.44	7.31	4. 5
Was verkürzt nur die Zeit? — Ehligkeit. Was macht sie unertüchlich lang? — Müßiggang. Was bringt in Sünden? — Harren und dulden. Was macht gewinnen? — Nicht lange besinnen. Was bringt zu Ehren? — Sich wehren.			Renne nicht das Schicksal grausam, Renne seinen Schluß nicht Reid: Sein Geseh ist ew'ge Wahrheit, Seine Güte Gitterklarheit, Und sein Schluß Notwendig'keit.			28. November 1870. Schlacht bei Amiens. Alle Guten sind genugsam. Man seret sich eber alt als reich.			



Die vier Jahreszeiten.

Vom Winter.

Der Winter dieses Jahres hat den 22. Dez. des vorigen Jahres vormittags 3 Uhr 36 Min. seinen Anfang genommen, nämlich am kürzesten Tag, wo die Sonne in das Zeichen des Steinbocks trat.

Vom Frühling.

Der Frühling dieses Jahres beginnt am 20. März vormittags 4 Uhr 27 Min., wobei die Sonne in das Zeichen des Widlers übergeht.

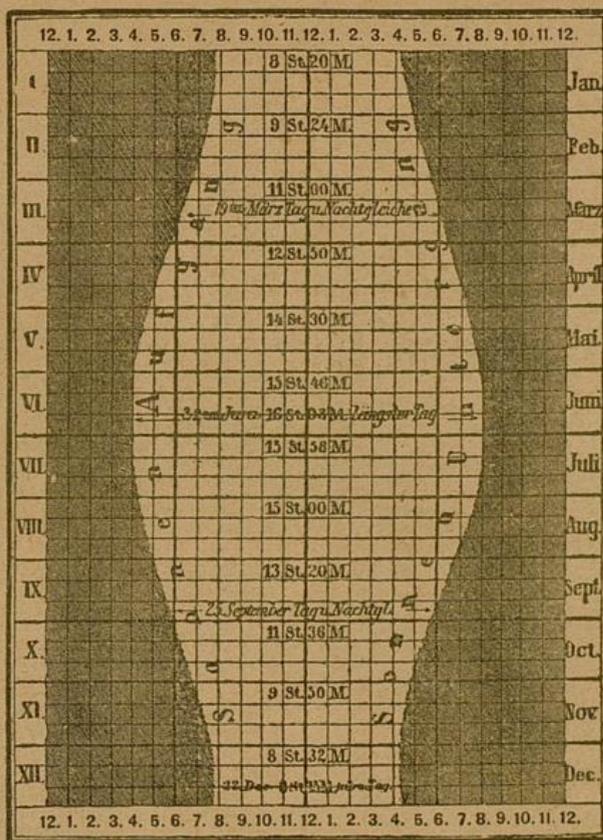
Vom Sommer.

Der Sommer fängt mit dem längsten Tag an, wo die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, nämlich am 21. Juni vormittags 0 Uhr 45 Minuten.

Vom Herbst.

Dieser nimmt seinen Anfang, wenn die Sonne bei der andern Tag- und Nachtgleiche in das Zeichen der Waage tritt, den 22. September nachmittags 3 Uhr 24 Minuten.

Tafel der Tag- und Nachtlänge.



Die Tageslängen.

Nebenstehend bringt der Hinkende eine Tafel, in welcher die Sonnen-Auf- und Untergänge übersichtlich dargestellt sind. Diese Tafel ist der Höhe nach in 12 Abteilungen für die 12 Monate und jede dieser Abteilungen nochmals in je 3 Teile für je 10 Tage eingeteilt, ferner der Breite nach in 24 Teile für die 24 Tagesstunden von Mitternacht bis Mittag und von da wieder bis Mitternacht. Die beiden krummen, in der Mitte bauchförmig aneinandergebogenen Linien geben links die Zeit der Aufgänge und rechts die der Untergänge der Sonne an. Die zwischen diesen beiden krummen Linien befindliche, weiß gelassene Fläche stellt deshalb die Tageslängen und die beiderseitigen geschwärtzten Flächen links die Nachtlängen von Mitternacht bis Sonnenaufgang und rechts von deren Untergang bis Mitternacht dar. Die bei der mittlern die Mittagszeit bezeichnenden Linie von oben bis unten stehenden Zahlen geben die Tageslängen am Anfange eines jeden Monats an.

Von den Finsternissen des Jahres 1888.

Im Jahre 1888 werden fünf Finsternisse stattfinden, drei an der Sonne und zwei am Monde; bei uns wird nur die erste Mondfinsternis sichtbar sein.

Die erste Finsternis ist eine totale am Monde, welche sich vom 28. auf den 29. Januar begiebt, von 10 Uhr 2 Min. nachmittags bis 1 Uhr 42 Min. vormittags. Von 11 Uhr 2 Min. bis 0 Uhr 41 Min. ist der Mond ganz vom Erdschatten bedeckt. Etwa eine Stunde lang vor und nach der Finsternis wird man den Halbschatten der Erde auf dem Monde bemerken können. Die Finsternis wird in der westlichen Hälfte Asiens, in Europa, Afrika, Südamerika und in der östlichen Hälfte Nordamerikas gesehen werden.

Die zweite Finsternis ist eine partielle an der Sonne, welche sich vom 11. auf den 12. Februar ereignet. Ihr Beginn auf der Erde überhaupt fällt auf nachmittags 10 Uhr 27 Min. und ihr Ende auf vormittags 1 Uhr 54 Min. Man wird sie nur in den südlichen Polargegenden und auf der Südspitze Südamerikas bemerken.

Die dritte Finsternis ist ebenfalls eine partielle an der Sonne und begiebt sich am 9. Juli von 5 Uhr 22 Min. bis 8 Uhr 44 Min. vormittags. Sie ist im südlichen Teil des indischen Meeres sichtbar.

Die vierte Finsternis ist eine totale am Monde. Sie ereignet sich am 23. Juli von 4 Uhr 27 Min. bis 8 Uhr 6 Min. vormittags und wird in der Westhälfte Afrikas, im südwestlichen Europa und in Amerika beobachtet werden.

Die fünfte Finsternis ist wieder eine partielle an der Sonne und findet am 7. August nachmittags, auf der Erde überhaupt nachmittags von 5 Uhr 34 Min. bis 7 Uhr 41 Min. statt. Man wird sie in einem Teil des nördlichen Polarmeeres und in der nördlichen Hälfte Europas sehen.

Januar

Gereimter Bitterungskalender.

Bei Donner im Winter ist viel Kälte das hinter. — Morgens Morgenwind, mittags Mittagwind, auf Tage schön Wetter wir sicher sind. — Gut Wetter künbet Abendrot, doch Morgenrot bringt Wind und Kot. — Der Abend rot und weiß das Morgenlicht, dann trifft den Wanderer böses Wetter nicht. — Auf gut Wetter vertrau, beginnt der Tag nebelgrau. — Die dunkle Nacht heitren Tag macht. — Frühregen entweicht, eh' die Uhr auf zwölfe zeigt. — Regen in der Frühe gilt als gut Zeichen aller Welt. — Wenn kleiner Regen will, macht großen Wind er still.



31 Tage.

Letztes Viertel den 6. nachm.
0 U. 14 M. Rauch und windig.
Neumond den 13. vorm.
9 U. 10 M. Schneefall.
Erstes Viertel den 21. vorm.
5 U. 21 M. Bringt Kälte.
Vollmond den 28. nachm.
11 U. 50 M. Hell.
Sichtbare Mondfinsternis.

Im Bahnwarthäuschen

von H. Billinger.



er Zug mit seinen rotleuchtenden Augen dampfte davon, der Bahnwart warf einen Blick zum Sternenhimmel, murmelte leise: „Gut Nacht, Alte da oben“ und trat in sein

Häuschen. Drinnen saßen seine sechs mütterlosen Kinder am Fenster und die Große sang:

Weißt du, wie viel Sternlein stehen
An dem blauen Himmelszelt —

und das Kleinste langte ihr dabei immerfort in den Mund, wie um die Töne zu fassen, die es hörte. Dem Bahnwart war der Hund entgegengelauften und streckte sich webednd an ihm empor. „Ja, Karo,“ sagte der Mann und hing seinen Rock an den Nagel. „es thut mir leid, aber sechzehn Mark für so einen lumpigen Köter, jetzt, da ich eine Magd zahlen muß, das geht nicht länger. Die Große wandte sich um: „Vater, uns ist der Karo lieber als die brummige Dortel, die laß nur laufen.“ — „So,“ sagte er, „willst du vielleicht allein fertig werden? Das mücht' ich mitansehen.“ Er setzte sich an den Tisch und die Magd kam herein und brachte ihm Brot und Käse und ein Glas Bier. Mit dem Bier in der Hand ging der Mann zu den Kindern; das kleinste, ein großäugiges Kahlköpfchen, mußte ihm Bescheid thun. Es zierte sich nicht, that einen Schluck und verzog dann 's Mäulchen, indem ihm die schwarzen Augen überliefen. Die Kinder lachten es aus und der Dide dachte wie allabendlich, wenn dieser Akt vor sich ging: Wä' ich doch das Kleinste!

Während der Mann speiste, sagte die Große zu den Geschwistern: „Jetzt weiß ich's, der Vater will den Karo wegthun, er kostet sechzehn Mark.“ Die

*) Aus: Aus dem Kleinsten, Erzählungen von H. Billinger. Verlag von Moritz Schauenburg in Jähr.

Bestürzung war groß; der Karo war mit allen aufgewachsen, keines konnte sich das Leben ohne den Karo denken.

„Heut giebt's noch die dickste Käse-rinde, Alter, ja,“ sprach der Bahnwart zu seinem Hund, „vielleicht find' ich auch einen, der dich nimmt, damit du nicht ins Gras beißen mußt, jawohl, Alter.“

Der Mond beleuchtete sämtliche zum Weinen bereiten Kindergesichter, nur die zweite, die Hexe, stand im Hintergrund und biß trotzig in ihren schwarzen Pops. Man sah fast nichts von dem blassen Gesicht vor lauter schwarzem, mächtigem Haar. Da sagte ein Blondköpfchen, die lieblichste von allen: „Bist, ich weiß was.“ Und wenn sie so das Fingerchen auf den Mund legte und mit den glänzenden Augen ins Weite schaute, dann wußte sie in der That immer was und groß und klein hörte ihr gern zu.

„Es kam vom Himmel ein Wagen gezogen,“ begann das Kind, „mit einer großen schönen Königin, und sie trug ein Kleid von Silber und einen Hut von Gold, und in der Tasche hatte sie Geld, mehr als der Lehrer, mehr als die ganze Welt. Und ich hab's ihr gesagt vom Karo und sie hat gleich gemickt und war so gut und hat es heimlich unter mein Kopfkissen gesteckt, all das viele, viele Geld — und da liegt's nun.“ — Die Große nickte mit einem mütterlichen Lächeln, aber als die Erzählerin nach ihrem Bettchen lief, folgte ihr nur das zweitkleinste, kaum zum Gehen fähige Wesen. Der Dide glaubte nicht mehr an Wunder; er stellte sich mit gepreizten Beinen vor den Vater hin und sprach die bedeutungsvollen Worte: „Wer aber soll jetzt die alten Brocken fressen?“ Wenn er geglaubt, seinen Vater mit dieser Frage in Verlegenheit zu bringen, so sah er sich getäuscht; mit vollkommener Ruhe erwiderte dieser: „Du, Dider.“

Und Karo, um den jetzt fünf kleine Herzen bluteten — das sechste kannte erst Nahrungsforgen — Karo fraß mit Appetit seine Käse-rinde und verfügte sich dann wie gewöhnlich nach dem letzten Bissen zu seinen Kameraden, die ihn mit offenen Armen empfingen. Wie doppelt schmerzlich erschien es ihnen, ihn verlieren zu müssen, jetzt, da sie ihn so traulich in ihrer Mitte hatten! Der Bahnwarter nahm sein Zeitungsblättchen aus der Tasche und vertiefte sich in die Politik. Sonst hatte er immer von Zeit zu Zeit den schwägenden und schreienden Kindern ein — Ruhe! — zuzurufen

Februar

Regenbogen am Morgen, des Hirten Sorgen,
 Regenbogen am Abend, den Hirten labend. —
 Wind vom Sinken der Sonn' ist mit Regen
 verhäubet, Wind vom Steigen der Sonn' und
 gut Wetter verkündet. — Der Nebel, wenn
 er steigend sich erhät, bringt Regen, doch klar
 Wetter, wenn er fällt. — Dicke Abendnebel
 begen öfters für die Nacht den Regen. — Wenn
 kurz vor Vollmond der Sonn' Ausgang neblig
 war, wird's Wetter in den nächsten Tagen
 warm und klar. — Winternebel bringt Tau
 bei Ostwinde, bei Westwind treibt er weg
 das Gefinde. — Des Stinfnebel's Gewalt
 macht's Wetter rauh und kalt.



29 Tage.

Bestes Viertel den 4. nachm.
 7 U. 58 M. Warm und feucht.
 Neumond den 12. vorm.
 0 U. 24 M. Schne.
 Unsichtbare Sonnenfinsternis.
 Erstes Viertel den 20. vorm.
 2 U. 31 M. Meist schön.
 Vollmond den 27. nachm.
 0 U. 29 M. Regnerisch.

müssen. Heute war's ganz still; eng zusammen-
 gerückt hielten sie ihr Kleinod alle miteinander
 umfaßt. Aber obgleich es aus Liebe geschah, dem
 Karo erschien die Lage als die möglich unbequemste.
 Er schüttelte sich ein wenig und da dies nichts
 half, legte er endlich resigniert den Kopf auf den
 Schoß des Jüngsten; das patzte ihm mit den
 dicken Händchen auf die Nase, rufte ihn an den
 kurz verschnittenen Ohren und griff in seine treuen
 Augen. Er ließ sich alles gefallen von diesen
 weichen Händchen, die nicht wehe zu thun vermochten;
 nur nach den Größern schnappte er manchmal,

eigenen Kopf und schon die Mutter hatte gesagt:
 „Mit der wird man am wenigsten fertig.“ Die
 Große, ein braves, ordentliches Schulmädchen, hatte
 immer Gelegenheit, sich der Schwester zu schämen,
 denn wo sich Buben und Mädel balgten, spielte
 die längliche, grün- und rottarierte Schultasche der
 Schwarzen stets die Hauptrolle. Und wenn sie
 daherkam im wehenden Rock, mit den herabwallen-
 den Zöpfen, so hieß es allenthalben unter den
 Kindern: „Seht, da kommt die Zopfschere!“ Aber
 auf diesen Titel war sie auch nicht wenig stolz,
 denn wo sie ging und stand, immer wurden diese

denn jedes
 wollte ihn
 an einem
 Beine
 halten.

„Ich
 weiß auch,
 was ich
 thue,“
 sagte die
 Große,
 „ihr
 braucht
 nicht trau-
 rig zu
 sein; ich
 werd' dem
 Vater sa-
 gen, daß
 er mir
 übers
 Jahr kein
 Konfir-
 manden-
 kleid zu
 kaufen
 braucht,



ich werd' ihm sagen, er soll dafür den Karo behal-
 ten.“ Der Dide, von Natur ungläubig, zuckte im-
 mer die Achseln wie ein Alter, dabei guckte ihm das
 Hemdchen hinten heraus. „Ich weiß ganz was an-
 deres,“ sagte er; „wenn der Vater den Karo holen
 will, dann schrei' ich — ich kann besser schreien als
 ihr alle — ich schrei', bis er ihn losläßt.“ — „Und
 ich weiß auch was,“ sagte das Blondköpfchen, „ich
 bet' zum lieben Gott.“

Während sie so alle etwas wußten, saß die Hexe
 in einer schmalen kleinen Ecke zwischen der Kommode
 und dem breiten Wandschrank. Sie hatte ihren

und in
 den Rock
 schlüpfte, um seinen Dienst zu versehen, trat ihm die
 kleine Person plötzlich in den Weg und sagte in ihrer
 trotzigem Weise: „Das ist aber böß von dir, Vater, der
 Karo soll nicht fort, ich leid's nicht!“ Nun that's dem
 Mann ja selber leid und das machte ihn größer
 als nötig. „Du hast am allerwenigsten zu sagen,“
 fuhr er sie an, „vergeht denn ein Tag, ohne daß
 man dich schelten muß, die fünf zusammenge-
 nommen sind besser zu haben als du.“ Er ging und
 die Schwarze verfügte sich zornigläubend in ihren
 Schuß- und Trugwinkel. Augenblicklich kam der
 Karo herbei und leckte ihr eifrig übers Gesicht; das

raben-
 schwarzen
 faustdicken
 Flechten
 bewun-
 dert, de-
 ren En-
 den den
 Saum
 ihres ver-
 waschenen
 Röckchens
 berührten.
 Sie saß
 in ihrer
 Ecke und
 lauschte
 auf das
 leise Ge-
 flüster ih-
 rer Ge-
 schwister.
 Als der
 Vater
 aufstand

März

Viel und langer Schnee: viel Heu, aber mager Korn und dicke Syren. — Viel Schnee, den uns der Feind entfernt, läßt zurück und reiche Ernte. — Bleibt der Winter zu fern, nachwintert er gern. — Je drei Tage Sonn und ein Tag Regen, gleicht aus in Niedrigung und Höhe den Segen. — Mag der Rauch nicht aus dem Schornstein wallen, dann will der Regen aus den Wolken fallen. — Baumblüten, die im Herbst kommen, haben künftigen Sommer die Frucht genommen. — Stellen Blätter an den Eichen schon vor Mal sich ein, geblüht im Lande Korn und Wein. — Verblühen nur die Kirichen gut, auch Regen im Blühn dann was Rechtes thut.



31 Tage.

- Letztes Viertel den 5. vorm. 3 U. 57 M. Regen.
- Neumond den 12. nachm. 4 U. 52 M. Raß u. stürmisch.
- Erstes Viertel den 20. nachm. 9 U. 15 M. Wind.
- Vollmond den 27. nachm. 10 U. 39 M. Regnerisch.

war sein Amt, so oft sie gescholten wurde, und das ließ er sich nicht nehmen.

Als der Bahmwart eine Stunde später in die Stube trat, war alles still. Er nahm das Lämpchen vom Tisch und leuchtete in den Nebenraum, in welchem eine Lagerstätte neben der andern stand. Die Große schlief mit dem Jüngsten im Arm und er schaute das frühgeplagte Mütterchen wehmütig an. Der Dicke machte Fäuste, das Blondköpfchen sah aus, als träume es von Engeln. Aber der Bahmwart suchte den Karo, den er jetzt leise fortzuführen gedachte. Er fand ihn auf der Decke neben der Hexe; ihre dicken Böpfe umwandten wohl sechsfach den Hals des Hundes, der blinzelte seinen Herrn freundlich an und schlief ruhig weiter. „Die Hexe,“ flüsterte der Mann, „mach' ich ihn los, giebt's ein Geschrei und alle wachen auf — die verdammte Hexe.“ Lachend suchte er das eigene Lager.

Am folgenden Morgen hatten die Dinge alle ein anderes Aussehen; die Große bemerkte, wie fadenscheinig und verflücht ihr schwarzes Kleid sich ausnahm, und als sie überdachte, wie traurig sie neben ihren neugetriebenen Kameradinnen am Konfirmandentag eingerehen würde, fand sie das Opfer für den Karo zu groß und schwieg. Der Dicke hatte des Morgens im Bett, eingebend seines Vorjatzes, gleich ein großes Geschrei angestimmt, vom Vater aber eine so schallende Ohrfeige erhalten, daß ihm alles fernere Protestieren verging. Das Blondköpfchen aber, das hatte über den neuen Geschichten, die ihm einfielen, all sein Leid vergessen; sie erzählte sie, in Ermangelung anderer Zuhörer, dem Jüngsten, das auf der Erde saß, am Daumen schnüllte und sehr verständig zuhörte. Die Hexe war gleich nach dem Frühstück verschwunden; nach dem Karo wagte niemand zu fragen, denn der Vater war sehr schlechter Laune.

Kaum hatte er die Stube verlassen, ging's an ein Suchen und Rufen, aber kein Karo kam. Nun war's entschieden, schluchzend rückten die Kinder zusammen. Die Große hatte bittere Reue, sie hätte allem Unglück abhelfen können und das beschämte sie vor sich selber. Der Dicke, die Hände in den Taschen, sprach in einem Anfall von Nachbedurst: „Aber ich weiß auch, was ich thu' — ich esse gar nichts mehr.“

Später kam der Vater; die Hundegeschichte fing an, ihn zu verstimmen. „Wo ist der Köter?“ fragte er, „heraus damit, es muß ein Ende nehmen.“ Die Kinder erklärten einstimmig, sie wußten nichts

vom Karo; der Vater wollte es nicht glauben und holte die Rute aus der Ecke. Da sie trotzdem bei ihren Versicherungen blieben, legte er die Rute neben sich. „Diesmal soll sie die Hexe fühlen, damit sie lernt, zeitig zum Essen zu kommen.“

Die Magd setzte den Kartoffelbrei auf den Tisch, für den Vater gab's noch eine Wurst. Gerade als jedes seinen Löffel ausstreckte, flog die Thüre auf und die Hexe und Karo stürzten miteinander über die Schwelle — sie atemlos, mit einem Bettel in der Hand, den sie vor den Vater hinlegte. Der schaute sie ganz entsetzt an: „Wie siehst du aus — wo sind deine Böpfe?“ — „Verkauft,“ lachte sie, „und da ist der Tazettel für den Karo, ich hab's gleich auf dem Rathhaus bezahlt.“

Die Kinder stürzten mit einem Freudengeschrei über den Wiedergewonnenen her und die Hexe, nun ihrer schönsten Fierde beraubt, blickte den Vater halb ängstlich, halb triumphierend an. Der schwieg, indem er mit einer an Ingrimme streifenden Hast seine Wurst aufspießte. Sie bekam nicht die Rute, die Hexe.

Drei Hälften.

Man spricht wohl von der „bessern Hälfte“, und das hat einen Sinn, wenn's z. B. ein höflicher Chemann von seiner lieben Frau sagt oder ein Feinschmecker von dem obern Teile des Spargels. Auch eine „schönere“ Hälfte giebt's bei manchem Ding. Gewagter schon ist's, von einer „größern“ Hälfte zu reden, da bei richtiger Teilung die eine der andern gleich sein muß. Aber noch weiter ging einmal ein junger Buchhändler, der im Eifer des Gesprächs die unüberlegte Ausrufung fallen ließ: „Ich teilte die ganze Auflage in drei Hälften.“ — „Glückseliger Mann,“ unterbrach ihn der kaltblütige Rechner, „der aus einem Ganzen andert-halb machen kann! Lehren Sie mich doch diese edle Kunst, und ich will mit der geringsten Summe, ja mit einem Pfennige anfangen und bald der reichste Mann auf Erden sein.“

Ein fleißiges Büblein mag einmal ausrechnen, wie oft man, sagen wir einen Groschen, mit andert-halb multiplizieren muß, um auf etwa hundert-tausend Mark zu kommen.

Für Geist und Herz.

Wenn der große Versöhner Tod erscheint, dann bereuen wir nie unsere Güte und Milde, sondern nur unsere Härte und Strenge.

April

Halten Birr' und Weib' ihr Wisfellaub
lange, ist zeit'ger Winter und gut Frühjahr
im Gange. — Viel Buchnüsse und Eichen,
dann wird euch der Winter nicht schmelzeln. —
An schönen Herbst und gelinden Winter
glaubt, werden die Bäume schon im September
entlaubt; doch bleibt das Laub bis zum No-
vember hinein, wird strenger Winter kein
tuzger sein. — Wenn am Schlehborn vor
Mai schon Blüte hängt, schon Reife der
Reggen vor Iakobi empfängt. — Am Heu
und Korn wird schlimmer es sehn, je später
wir Blüten am Schlehborn sehn. — Viel
Hopfen, viel Korn, viel Speiß' und Trant
und Gott dem Herrn verdoppelten Dant!



30 Tage.

Letztes Viertel den 3. nachm.
1 U. 13 M. Feuchte Witterung.
Neumond den 11. vorm.
9 U. 39 M. Raube Luft.
Erstes Viertel den 19. nachm.
0 U. 24 M. Meist hell.
Vollmond den 26. vorm.
6 U. 53 M. Abwechselnd.

Die Wachtel ruft.

(Aus „Hortus deliciarum“ von K. Eichrodt.)



Wenn im Lenz des Stromes Wellen schwellen,
Wenn sie in der Sonne Gluten fluten,
Wenn das Korn in Wogen rauscht,
Wenn die Blume Küsse tauscht,

Früh des Morgens vor dem Tag
pif pif perif,
So tönt im Feld der Wachtel-
schlag.

Allwärts klingen dann die
Lieder wieder,
Allwärts wollen heiße Rosen
lofen,
Auch die Liebe bricht den Bann,
Schleicht zu dem geliebten Mann,
Fürchtet nicht den Tau im
Hag,
wenn pif perif
Sie lockt im Feld der Wachtel-
schlag.

Will Frau Venus noch in
Mauern trauern,
Nicht sich zu erneutem Leben
heben?
Ja, sie naht mit mächt'gem
Schritt,
Reißt die Herzen und Hände
mit,
Nichts ihr widerstehen mag,
wenn pif perif
Im Felde lockt der Wachtel-
schlag.

Deutsche Sprüche.

Sag niemals leise, niemals
laut,
Was dir ein Freund hat an-
vertraut.

Deutsches Haus, deutsches Land,
Schirm' es Gott mit starker
Hand.

Drei Ding' im Haus sind un-
gelegen:
Der Rauch, ein böses Weib
und Regen.
Das vierte beschwert es über-
aus:
Viel' Kinder und kein Brot im
Haus.

M a i

Lassen die Frösche sich hören mit Knarren, wirst du nicht lange auf Regen harren. — Wenn der Froschlaich im Lenz tief im Wasser war, auf trockenem Sommer deutet das; liegt er flach nur oder am Ufer gar, dann wird der Sommer besonders nah. — Wenn Johanniswürmchen schön leuchten und glänzen, kommt Wetter zur Luft und im Freien zu Tänz; verbringt sich das Tierchen bis Johanni und weiter, wird's Wetter einweilen nicht warm und nicht heiter. — Wenn Spinnen fleißig weben im Freien, läßt sich dauernd schön Wetter prophezeien; weben sie nicht, wird's Wetter sich wenden, geschieht's bei Regen, wird bald er enden.



31 Tage.

Lehtes Viertel den 3. vorm.
0 U. 18 M. Sonnenschein.

Neumond den 11. vorm.
1 U. 55 M. Kühl und neblig.

Erstes Viertel den 18. nachm.
11 U. 36 M. Schön und warm.

Vollmond den 25. nachm.
2 U. 11 M. Veränderlich.

Das Geheimniß des Hauses.

Zu Straßburg im Elsaß lebte einst ein Lehrer, der sich kümmerlich durchhelfen mußte. Seines Lebens Freude fand er aber in neun Kindern, die zu sättigen freilich keine Kleinigkeit war. Rechnete er am 1. Januar, was sie das Jahr hindurch an Hosen, Jacken, Schuhen und Stiefeln brauchen würden, was an Brot, Gemüse und Kartoffeln nötig war, dann hätte ihm der Kopf schwindeln und sein Herz verzagt sein müssen, wenn er nicht den getreuen Gott im Himmel gekannt hätte. Auch waren für seine kleine Wohnung die neun keine geringe Einquartierung; und wenn schon für ihre Betten und Bettlein kaum Platz war, so noch weniger für das Spiel und den Lärm, der dem lustigen Volk doch unmöglich versagt werden konnte. Aber Vater und Mutter wußten vortrefflich Regiment zu halten; und wer zu dem Schullehrer kam und sah die Ordnung und Reinlichkeit in Stube und Kammer und jedes der Kinder sauber und thätig und den jüngern Geschwistern hilfreich, und schaute, wie die Eltern unter den Kleinen walteten, der mochte sich billig wundern, und nicht jeder verstand, wie der arme Lehrer das in seinem Hause zustande brachte.

Eines Tages kam ein Besuch zu ihm, gerade zur Mittagszeit. Als der Fremde die vielen Kinder um den Tisch sitzen und auf ihren Tellern arbeiten sah, sprach er in mitleidigem Tone: „Sie armer Mann! was für ein Kreuz haben Sie zu tragen!“ — „Ich, ein Kreuz zu tragen?“ fragte der Hausvater verwundert, „was meinen Sie damit?“ — „Neun Kinder! darunter sieben Buben!“ sagte jener und fügte schmerzlich hinzu: „Ich habe nur zwei und jeder von ihnen ist mir ein Nagel zu meinem Sarge.“

Der Lehrer erwiderte mit großer Entschiedenheit: „Das sind mir die meinigen nicht.“ — „Wie geht das zu?“ fragte jener kopfschüttelnd. — „Das will ich Ihnen erklären!“ sprach der Hausvater mit heiterm Gesicht. „Sehen Sie, ich habe meinen Kindern eine herrliche Kunst gelehrt: die Kunst zu gehorchen. Nicht wahr, Knaben, ihr wißt, daß ihr den Eltern gehorchen müßt? Wißt ihr es nicht?“ — „Ja!“ sagten die Kinder. — „Und ihr gehorcht auch gern?“ fragte der Vater weiter; denn das Fragen verstand er. Die beiden kleinen Mädchen lachten den Fremden schelmisch an; aber die sieben Jungen antworteten: „Ja, lieber Vater; ja gewiß, lieber Vater!“

Dieser aber sagte zu dem Gaste: „Sehen Sie, Herr, wenn der Tod zu meiner Thür hereinkäme und wollte mir eins von den neun holen — hier zog er sein Sammettäppchen ab und warf es gegen die Thür —, so würde ich zu ihm sagen: „Nur, wer hat dir weis gemacht, daß ich eins zu viel habe?“ Da stuzte der Fremde und begann einzusehen, daß nur ungehorfame Kinder einen Vater unglücklich machen. — Einer von den neun des armen Schullehrers aber, die so wadere Antwort gegeben hatten, ist ein segener und berühmter Mann geworden. Sein Name ist allbekannt; es war der selige Pfarrer Oberlin in Steinthal.

Wer von beiden den bessern Vater gehabt, der Vater oder der Sohn?

Des Hofbauern Mathä hatte die gar nicht löbliche Gewohnheit, immer der letzte zu sein im Wirtshause und an allen Hänkeln und Schlägereien, die es unter den ledigen Burschen des Dorfes untereinander, oder zwischen ihnen und auswärtigen, besonders zur Nachtzeit, oftmals absetzte, jedesmal den thätigsten Anteil zu nehmen. Darin suchte er seinen Vorzug vor andern und seinen Ruhm, weil er keinen bessern kannte. Bei solchen oft blutigen Kaufereien teilte er Schläge aus, so viel er nur immer konnte, nahm aber nicht selten auch eine gute Tracht mit heim. Wer ausgiebt, muß einnehmen. Ein altes, überall richtiges Sprichwort. Eines Morgens, als er wieder mit blauem Auge und tagenämmerlich zum Frühstück kam, rügte der Vater, dem es allmählich doch zu dief kam mit solchen Roheiten: „Mathä! jetzt mein' ich, wär's genug und das leid' ich nimmer, es muß einmal ins Geleis und in die Ordnung mit dir! Wenn ich so gethan hätte vor meinem Vater, der wäre mir nicht übel gekommen!“ Darauf bemerkte der Bub, der sich in seiner Ungezogenheit gegen den Vater vieles herausnehmen durfte: „Ihr werdet auch einen saubern Vater gehabt haben!“ — „Was!“ eiferte der Bauer darüber aufgebracht, „ungezogener Plummel, der du bist; jedenfalls einen bessern als du!“ Und damit hatte er das Beste gesagt seit langer Zeit.

Wie die alten sungen,
Zwitschern auch die Jungen.

Juni

30 Tage.

Eine Elster allein ist schlechten Wetters Zeichen, doch fliegt das Elsternpaar, wird schlechtes Wetter weichen. — Singt die Graamüde, eh' treiben die Reben, will Gott ein gutes Jahr uns geben. — Steigt die Lerche hoch, singt lange hoch oben, hobt bald ihr das lieblichste Wetter zu loben. — Der Mittag des Freitags prägt oft uns ein, wie künftigen Sonntag das Wetter wird sein. — Im Juni wird des Nordwinds Horn noch nichts verderben an dem Korn. — Stellt der Juni mild sich ein, wird mild auch der Dezember sein. — Juni trocken mehr als nah, bringt gut Roth dem Winterjah. — Hat Mercurius am Regen behagen, will er ihn auch in die Ernte jagen.



- Festes Viertel den 1. nachm.
- 1 U. 25 M. Warme Regen.
- Neumond den 9. nachm.
- 5 U. 5 M. Sonnenschein.
- Erstes Viertel den 17. vorm.
- 7 U. 21 M. Gewitter.
- Vollmond den 23. nachm.
- 9 U. 39 M. Unbeständig.

Wechselweiser Unterricht.

Dechant Swift, ein berühmter Schriftsteller, war seiner Zeit in England ein hochangesehener Mann und seine vornehmen Freunde tauschten und lobten nicht nur seine Werke, sondern gaben ihm ihren Beifall und ihre Zuneigung gelegentlich auch durch dankenswerte Geschenke zu erkennen. Unter andern sandte ihm der junge Lord Nimrod häufig einen Teil seiner Jagdbeute zu und der Gelehrte ließ sich die Rebziemer, Häslein und Feldhühner recht wohl schmecken.

Aber, war's Geiz, war's Zerstreutheit, er vergaß regelmäßig, dem Überbringer ein Trinkgeld zu geben, und das ärgerte den wackeren Burschen sehr. Keinen Gang machte er weniger gern als den zum berühmten Dechanten und als er eines Tages doch wieder hingeführt wurde, rächte er sich durch Grobheit. Ohne anzuklopfen, riß er die Thüre des Studierzimmers auf, ohne die Mütze abzunehmen, warf er ein paar Vögel auf den nächsten Stuhl: „Zwei Schnepfen!“ knurrte er und wollte wieder gehen. Doch da erhob sich Swift, heute



„Seine Herrlichkeit Lord Nimrod lassen sich dem hochwürtigen Herrn Dechanten schönsten empfehlen.“

etwas weniger zerstreut, oder durch die Flegellei gereizt. „Junger Mann,“ rief er verweisend, „dienst einem so noblen Herrn und hast so wenig Lebensart? Weißt du denn gar nicht, was sich gehört? Setz dich hier in meinen Sessel; ich will dir einmal zeigen, wie man eine Bestellung anständig ausrichtet!“

Der Bediente machte ein dummes Gesicht und gehorchte; Swift aber ergriff die Schnepfen, ging hinaus, klopfte bescheidenlich an, trat mit einer tiefen Verbeugung ein und sprach, den Hut in der einen, das Geschenk in der andern Hand, höflich: „Seine Herrlichkeit Lord Nimrod lassen sich dem hochwürtigen Herrn Dechanten schönstens empfehlen und bitten, das kleine Erträgnis der Jagd freundlich anzunehmen und in bestem Wohlsein zu verzehren. Die Schnepfen sind erst gestern geschossen

und hoffentlich recht zart.“ Damit verbeugte er sich wieder und machte Miene, zu gehen. Aber nun erhob sich der den Herrn spielende Bediente und sprach würdevoll: „Besten Dank und Gruß an Seine Herrlichkeit. Und hier, lieber Freund — du hast mir, mein' ich, schon mehrmals etwas gebracht — ist ein Kronthaler für dich; trink einmal auf meine Gesundheit!“

Jetzt machte Swift ein dummes Gesicht, doch als grundgescheiter Mann nur für einen Augenblick. Dann lachte er herzlich und that, was der schlaue Diener ihm angedeutet hatte, und da lachte jener auch. —

Derselbe Dechant Swift hatte einst auf der Reise einen hübschen Spaß mit seinem eigenen Diener.

Beide waren zu Pferd, denn auf diese Art kam man, eh' es Eisenbahnen gab, am schnellsten und billigsten vorwärts. Eines Morgens verlangte Swift gleich nach dem Aufstehen seine Stiefel und der Bediente brachte sie, wie sie vom gestrigen Regentage her da standen, beschmutzt und bis an den Rand bespritzt. „Was?“ rief Swift, „die sind ja gar nicht gepust!“

— „Nein,“ versetzte der Bediente, „sie würden ja doch gleich wieder schmutzig, die Wege sind noch nicht trocken.“ — „Das ist wahr,“ meinte sein Herr, „geh und mach die Pferde zurecht.“ Unterdessen trank er selbst behaglich seinen Thee und aß Schinken und Eier zum Butterbrot, wie verwöhnte Engländer zu thun pflegen, verbot dem Wirt aber ausdrücklich, dem Bedienten irgend ein Frühstück zu geben. Und als der junge Mann mit der Meldung erschien, die Tiere seien so weit bereit, sprach der Herr gleichmütig: „So führe sie vor, wir wollen aufbrechen.“ — „Aber,“ wagte der Diener schüchtern zu bemerken, „ich habe noch gar kein Frühstück gehabt, hochwürtiger Herr.“ — „Thut nichts,“ versetzte Swift, „du würest ja doch gleich wieder hungrig!“

Der Diener verstand die Zurechtweisung, nahm

Juli

Dampf das Strohbad nach Gewitterregen, feht's Gewitter wieder auf andern Wegen. — Dem Sommer sind Donnerwetter nicht Schande, sie nähren der Luft und dem Lande. — Merkt, daß heran Gewitter zieh', schnappt auf der Weib' nach Luft das Vieh; auch wenn's die Rasen aufwärts streckt und in die Höhe die Schwänze redt. — Sieht Ring ober Des sich Sonn' oder Mond, bald Regen und Wind uns nicht verschont. — Sommers-Höhenrauch in Menge ist Vorbote von großer Wintersstrenge. — Sind abends über Wies und Fluß Nebel zu schauen, wird die Luft schön anhaltend Wetter brauen. — Staubregen wird guter Bote sein, schön trocken Wetter tritt dann ein.



31 Tage.

Letztes Viertel den 1. vorm.
 4 U. 24 M. Wind u. Regen.
 Neumond den 9. vorm.
 6 U. 48 M. Abwechselnd.
 Unsichtbare Sonnenfinsternis.
 Erstes Viertel den 16. nachm.
 0 U. 44 M. Unbeständig.
 Vollmond den 23. vorm.
 6 U. 16 M. Schön.
 Unsichtbare Mondfinsternis.
 Letztes Viertel den 30. nachm.
 9 U. 1 M. Beständig.

sie als wohlverdiente Strafe geduldig hin und schwang sich mit knurrendem Magen auf's Ross und trabte langsam seinem weisen Herrn nach. Es regnete nicht mehr, doch im aufgeweichten Boden konnten sie bald nur im Schritt reiten und Swift, dem die Zeit lang wurde, nahm ein Buch aus der Tasche und begann, so gut es anging, zu lesen. Darüber verwunderte sich ein Fremder, der ihnen zu Pferd entgegenkam, und da er den Herrn nicht zu stören wagte, so machte er sich an den Diener und fragte: „Was ist das für ein Herr, guter Freund, der da vor dir reitet?“ — „Mein Herr!“ antwortete, vor Hunger und Ärger unfreundlich, der Angeredete. „Narr, das seh' ich wohl!“ sprach der Fremde, „ich meine nur, wie heißt er? Woher kommt Ihr? Wohin geht Ihr?“ — „Er heißt Jonathan Swift,“ entgegnete der Bediente vernehmlich, „wir kommen aus dem Wirtshause zu Tewksburg und wir gehen geradenwegs in den Himmel.“ — „Das ist ein hohes Ziel und eine kühne Behauptung,“ versetzte der Reisende lachend, „woher weißt du denn das so gewiß?“ — „Ei,“ versetzte der drollige Mensch unverzagt, „wir müssen es zwingen, denn, sehen Sie, mein Herr betet und ich faste!“

Da wandte sich Swift um und lachte herzlich, und am nächsten Wirtshause ließ er dem Wirthbold ein gutes Frühstück vorsetzen. Aber auch seine Stiefel waren in Zukunft immer so glänzend gewischt, daß man sich darin spiegeln konnte.

Geistesgegenwart.

Es giebt bekanntlich auch Edelleute, die keine Rittergüter besitzen, die zwar Von heißen, aber nicht „Von“ sind, höchstens von ihrem Geburtsort wie andere gemeine Leute auch. Ist übrigens weder eine Sünde noch eine Schande, können ganz gute, sogar edle Leute sein, wie Leute, die keine Edelleute sind, auch. Freilich kann's manchmal unangenehm werden für solche arme Teufel: z. B. wenn jemand fragt: Herr Von, von wo sind sie denn eigentlich? oder so. Da heißt's, nicht auf den Kopf gefallen sein und sich zu helfen wissen. Das versteht nun mancher güterlose Mensch besser als mancher berittnergüterte, denn Not macht bekanntlich erfinderisch.

Waren zum Exempel einmal zwei junge adelige Studenten einem alten Herrn Grafen vorgestellt, der bei Vorstellungen sonst und auch diesmal fürs erste nichts besseres zu fragen wußte als: „Mein

lieber Baron, wo liegen denn Ihre Güter?“ Sagte der Herr von Ahausen: „Bei Freiburg im Breisgau, Erlaucht!“ Sah ihn sein Freund etwas verwundert an und schüttelte innerlich den Kopf über seines Kameraden Frechheit, da wandte sich der güterfragende Graf an ihn und schnarrte: „Und Ihre, lieber Behausen?“ — „Bei denen meines Freundes,“ erwiderte dieser schnell besonnen.

„Aber wie kannst du nur so lügen?“ sagte, als sie allein waren, Herr von Ahausen zu Behausen. „Lügen?“ sagte der, „ich? Ich habe ja auf der Freiburger Güterstation meinen Koffer liegen und kann ihn nicht auflösen, weil mein Wechsel ausgeliehen ist. Ich habe mich gewundert, wie du so keck hast lügen können.“ — „Ei,“ sagte Herr von Ahausen, „ich habe gedacht, bei einer Lüge wird eine andere zur Wahrheit. Ubrigens habe ich heute, als wir von Freiburg abfuhren, meinen leeren Geldbeutel hinausgeworfen, um sagen zu können, ich habe ihn nicht bei mir. Da kannst du wenigstens so gut sein und meine Beche für mich auslegen. Das Land, das meinen Besitzstand enthält, liegt auch wirklich bei Freiburg im Breisgau.“

Wie sich ein Bäuerlein zu helfen weiß.

Dreiviertel Stunden von B. im reisenden Reizigthal liegt in einem niedlichen Seitenthal eine Sägemühle. Eines Tages betrat ich, der Erzähler der nachfolgenden Historia, da es gerade sehr kalt war, das geheizte Stübchen des Sägers und war nicht wenig erstaunt, den „Anzeiger für Stadt und Land“ friedlich neben dem „Lahrer Dinkenden“ liegen zu sehen. Ich befragte den Säger, ob er nicht wisse, daß der Herr Pfarrverweser den Dinkenden verboten habe, und erhielt zur Antwort: „Freili, freili, aber hett' er nit 'predigt, hett' i nit d'ra dentt.“ Ich hielt ihm nun vor, daß wenn der Herr Pfarrverweser dies erfähre, er zu Ostern auch die Absolution nicht erhielte. „So, so,“ meinte der Säger, „sell' hat er a g'sagt, awer i bin nit so dumm. Do hüwe uf der Mühl' hab' i den Kalender und drüwe im Haus thu i wobne; nur wo er ihn in der Wohnung trifft, dort thut er schelte; d' Säg' awer g'hört der Schtadt, do kann er nix machel!“ Dadurch, so meinte der brave Säger, werde er ganz gewiß das angedrohte Unglück von seinem Haupte abhalten. Ob wohl der Herr Pfarrverweser derselben Ansicht gewesen sein wird.

August

Der Sichel vergeh nicht Barnabas, er sorget
gern fürs längste Gras. — Ist's in der ersten
Augustwoche heiß, bleibt der Winter lange weih.
— Im August Wind aus Nord jagt Unbe-
ständigkeit fort. — Mehltau im August ist
sehr ungesund, ungerührt Obst bring nicht
in den Mund. — Wenn der Kuckuck lange
nach Johanni schreit, so ruft er die teure
Zeit. — Sind Laurentius und Bartholomäus
schön, ist guter Herbst vorauszusehn. — Schön
Wetter zu Mariä Himmelfahrt verkündet
Wein von bester Art. — Wenn großblumig
wir viele Disteln erblicken, will Gott gar guten
Herbst uns schicken. — Bringt Rosamunde
Sturmeswind, so ist Sebille uns gelind.



31 Tage.

Neumond den 7. nachm.
6 U. 52 M. Frische Luft.
Unsichtbare Sonnenfinsternis.
Erstes Viertel den 14. nachm.
5 U. 15 M. Veränderlich.
Vollmond den 21. nachm.
4 U. 52 M. Regnerisch.
Letztes Viertel den 29. nachm.
2 U. 50 M. Schweißes Wetter.

Das klügste Tier.

(Aus „Hortus deliciarum“ von L. Eichrodt.)



inst haben wackre Zecher
Den Streitpunkt aufgerührt,
Wem wohl von allen Tieren
Der Klugheit Preis gebührt.

Der eine nennt den Löwen,
Der andre preist den Luchs,
Ein dritter rühmt den Affen,
Ein vierter krönt den Fuchs.

Als so der Wortkampf züngelt
Und kein Verdikt gefiel,
Da sprach ein flotter Studio:
Ihr alle irrt vom Ziel!

Des Preises scheint nur würdig
Der Salamander mir:
Denn der — wer mag's bestreiten? —
Ist das geriebene Tier.

Oskar Blumenthal.

Recept gegen hänglichen Zwiß.

Zum Bank und Streit
gehören zwei;
Schweigt eins, so ist er
gleich vorbei;
Drum wer den lieben
Frieden will,
Der sei zuerst fein
mäuschenstill.
Willst du jedoch das
Schweigen brechen
Und deinem Partner
widersprechen,
So halt erst eine Bier-
telstunde
Zehn Tropfen Wasser
in dem Munde:
Dann sag, was du zu
sagen hast.
Mit großer Ruh', ohn'
alle Hast.
Dies Mittel hat sich
stets bewährt.
So wie es die Erfah-
rung lehrt.

Sinnsprüche.

Warum sprechen die
Leute von dem Reide,
daß er gelb sei? —
Weil er selbst wie
ein gelbes Herbstblatt
verwelkt, während er
sich über das Gedeihen
des Frühlings anderer
ärgert.

Gewonnen mit Ehr'
Wird immer mehr;
Gewonnen mit Schand'
Zerschmilzt in der Hand.

Viel verthun und we-
nig erwerben
Ist der Weg zum Ver-
derben.

September

September-Gewitter sind Vorläufer von starkem Wind. — St. Michaels-Wein wird Herren-Wein sein, St. Gallus-Wein ist Bauern-Wein. — Ein Zugvogel nach Michaelis noch hier, haben bis Weihnachten und Wetter wir. — In vielen Herbstnebel sei ein Zeichen von viel Winterschnee. — Eräte Rosen im Garten, schöner Herbst und der Winter läßt warten. — Ist die Hechtleber der Galle zu breit, vorn spitz, nimmt harter Winter lange Zeit in Besitz. — Bläst Jakobus weiße Wölfschen in die Höh' sind's Winterblüten zu diesem Schnee. — Jakobus in sonnenheller Gestalt macht uns die Weihnacht kalt.



30 Tage.

Neumond den 6. vorm.
5 U. 27 M. Heller Himmel.
Erstes Viertel den 12. nachm.
10 U. 31 M. Sonnenschein.
Vollmond den 20. vorm.
5 U. 56 M. Regen.
Letztes Viertel den 28. vorm.
9 U. 2 M. Feuchte Luft.

Der Fernsprecher.

Von Wilhelm Fischer.

„Wir haben ein Telephon gekauft, und heut abend wird's versucht,“ sagte vor geraumer Zeit der Posttyrann zu mir.

Wenn der geneigte Leser den Posttyrannen nicht kennt, so ist das nicht meine Schuld. Ich hab' ihn längst in der „Kölnischen Zeitung“ geschildert, und da das Bild einigen Beifall fand, es später als Buch veröffentlicht: „Pascha und Posttyrann“, bei Enßlin und Raiblin in Reutlingen.

„Wir?“ versetzte ich. „Sprechen Sie jetzt im Pluralis majestaticus wie die Könige?“

„Das überlass' ich Ihnen, wenn Sie sich als Recensent versuchen,“ gab er schlagfertig zurück. „Nein, ich sprech' ehrlich in der gewöhnlichen Mehrzahl. Zwölf Mark waren mir allein zuviel, da hab' ich das Ding mit Herrn D. zusammen angeschafft.“

Wenn der geneigte Leser Herrn D. nicht kennt, so will ich ein paar Worte über ihn sagen. Es ist ein kluger und kenntnisreicher Mann, ein guter Beobachter der Natur (und der Menschen), der einst in der „Kölnischen Zeitung“ seinen Bericht über eine kleine Erderschütterung mit den denkwürdigen Worten anfang: „Als ich heute morgen gegen halb fünf an meinem Schreibtische saß —“ Kann man seinen Fleiß zarter andeuten? Ich würde mich wohl hüten zu schreiben: Als ich heute morgen gegen halb neun mich in meinem Bette umdrehte.

Doch genug. Die Sache war, wie man sieht, in guten Händen, zumal da der Posttyrann neben seinen andern Tugenden auch eine beneidenswerte Handfertigkeit besitzt und zur Not alle Tage sein Brot als Mechanikus verdienen könnte. Nach Schluß der Dienststunden fanden wir Auserwählten uns erwartungsvoll auf dem Post- und Telegraphenamte ein.

In dem elf Kilometer entfernten J., bis zu welchem Orte unsere Leitung ging, versammelten sich genau um dieselbe Zeit eine Anzahl Herren um den Fernsprecher, und die Unterhaltung begann.

Sie war freilich nicht so ganz mühelos, als wenn man in traulicher Nähe mit den Seinen um den häuslichen Herd, oder mit guten Gesellen um den Tisch im Wirtshause sitzt, aber wir verstanden uns vortrefflich, wir unterschieden sogar einzelne Stimmen, und waren doch anderthalb Meilen voneinander entfernt — was doch ein bißchen Eisen thut, nachdem

der Mensch die Kräfte kennen gelernt, die Gott hineingelegt hat.

„Guten Abend, Kollege!“ brüllte der Posttyrann in das Mundstück hinein, um den Reigen zu eröffnen.

„Guten Abend, Herr Kollege!“ scholl's augenblicklich zurück, mit scharfer Betonung des Wortes Herr, und so hatte er einmal wieder eine kleine Lektion in der Höflichkeit.

„Ken-nen Sie mich an der Stim-me?“ fragte Herr D., schlan die Silben abhackend.

„Als ich heute morgen gegen halb fünf nach einer schweren Sitzung aus dem Kasino heimkehrte —“ rief ihm statt jeder andern Antwort ein Spafsvogel aus J. zu, und wir alle lachten. Er hat den berühmten Anfang, auf verschiedene Weise abgeändert, schon oft hören müssen.

„Was macht den guten Reiter aus?“ fragte darauf Major a. D. von Steigbügel mit seiner kräftigen Stimme.

Im Fisteltone, kaum verständlich, kam flott die Antwort: Eine tänzelnde Faust, ein losender Schenkel — dann plötzlich in den tiefsten Bass umschlagend ein unverständliches Geräusch, nämlich „und ein bleierner —!“

Gesungenes pflanzt sich noch besser fort als Gesprochenes; zudem bilde ich mir auf meine Leistungen in der edlen Kunst nicht wenig ein. Deshalb sang ich, als die Reihe an mich kam, lieblich wie ein Englein gegen das dünne Eisenblech:

„Mit dem Pfeil, dem Bogen“

„Durch Gebirg und Thal!“

klang es melodisch zurück, und dann kam, gesprochen der Zusatz: „Das ist der Rektor!“

Natürlich: eine solche Stimme hört man unter tausenden heraus!

So jagte, wie man zu sagen pflegt, ein Scherz den andern. Wir sind abends genügsam, und diesmal konnte auch der Grämlichste nicht sagen: Der Wit ist nicht weit her. Endlich nahmen wir, sehr befriedigt von diesem ersten Versuche, von unsern Freunden in J. Abschied, suchten einen andern gastlichen Raum auf, stärkten uns nach all den Anstrengungen durch einen kräftigen Trunk, sprachen jetzt mühelos noch sehr lange und sehr verständlich, und waren, so verschieden wir auch „über Rußland denken“, doch alle einig im Lobe des Telephons.

Dem so sagte man damals noch, ehe Excellenz Stephan das gute deutsche Wort Fernsprecher aufbrachte. Er hat wohl daran gethan und sich

Oktober

Warmer Oktober bringt fürwahr uns sehr kalten Februar. — Frost und Schnee im Oktober sind Boten, der Januar sei gelind. — Oktober-Gewitter sagen beständig, der künftige Winter sei winterwendig. — Wenn zu uns Simon und Judas wandeln, wollen sie mit dem Winter handeln. — Oktober-Donner ist fürwahr noch besser als im Februar, der klingt nur wohl der Budrere Schar. — Fällt der erste Schnee in den Schmutz, vor strengem Winter kündigt er Schug. — Hat der Oktober viel Regen gebracht, hat er die Gottesacker betacht.



31 Tage.

- Neumond den 5. nachm.
- 3 U. 5 M. Freundlich.
- Erstes Viertel den 12. vorm.
- 6 U. 0 M. Bringt Regen.
- Vollmond den 19. nachm.
- 9 U. 40 M. Schöne Tage.
- Letztes Viertel den 28. vorm.
- 2 U. 27 M. Regen.

überhaupt um die Reinheit unserer edlen Sprache verdient gemacht, auch meines Wissens nur einmal daneben gehanen, durch den Ausdruck „Rückantwort.“ Das ist doppelt genäht, da die erste Silbe von „Antwort“ den Begriff „zurück“ schon enthält. Jrgend ein kluger junger Mann soll den Herrn Generalpostmeister darauf aufmerksam gemacht und freundlichen Dank gerundet haben, wie denn gerade die geistig Hochstehenden am ersten der Belehrung zugänglich sind.

Aber was ist denn nun eigentlich ein Fernsprecher? werden von zehn Lesern wahrscheinlich neun fragen. Wären wir beisammen und hätten das ebenso einfache wie sinnreiche Ding vor uns, so ließe sich die Erklärung in wenig Worten geben. Schriftlich geht's schwerer, besonders ohne Abbildungen. Doch will ich's versuchen, obgleich ich nicht so geschickt wie der Postturm, noch in diesen Dingen so gelehrt wie Herr D. bin.

Zwei wichtige und geheimnisvolle Kräfte sind Magnetismus und Elektrizität. Vom Magneten hat fast schon jedermann gehört und weiß z. B., daß derselbe Eisen anzieht und, freischwebend, sich immer ungefähr in die Richtung von Norden nach Süden stellt. Auch gewisse elektrische Erscheinungen sind allgemein bekannt; eine große und gewaltige: das Gewitter, eine kleine und leicht hervorzurufende: daß eine Siegellackstange, auf dem wollenen Rockärmel gerieben, Papierstümpel anzieht. Beide Kräfte sind wahrscheinlich nur verschiedene Ausprägungen ein und derselben, noch nicht gehörig erfassten Urkraft, jedenfalls sehr nahe miteinander verwandt. Wenigstens kann man durch Elektrizität Magnetismus hervorrufen und ebenso durch Magnetismus Elektrizität. Und gerade das letztere kommt uns beim Fernsprecher zu statten.

Ein Fernsprecher ist nun erstlich ein Zwilling und nur im Verein mit seinem Bruder etwas wert, d. h. mit einem einzigen Instrument kann man nichts anfangen. An jedem der beiden Orte, die sich unterhalten wollen, muß eins vorhanden und mit dem andern durch einen nach Art der Telegraphendrähte gespannten Draht verbunden sein. Die Hauptsache, die Seele, der Kern des Fernsprechers besteht aus einem kräftigen Stabmagneten, aus einer runden, mäßig großen, starkmagnetischen Stahlstange. Das eine Ende dieses Stahlstäbchens wird in die runde Öffnung einer kleinen Holzrolle geschoben, so daß es eben daraus hervorragt. Um diese Rolle läuft in vielen Windungen ein dünner Draht, der sorgfältig mit einem

Seidenüberzuge versehen ist, so daß sich das Metall nirgends berühren kann. Das Ganze wird nun in ein hölzernes Gehäuse geschoben, welches sich am vordern Ende, über der Rolle um den einen Pol des Magneten, bedeutend erweitert. Hier liegt, auf dem Rande der Holzröhre ruhend, dicht über dem Pol des Magneten, doch ihn nicht berührend, ein feines rundes Plättchen von gewalztem Eisen. Es bleibt gern liegen, der mächtige Magnet zieht es an, es klebt gleichsam, es fällt nicht ab, wenn man auch dies Ende der Holzröhre jetzt nach unten hält. Doch setzt man zum Überfluß noch ein hölzernes Mundstück auf und befestigt es durch Schrauben. Ebenso wird am andern Ende der Holzröhre der Magnet durch eine Schraube befestigt. Hier laufen auch die beiden Enden des um die Holzröllchen gewundenen überpompnenen Drahtes in zwei Klemmschrauben aus.

So, nun wär' der eine Zwilling fertig, sagen wir, der in D. In Z. wird ebenso der andere hergerichtet.

Jetzt klemmt man in je eine der Klemmschrauben zu D. und Z. die Enden des Leitungsdrahts, der beide Orte verbindet; in die andere Klemmschraube hier und dort einen Draht, der bis in die feuchte Erde geleitet wird und dort meinetwegen in einer Metallplatte endigt, und so ist für den wäherischen elektrischen Strom, der durchaus nicht alle Wege liebt, eine wunderschöne Kreisbahn hergestellt: er kann von D. nach Z. durch den ausschließlich für diesen vornehmen Reisenden gespannten Leitungsdraht hoch durch die Luft und zurück zur Abwechslung tief durch die dunkle Erde laufen, das liebt er auch. Man kennt den hohen Herrn, den elektrischen Strom, der so blitzschnell weiter faust, eigentlich noch blutwenig, aber man hat ihm doch einige Wünsche schon abgelauscht und thut, was man ihm nur an den Augen absehen kann. Denn wenn er auch infognito vorbeihuscht, ehe wir noch Hurra! rufen können, so zeigt er doch durch die geringste Ausprägung seiner wunderbaren Macht, daß er aus königlichem Geblüte ist. Läßt er uns doch sprechen und hören meilenweit!

Aber wo ist denn beim Fernsprecher der elektrische Strom? wird mancher Leser kopfschüttelnd fragen. Ich kenn' ihn noch gar nicht, diesen geheimnisvollen Kunden, ich hab' noch nichts von ihm gesehen, auch du hast uns in der Beschreibung kein Wort davon gesagt! Geduld, Verehrtester, ich komme drauf. Die Sache ist eben nicht so leicht wie Violinspielen. Du erinnerst dich noch des zarten runden Eisen-

November



30 Tage.

- Neumond den 4. vorm.
- 0 U. 34 M. Trüb u. feucht.
- Erstes Viertel den 10. nachm.
- 4 U. 47 M. Kühle Tage.
- Vollmond den 18. nachm.
- 3 U. 47 M. Veränderlich.
- Letztes Viertel den 26. nachm.
- 5 U. 52 M. Schneefall.

Aller-Heiligen bringt Sommer für alle Weiber, der ist des Sommers letzter Vertreiber. — Aller-Heiligen trägt eigen den Winter zu allen Zweigen. — Sanct Martin setzt sich schon mit Dank am warmen Feuer auf die Bank. — Sanct Martin weiß nichts mehr von heiß. — Schafft Katharina vor Frost sich Schutz, so wäset man lange draußen im Schmutz. — Kalter Dezember und fruchtreich Jahr sind vereinigt immerdar. — Kalter Dezember mit Sonne giebt reichlich Korn auf der Höh. — Frau Lucia findet zu kurz den Tag, drum wird er verlängert acht Tage darnach. — Der heilige Christ will 'ne Eisbrücke haben, seht' sie, wird selbst er damit sich begaben.

plättchens, dünn und fein. Es liegt dem Magnetpol sehr nahe, ohne ihn jedoch zu berühren, nicht wahr? Wie gern möcht' es zu ihm fliegen, sich an ihm festhängen! Und in dem Magneten regt sich dieselbe Sehnsucht nach Vereinigung. Doch umsonst. Wie es in dem alten Volksliede von den beiden Königskindern heißt:

Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war gar zu tief —

so ergeht es hier dem Stahl und Eisen, obgleich nur ein winziger Raum sie trennt. Das Eisenplättchen wird durch den Rand des Holzgesäutes gehalten und der Magnet ist zum Überflus mit seinem andern Pole festgeschraubt.

Aber nun kommen wir zu der Äußerung eines so zarten Gefühls, wie wir es in dem harten Metall nicht hätten vermuten sollen: der Magnet ist, ohne je berührt zu werden, für jede weitere Annäherung des Eisenplättchens empfänglich, mag dieselbe auch noch so unbedeutend und flüchtig sein. Drücken wir z. B. sanft auf die Mitte des Eisenplättchens, daß es dem Magneten um die Breite eines Haares näher kommt, so durchzuckt es den alten Kerl, ich mein' den Magnetstab mit seinem Stahlherzen, wunderbar, er kann's nicht bei sich behalten, er teilt sein Glück trotz der trennenden Holzrolle dem umspinnenen Drahte mit und in demselben entsteht nun, was wir einen elektrischen Strom nennen, blitzschnell fliegt die Kunde durch die vielen Windungen und durch den Leitungsdraht nach J. hin und erregt dort den Magneten alsbald so lebhaft, daß er sich stärker fühlt als vorher und, um nicht hinter seinem Zwillingbruder in D. zurückzustehen, selbst sein Eisenplättchen genau so viel näher an sich zieht, als wir es in D. niedergedrückt haben. Doch der flüchtige Druck läßt nach, das Eisenplättchen kehrt durch seine Federkraft in die alte Lage zurück, so leid es ihm und dem Magneten auch thut; auch diesen Trennungsschmerz empfindet der Zwillingbruder in J. augenblicklich mit, er wird vor Betrübniß schwächer und läßt auch sein Plättchen wieder zurückschnellen.

So viel wie möglich ohne Bild in ganz dürren Worten gesagt: Jede Annäherung und Entfernung des Eisenplättchens verändert augenblicklich die magnetische Kraft des Stahlstabes, diese Veränderungen pflanzen sich durch den Draht bis J. fort, werden in fast unverminderter Stärke auf den dortigen Magneten übertragen und veranlassen also auch dort abwechselnd Annäherung und Entfernung des Eisenplättchens.

Um einen Druck auf das dünne Eisenplättchen auszuüben, haben wir keine Brechstange und nicht einmal den Finger nötig, unser Atem reicht aus. Und dadurch wird es uns möglich, meilenweit vernehmlich zu sprechen. Paßt auf!

Wir reden in D. kräftig und deutlich durch das Mundstück auf das Eisenplättchen ein und versetzen dasselbe dadurch in Schwingungen. Jede Schwingung, jedes Näherkommen und Wiederzurückschnellen verändert die Kraft des Magneten; dadurch entsteht in dem überspinnenen Draht der Holzrolle ein elektrischer Strom, der sich blitzschnell nach J. fortpflanzt und den dortigen Magneten ganz in derselben Weise verändert, weshalb derselbe sein Eisenplättchen alsbald genau in dieselben Schwingungen versetzt, welche das in D. durchzumachen hat; hält also jemand in J. derweil sein Ohr nah ans Mundstück, so hört und versteht er die Worte, die in D. hineingesprochen werden.

So ungefähr verhält es sich mit dem Fernsprecher. Ist das wunderbare Ding nicht von einer wahrhaft großartigen Einfachheit? Gerade deswegen hat es mir so ausnehmend wohlgefallen.

Seitdem wir den Fernsprecher in D. versucht haben, soll er noch sehr verbessert worden sein. Ich weiß nicht genau, wie viele Kilometer weit man sich jetzt vermittelt seiner unterhalten kann, 200 aber jedenfalls. Angewandt wird er ziemlich viel. Fabrikbesitzer setzen sich durch ihn von ihrem Comptoir aus mit dem Etablissement in Verbindung; Kaufleute in großen Städten beschleunigen durch Fernsprecher ihren Gedankenaustausch und Geschäftsverkehr; Postanstalten, die nicht an der Bahn liegen und Telegraphen noch nicht lohnen, werden durch Fernsprecher mit der nächsten Telegraphenstation in Verbindung gesetzt.

Ende 1885 waren im Deutschen Reiche schon etwa 5458 Fernsprechämter im Betrieb.

Als der Leitungsrevisor M. bald nach der Anlage eine Strecke untersuchte und die Worte, die er in A. hineinsprach, sich zur Probe von B. wiedergeben ließ, kam in seiner Depesche die Stelle vor:

„Cessionär seit dem 5. Januar.“
„Fäshen leer seit dem 5. Januar.“

scholl's treuherzig zurück. Der gute Mann in B. hatte das Fremdwort nicht verstanden, ich meine nicht deutlich gehört und sich die Route nach seinem Sinne zurechtgemacht.

Die hier beschriebene Art des Fernsprechers ist von dem Professor A. Graham Bell zu Boston in Amerika erfunden worden und sein Verdienst

Dezember

Je dunkler es über Dezember-Schnee war, je mehr leuchtet Segen im künftigen Jahr. Dünge reime.

Wer spärlich seinen Acker düngt, der weiß schon, was die Ernte bringt. — Sand düngte seine Felder schlecht, war Ackermann, jetzt ist er Knecht. — Wer gute Ernte machen will, der düngt, pflügt und arabe viel. — Zoba löst die Rauche in den Bach, ein Dummkopf nur thut es ihm nach. — Dünger ist die Seele vom Ackerbau, sie gehören zusammen wie Mann und Frau. — Gutes Vieh, gute Stren, reichlich Futter giebt fetten Mist, reiche Ernten viel Milch, Käse und Butter.



31 Tage.

Neumond den 3. vorm. 10 U. 37 M. Schnee.

Erstes Viertel den 10. vorm. 7 U. 17 M. Regnerisch.

Vollmond den 18. vorm. 11 U. 12 M. Sonnenschein.

Letztes Viertel den 26. vorm. 6 U. 31 M. Frische Luft.

und sein Ruhm sollen nicht geschmälert werden. Aber lange vor ihm, nämlich schon im Jahre 1861, wurde eine andere Art, auf deren Beschreibung ich mich hier nicht einlassen will, von dem Lehrer Philipp Reiss in Friedrichsdorf bei Homburg vor der Höhe hergestellt und auch sein Name soll mit Ehre genannt werden. Der Fernsprecher ist also in gewissem Sinne eine deutsche Erfindung. Freilich wird unsere Freude darüber durch den Gedanken herabgestimmt, daß dieses Samentorn erst in fremdem Boden Wurzel gefaßt und Frucht getragen hat, daß erst ein praktischer Amerikaner kommen mußte, um den Gedanken des Deutschen zu ändern, zu verbessern und dem Leben und Verkehr dienstbar zu machen. Doch sind wir Gott sei Dank schon seit Berthold Schwarz und Gutenberg reich genug, um uns über kleinlichen Neid erhaben zu fühlen und jede Errungenschaft in diesem friedlichen Wettstreite aller Völker mit Dank und Anerkennung zu begrüßen.

„Noch viel Verdienst ist übrig. Auf, habt es mir!“ singt unser Klopstock mit Recht.

Guter Rat.



Ellingen liegt von Berghausen fast anderthalb Meilen entfernt, wenn man nämlich in gerader Richtung durch den Wald geht; folgt man den Windungen der bequemen Landstraße, so ist's noch weiter. Das muß vorausgeschickt werden, um folgendes Späßchen zu verstehen, das sich zu Berghausen zuge- tragen hat.

Dort wohnte ein Ehepaar schlecht und recht, hieß Jsaak und Rebecka, wie der Erzvater und seine Hausfrau, die ja bei aller Liebe auch zuweilen verschiedener Meinung gewesen sind, und hatte den Honigmond, wenn er überhaupt süß gewesen war, längst hinter sich. Nicht als ob sie sich täglich gezankt oder besonders uneinig gelebt hätten, aber

Ehestand reimt sich trotz aller Freude auf Wehe- stand, was zuweilen bedeutsam sein soll.

Eines Tages nun war gerade sehr schlechtes Wetter im Hause; Rebecka wollte ein neues Kleid haben und ihre sechs besten Freundinnen zu einem feinen Kaffee einladen, und Jsaak wollte beides nicht. Alle Bitten und Schmeicheleien, alle guten und bösen Worte blieben diesmal wirkungslos. Da nahm Rebecka endlich zum letzten Mittel schöner Frauen, zu den Thränen, Zuflucht und schluchzte: „Nein, es ist zu arg! Nichts gönnst du mir. Keine Freude soll ich haben. Seitdem wir verheiratet sind, hab' ich noch keine gute Stunde gehabt!“

„Weißt du was?“ meinte der kluge Jsaak gleichmütig, „lauf nach Ellingen, da hast du zwei gute Stunden!“

O pflanzet Bäume!

O pflanzet Bäume! — Jedes Reis, Das klein ihr jetzt habt eingegraben, Es wird dereinst des Wartens Fleiß Mit süßer Frucht und Schatten laben.

Es wird zum grünen Baldachin Herangedeihn und festem Stamme, Derweil wird älter euer Sinn Und ihr bedürft des Holzes Flamme.

O pflanzet Bäume! — Wenn nicht euch, So thut es doch dem eignen Sohne, Der werde stark, dem Baume gleich, Und trage stolz sein Haupt, die Krone.

Ihm sei ein Monument der Baum Aus seines Vaters stillem Leben, Der noch zu reden wagte kaum Und ihm dies Zeichen hat gegeben.

O pflanzet Bäume! — Gottes Huld Wird endlich groß und stark sie machen, Ihr übt dabei euch in Geduld Und lernt ob einem Kleinod wachen.

Ein Baum, den ihr nicht habt gesetzt, Ein freies Wort, nicht ausgesprochen, Ein Diebstahl ist's, den ihr schon jetzt An euren Kindern habt verbrochen!



Erntefestlied.

Nun hurtig, Pferdchen, hopp, hopp, hopp —
 Die Füße hebet im Galopp!
 Ihr führt, geschmückt mit Kranz und Reim
 Die leget schweren Garben heim.
 Bei Sonnenglut und Arbeitsschweiß —
 Wie war die Erntezeit so heiß!
 Es ist mit Mühn und Sorgen
 Der Segen all geborgen:
 Die Erntezeit ist nun vorbei,
 Der Bauersmann ist froh und frei.

Drum, Määd' und Burschen, halli ho!
 Erhebt die Stimm' und singet froh!
 Zuerst dem Herrn in Simmelsprach
 Ein hohes Danklied dargebracht!
 Wenn seinen Segen wir empfan,
 Dann ist die Arbeit wohlbarhan:
 Er füllt mit Korn die Garben,
 Wehet Sünge ab und Darben,
 Ihm singen wir in Leid und Lust
 Ein hohes Lied aus frommer Brust.

Nun aber eilt — juchhe, juchhe! —
 Zur Dorfwind' hin auf freier Höh':
 Der frohen Jugend Wiegefang
 Erschalle dort mit hellem Klang!
 Ihr Määd', im Haar den Erntekranz,
 Wohlauf! beginnt Spiel und Tanz!
 Ihr Burschen, wolle ihr schweigen?
 So singt und schlingt den Reigen!
 Die Erntezeit ist ja vorbei,
 Der Bauersmann ist froh und frei.

Doch jetzt geschwiegen! Reicher mir
 Den Erntekrug mit braunem Bier —
 Und hört nach altem heil'gen Brauch
 Des Erntesegens Sprüche auch:
 Mit Sonnenschein und Regenguß
 Der liebe Herrgott wolten muß,
 Gebieten der Mutter Erde,
 Daß Segen den Bauern werde!
 Drum danken wir und wollen treu
 Uns ihm geloben heut aufs neu!"

Und weiter — füllt die Becher frisch
 Und deckt zum Ernteschmaus den Tisch!
 Beim zweiten Spruch gedenten wir
 Der lieben, teuren Aeren hier:
 Ihr habt mit frischer Jugendkraft
 Dereinst für uns gelebt, geschafft,
 Allzeit mit treuem Walten
 Woll'n wir das Gut erhalten,
 In Mut und Blut und Sitten rein
 Stets, Väter, eurer würdig sein!"

Doch guter Dinge sind es drei:
 Ihr Määd' und Burschen, all herbei!
 Euch halt' aus alter guter Zeit
 Ein ernstes Sprüchlein ich bereit:
 Wo Arbeit junge Kräfte stählt
 Und Tugend ihr sich treu vermählt,
 Da steht auf festem Grunde
 Das Haus zu jeder Stunde:
 Fromm, fleißig, fröhlich, schlicht und schlecht —
 So seid ihr Bauern — gut und echt!"

Und nun geht heim! Im stillen Haus
 Schlaft alle Erntemäden aus!
 Bald naht der Winter trüb und kalt,
 Rückt in den Kreis dann, jung und alt,
 Schlinge fest der Lieb' und Treue Band
 Und sprecht von Gott und Vaterland,
 Mit klugem Sinn zu mehren
 Der Väter weise Lehren!
 Also euch Winterruhe schafft
 Für neue Arbeit neue Kraft.

Gustav Koehler.



Pünktlichkeit oder die wandelnde Glocke. Von Wilhelm Fischer.



ersten Gasthofs des schöngelegenen Ortes weilten am zweiten Pfingstabend auch mehrere fremde Gäste. „Herr Wirt, kann ich morgen früh einen Wagen nach Wildenstein haben?“ fragte einer derselben, ein noch junger, hochgewachsener Mann mit blauen Augen.

„Gewiß! Ich selbst halte zwar kein Gefährt mehr, aber wir haben mehrere Häuderer am Orte. Einer sitzt gerade drüben beim Bier.“

„Nufen Sie ihn her!“

Wenn sich's um Geldverdienen handelt, sind die meisten Menschen bei der Hand. Einen Augenblick drauf stand der Gewünschte vor dem Reisenden, freilich nicht stramm wie ein Soldat, obgleich er gebietend hatte, sondern in lässiger Haltung, die Mütze auf dem Kopf, die brennende Cigarre in der Hand, denn er war ein echter Kleininger Bürger und hielt selbstbewußt an allen Vorrechten dieser gewichtigen Persönlichkeiten fest.

„Was verlangt Ihr für einen Wagen nach Wildenstein und zurück? Abfahrt punkt sechs morgen früh, Wiederankunft hier jedenfalls vor eins!“ fragte der Fremde, ihn etwas verwundert musternd.

Der Würdige antwortete nicht vorsehnell, in der wohlbegründeten Befürchtung, entweder zu wenig zu fordern und dadurch das unverzeihliche Unrecht einer Selbstschädigung zu begehen, oder zuviel, selbst für den Beutel eines fremden Vergnügungsreisenden, und dadurch den ganzen Verdienst einzubüßen. Ein telegraphischer Wink des Wirts und ein ungeduldiges: „Nun, habt Ihr denn keine feste Taxe?“ vonseiten des Fremden lösten endlich seine Zunge.

„Es geht bergan — zwei Thaler —“

„Für einen Zweispänner?“

„Nein, einspännig. Der Weg ist ja gut.“

„Nun gut.“

„Und dann natürlich ein Trinkgeld.“

„Das hängt davon ab — übrigens paßt mir nicht so ins Gesicht! Und die Mütze könntet Ihr auch abnehmen.“

Der Bürger gehorchte zu seiner eigenen stillen Verwunderung und etwas freundlicher fuhr die kräftige Stimme fort: „Seid nur pünktlich mit dem Glockenschlage sechs hier, dann sollt Ihr, wenn ich sonst zu-

frieden sein kann, auch zufrieden sein. Kommt Ihr fünf Minuten zu spät, so fällt das Trinkgeld fort; kommt Ihr noch fünf Minuten später, so fahr' ich überhaupt nicht. Verstanden?“

Der Kutscher brummte Ja und wandte sich zu gehen. „Halt!“ rief der Fremde, „wir wollen erst unsere Uhren vergleichen und stellen.“ Erst nachdem dies geschehen war, entließ er den Mann und ging zum andern Tische, wo inzwischen sein Abendessen aufgetragen worden war.

Durch eine leichte Verneigung grüßte er einen dort sitzenden wohlbeleibten ältern Herrn, der das seinige bereits beschlossen hatte und jetzt beistimmend äußerte: „Es hat mir Spaß gemacht, wie Sie mit dem ehrenwerten Eingeborenen umsprangen. So was wirkt, hoffentlich können Sie um halb sieben abfahren.“

„Entweder einige Minuten nach sechs, oder gar nicht.“

„Wollten Sie sich wirklich durch die Lotterei einer Schlafmütze Ihren ganzen Plan stören, Ihr ganzes Vergnügen vereiteln lassen?“

„Ich will die allgemeine Lotterei, an der so viele unserer edlen germanischen Brüder franken, wenigstens an meinem geringen Teile nicht bestärken. Ubrigens wäre das Opfer in diesem Falle nicht groß. Ich würde auf Wildenstein verzichten und mich mit den großartigen Ruinen der Waldburg begnügen, die kaum ein Stündchen entfernt und also leicht zu Fuß zu erreichen ist. Zu Mittag bin ich jedenfalls wieder hier, da ich um drei Uhr nach Süden weiter fahren will.“

„Darf ich Sie um eine Gefälligkeit bitten?“ fragte der alte Herr. „Aber erlauben Sie mir erst, mich vorzustellen: Bürgermeister Buchendorf von Vellingen!“

„Angenehm! Dr. Krafft!“

„Mediziner?“

„Zarwohl — und was kann ich für Sie thun, Herr Bürgermeister?“

„Nicht mitfahren lassen. Ich hab' freilich mein Gewicht, nehm' aber sonst kein Gepäck mit. Und Wildenstein möcht' ich auch gern sehen.“

„Mit Vergnügen, wenn Sie sich meinen Bedingungen fügen. Warten kann ich auch auf Sie nicht.“

„Sie sollen's nicht nötig haben, verehrter Herr. Ich leide selbst das liebe lange Jahr hindurch so viel durch Unpünktlichkeit, daß es mir die angenehmste Abwechslung ist, einmal mit einem Manne zusammenzutreffen, der den Wert der Zeit zu schätzen weiß.“

„Der Zeit und der guten Stimmung, die uns gerade zu Anfang irgend eines Unternehmens beselen soll. Und sie verliert jedenfalls durch erzwungenes Warten. Sie ist ein Gericht, das heiß genossen werden muß.“

„Bravo! Und da das für Ihren Braten auch am besten ist, so will ich Sie nicht weiter quälen, bis Sie fertig sind.“

Aber kaum hatte der Doktor Messer und Gabel niedergelegt, als der Bürgermeister fortfuhr: „Darf ein alter Mann sich nun eine neugierige Frage erlauben? Sind Sie immer ein solcher Freund der Uhr gewesen?“

„Nein. Nach dem frühen Tode meiner Eltern hab' ich ein ähnliches Schicksal gehabt, wie weiland Kaiser Heinrich IV., ich bin von zwei ganz verschiedenen Vormündern erzogen worden. Der eine, Professor Sanftleben, war ein sehr gelehrter, allzugütiger Mann. Er studierte meist bis tief in die Nacht hinein und stand manchmal erstaunlich früh, gewöhnlich aber sehr spät auf. Die Stunde des Mittagmahls ward noch ziemlich regelmäßig innegehalten, dafür sorgte seine ent-

schlossene Haushälterin; sonst aßen und tranken wir, wenn wir gerade Lust hatten. Jahrelang arbeitete er an einem Werke über seine Reisen in Kleinasien; drei namhafte Buchhändler stritten sich um den Verlag; mein guter Oheim schwankte, endlich entschied er sich, aber damit war auch seine Kraft zunächst erschöpft; trotz allen Drängens konnte er sich nicht entschließen, die letzte Hand an die Arbeit zu legen. Verstimmt brach der Verleger endlich die Unterhandlungen ab und zur nächsten Ostermesse erschien bei ihm das Werk eines jüngern Docenten und machte meines Oheims Arbeit überflüssig. Zwar ließ er sie jetzt eifertig auf eigene Kosten drucken, aber der andere hatte den Namen von der Milch geschöpft. Die bedeutenden Auslagen drückten den guten Professor, der in seinen besten Zeiten nicht an Geldüberschuß litt, als er unerwartet einen glänzenden Ruf nach Dorpat erhielt. Da leuchteten seine matten Augen noch einmal jugendlich, die eingefallenen Wangen glühten, ich selbst drängte mit Knabenumgestüm: „Greif zu!“ — „Kind, das will reiflich erwogen werden; man reißt sich nicht so leicht los aus einem Boden, in dem man mit tausend Fasern Wurzel geschlagen hat. Verlockend ist's freilich — und in einigen Jahren Staatsrat!“ Und er saß und überlegte und zögerte und schrieb seine Zusage richtig einen vollen Tag zu spät! Darüber mußte er von wahren und falschen Freunden mancherlei hören, und wollte in seinem Arger zeigen, daß er auch rasch zu handeln verstehe: er kaufte eine antike Vase für das Museum, dessen Mitdirektor er war, um hohen Preis an — „eh die Engländer sie uns wegschnappen!“ sagte er triumphiierend. Ach, das dumme Ding stellte sich als nachgemacht heraus und der Kummer darüber war der Nagel zu seinem Sarge. Mit der edlen Selbstverleugnung des echten Gelehrten gab er seinen Jertum zu, sobald er ihn erkannt hatte, und erbot sich, den Schaden selbst zu tragen. Davon wollte der gütige Fürst nichts hören, geruhte freilich in engern Kreise den Scherz zu machen: „Wovon will der Professor zahlen? Er müßte es absehen!“ Und auch das hätte mein armer Oheim nicht gekonnt; er legte sich hin und starb bald, kaum soviel hinterlassend, daß die kleinen Schulden bezahlt und er begraben werden konnte.

„Ich hab' ihm aufrichtige Thränen nachgeweiht, denn er war ein lieber und freundlicher Mann. Aber was ich, damals etwa dreizehn Jahr alt, an Pünktlichkeit von ihm gelernt habe, werden Sie selbst erweisen können.“

„Zum Begräbniß war mein anderer Vormund, der Kaufmann Hardy, herübergekommen, der mich jetzt mit sich in seine Stadt nahm. Obgleich wir erst nachmittags anlangten, fand er noch Zeit, die nötigen Schritte zu thun, daß ich schon am nächsten Morgen das Gymnasium besuchen konnte.“

„Beim Schlafengehen sagte er wie beiläufig: „Wir frühstücken um sieben.“ Ich war nach meiner Meinung recht pünktlich unten, nämlich gegen halb acht, aber gerade ward der Tisch abgeräumt. „Hast keinen Hunger? Ober denkst: Ein voller Bauch studiert nicht gern?“ fragte Herr Hardy lächelnd. „Um eins essen wir zu Mittag.““

„So mußte ich mit leerem Magen zur Schule traben und war sehr grimmig, um nicht der Wehmut und Verzagtheit zu unterliegen. Ich schalt in meinem Herzen den kaltlächelnden Vormund geizig und grausam und mein' auch heutigentags noch, er hätte etwas weniger hart mich auf den rechten Weg leiten können. Aber eins muß ich ihm zugeben: sein Mittel half. Zum Mittagessen fand ich mich — wie alle andern

Tischgenossen — mit dem Glockenschlage ein. Noch zwei oder dreimal lief ich in ähnlicher Weise scharf an, dann war ich vollständig in die strenge Hausordnung eingelebt.“

„Und merkwürdig! nach den ersten vierzehn Tagen that sie mir wohl. Ich ging mit Lust zur Schule, war ich doch immer vorbereitet und hatte meine Arbeiten zur Zeit fertig. Ich freute mich jeder Mahlzeit — hatte ich doch zwischendurch meine gesunde Eglust nicht gebrochen — ich freute mich abends auf das gute Bett, war ich doch früh aufgestanden zu einem arbeitsvollen Tag. Kleider und Bücher konnt' ich im Dunkeln finden und dachte wehmütig lächelnd an manch verlorne Viertelstunde zurück, die der gute Professor und ich mit oft vergeblichem Suchen hingebracht hatten. Die durch den scharfen Gegensatz doppelt erfreuliche Muße genoß ich voll und ganz. Kam gar an einem schönen Sonntagnachmittag mein Vormund, nachdem er sich durch ein nur an solchen Tagen gestattetes kurzes Schläfschen gestärkt, in die Kinderstube und rief: „Munter, es geht hinaus!“ so war von keinem wirren Hin- und Herrennen die Rede, von keinem ärgerlichen Warten auf Spätlinge, von keinem Verpassen des Zuges oder Dampfbootes: in zwei Minuten rückten wir aus und sehr selten ward etwas vergesen. Ich glaube, er hätte uns mitten in der Nacht wecken dürfen und uns in einer Viertelstunde zu einer vierwöchentlichen Reise fertig gefunden. Auch Frau und Töchter machten keine Ausnahme: er ist nie einer Dame wegen zu spät in ein Konzert gekommen.“

„Im Geschäft herrschte natürlich dieselbe eiserne Ordnung. Mit dem Glockenschlage war das Personal auf seinem Posten, ebenso pünktlich wurde geschlossen. Um dieselbe Stunde ging der jüngste Lehrling täglich viermal zur Post, um dieselbe Stunde wurden Montags die Arbeiter abgelohnt. Über meines Vormunds sonstigen Geschäftsbetrieb kann ich als Laie nur nach dem Erfolg urteilen. Die vornehmsten Kaufmannsöhne drängten sich herzu, bei ihm Lehrling zu werden. Einige Jahre unter Hardy zu seiner Zufriedenheit gearbeitet zu haben, war eine Empfehlung, die weithin galt. Mit geringen Mitteln beginnend, hatte er es schon damals zu einem ansehnlichen Vermögen gebracht; er hat sieben Kinder vortrefflich erzogen, die Söhne wohl versorgt, die Töchter reich ausgestattet, und wenn er einmal die scharfen Augen zumacht, so möcht' ich wohl mit teilen dürfen. Aber auch meine paar Thaler hat er so verwaltet, daß sie für mich hinreichten.“

„Seiner strengen Zucht verdanke ich, daß ich auf der Universität nicht verbummeln konnte. Wie einem reinlichen Menschen jede Verschmutzung seiner Kleider und gar seines Leibes ekelhaft ist, so widert mich jede Bummellei, jede Zeitvertrödelung, jede Unpünktlichkeit an. Und wie ein Sparfamer gewöhnlich Geld übrig hat, so hat mir's fast nie an Zeit zu irgend einer Lieblingsbeschäftigung gefehlt. Jetzt, nach bestandnem Examen darf ich mir erst recht eine Erholung gönnen und kein Narr soll sie mir durch seine Sämigkeit verderben. — Doch ich werde redselig — der gute Wein muß es thun — ich weiß kaum, wie ich dazu komme, Ihnen einen wahren Vortrag zu halten, der Sie noch dazu vielleicht langweilt.“

„Keineswegs. Und lassen Sie sich Ihr Vertrauen einem ältern Manne gegenüber nicht gereuen; es ist wohl angebracht. Kömmt' ich Ihnen nur Ähnliches berichten von mir selbst und gar von meiner Umgebung! Auch ich war in meinen jungen Jahren keine Schlafmüde und rechne mich, wenn auch etwas fett

geworden, noch nicht zu den Schlimmsten, aber man erlahmt im ewigen, hoffnungslosen Widerstreit. Könnt' ich nur einen Funken Ihres Feuers meinem würdigen Gemeinderate, den ehrfamen Bürgern einflößen — es ist oft rein zum Verzweifeln in unserm Krähwinkel!"

Die beiden Herren, welche augenscheinlich Gefallen aneinander fanden, unterhielten sich noch eine geraume Zeit, schwangen sich, als ihr Schoppen leer war, noch zu einer gemeinsamen feinem Flasche auf und gelangten erst um halb zwölf zu Bette.

Dennoch waren sie am andern Morgen zeitig munter, der Doktor aus Grundsatz und Gewöhnung, der Bürgermeister aus Ehrgeiz, er wollte sich vor dem jüngeren Manne nicht beschämen lassen. Der Wirt oder vielmehr die Köchin stand auch nicht zurück; ein viertel vor sechs war das Frühstück bereit, das beide Gäste sich gut schmecken ließen. Mit dem Glockenschlage erhoben sie sich und schauten nach dem Wagen aus. Vergeblich. Der Morgen war übrigens entzückend schön. Aber nachdem sie ihre weisen Bemerkungen darüber ausgetauscht hatten, stockte das Gespräch, das doch abends vorher so munter geflossen war. Wer kann sich angenehm unterhalten, wenn er mit steigendem Ärger wartet? Jeden Augenblick zog der Doktor seine Uhr. „Fünf Minuten!“ brummte er.

„So wäre das Trinkgeld verwirrt,“ sagte achselzuckend der Bürgermeister.

„Ich wollt', ich wär' mit dem Kerl allein und hätte seine Peitsche in der Hand!“

„Vielleicht läßt er uns absichtlich warten. Wenigstens kenn' ich edle Bürger in unserm Städtchen, die dazu imstande wären und sich nachher noch rühmten.“

„Wenn ich das wüßte! — Doch wir wollen uns nicht ebenfalls zur Unpünktlichkeit hinreißen lassen — Geduld, obgleich mir der Boden unter den Füßen brennt!“

Wieder eine grimmige Pause — endlich zogen beide gleichzeitig ihre Uhren und der Doktor rief: „Zehn Minuten! Wir gehen!“

„Im Nu waren sie draußen. „Diese Straße ist für das kleine Nest ziemlich breit,“ fuhr er fort, um den Ärger vollends zu vergessen.

„Aber fast so schlecht gefehrt wie die zu Bellingen, das ist ein Trost. — Rechts oder links? Sie wissen ja den Weg.“

„Immer gradaus!“

Als sie an der nächsten Quergasse anlangten, rollte gerade der Wagen daraus hervor. „Aha, da sind Sie schon!“ rief der Kutscher.

„Schon?“ entgegnete der Doktor, ihm die Uhr haltend, „zwölf Minuten nach sechs! Spannt nur wieder aus, wir fahren nicht!“

„Aber es hat wirklich erst eben geschlagen und ich bring's wieder ein — das Pferd läuft gut —“

„Ich bin kein Schinder. Guten Morgen!“

„Sollen wir nicht Gnade für Recht ergehen lassen?“ flüsterte der Bürgermeister, den die schwellenden Polster des offenen Wagens amuteten. „'s wird heiß.“

Der Doktor schüttelte sein männliches Haupt. „Ich darf nicht, verehrter Herr. Ich gehe!“

„Dann los dafür!“ rief Buchendorf entschlossen. „Meinen Sie, ich wollte auf Ihre Gesellschaft verzichten?“

So schritten sie rüstig weiter, aber der verblüffte Kutscher blieb ihnen mit dem Wagen dicht zur Seite und bat und schmeichelte, ohne eine Antwort zu erhalten.

„Aber das ist keine Art!“ rief er endlich zornig.

„Ich hab die Müh' und Umstände gehabt — ich hätt' einen andern Herrn fahren können, der nicht ein solcher Korinthenka... man darf mich doch nicht um mein Geld bringen! Das ist keine Art!“

„Der Bürgermeister,“ sprach Dr. Krafft sehr vernünftig, „geben Sie gefälligst acht, was dieser Mann sagt, damit ich einen Zeugen habe. Bei der geringsten Beleidigung stell' ich ihn vor Gericht!“

Da riß der edle Rosselenker mit einem lästerlichen Fluche sein armes Tier herum und fuhr im donnernden Trabe wieder in seine Gasse hinein.

„So,“ sprach der Doktor siegestroh, „wir haben den Tag mit einem guten Werke begonnen, möge er schön werden!“

Und schön war schon die Wanderung auf der Landstraße, taufrische Felder und Wiesen rechts und links. Glorreich strahlte die Morgensonne vom fast wolkenlosen Himmel herab. Aber als sie gar am letzten kleinen Häuschen in ein Seitenthal einbogen und auf schmalen Pfade so mitten durch die Frühlingsherlichkeit wandelten, die Lerchen trillerten, an Gräsern und Halmen es wie lauter Diamanten funkelte, die Blumen dufteten, das Vöcklein murmelte — da war's unbeschreiblich schön. Jetzt ging's in den Wald, bergan; sie wanderten langsam. Und dabei fand der Bürgermeister Atem, mit einer unglaublichen Stimme ein Studentenlied anzuhören. Der Doktor stimmte ein und half ihm über schwierige Stellen mit doppelter Kraft wohlwollend hinweg.

Als sie aus Mangel an Text verstümmten, sagte Buchendorf, den Hut abnehmend und die glänzende Stirne trockenend: „Wird Ihnen das Reisetäschchen auch nicht zu schwer, Verehrtester?“

„Sollen wir vielleicht schon beginnen, es zu erleichtern?“ fragte der Doktor listig.

„Bewahre! Ich meine nur.“

„Es ist nicht mehr als billig, daß ich „Gewicht trage“ wie ein zu leichter Jockey, wenn Sie mit mir um die Wette rennen, zur Ausgleichung!“

„Sie haben recht, leider! Ich schleppe immer noch mehr als Sie. Aber warten Sie einmal, bis Sie zu meinen Jahren kommen!“

Und wieder ging's weiter in die grüne Wildnis hinein.

Aber nicht lange mehr. Der Pfad, immer schmaler und undeutlicher geworden, hörte endlich völlig auf. „Was nun?“ rief der Bürgermeister. „Wir wollen doch nicht wie verrückt in der Irre herumlaufen.“

„Nein, obgleich's sonderbar ist, daß man auch auf der angenehmsten Wanderung jeden Umweg scheut. Nehmen wir einstweilen auf diesem gefällten Baume Platz, um zu überlegen.“

Kaum saßen sie, da raschelte es in den Büschen und hervor brach, seiner Richtung vollkommen sicher, ein schlankes Bübchen von etwa zwölf Jahren, ärmlich gekleidet, barhaupt, mit bräunlichen Wangen und klugen Augen, wie weiland der jüngste Sohn Zsais, eine Flasche in der Linken.

„Geda, Kerlchen, wo liegt die Waldburg?“ rief der Doktor.

„Dort hinaus — aber Sie finden's schwer — ich will Sie führen, wenn Sie etwas warten.“

„Warum nicht gleich?“

„Muß der Mutter Medizin vom Förster bringen.“

„Wie lang dauert's?“

Der Junge überlegte. „Hin geht's nicht schnell, von wegen der Flasche, aber zurück kann ich springen — vierzehn Minuten.“

„Sagen wir rund eine Viertelstunde. Bist du dann wieder hier und führst uns, so bekommst du von mir fünf Groschen.“

Der Bub wandte sich schon zum Gehen. „Bon mir auch!“ sprach Buchendorf. „Kommst du zwei Minuten später.“ schrieb der Doktor, „so triffst du uns nicht mehr und kriegst nichts!“ „Ob der wohl pünktlicher ist?“ meinte der Bürgermeister.

„Ich glaube, ja. Er besann sich, eh' er sprach. Und er nannte eine bestimmte Zahl von Minuten. Er gefällt mir überhaupt. Haben Sie auf seinen Körperbau, seine Gliedmaßen acht gehabt? Ein prächtiges Stück Menschenfleisch, einer bessern Verpackung wert!“

„Da spricht Arzt und Kaufmannsmümel in einer Person!“ lachte der Bürgermeister. „Aber es ist wahr, der Bub gefällt auch mir.“

Und er täuschte ihre gute Meinung nicht. Knapp vor Ablauf der Frist traf er atemlos wieder ein, hing sich, ohne ein Wort zu verlieren, die Reisetasche um, welche der Doktor neben sich hingelegt hatte, und führte die Herren auf dem kürzesten Wege zur Ruine.

Sie lohnte den Besuch, wenn auch die Aussicht beschränkt war, aufs grüne Wäldermeer hinab. Aber wie köstlich mundete das Frühstück in dieser reinen Luft, am Fuß des gewaltigen Turmes, auf dem kurzen trockenen Rifen des Burghofs! Denn jetzt ward die Tasche ausgepackt, auch Heinz erhielt ein belegtes Butterbrot, in das er sofort mit feinen weißen Zäbhen einbiß; er durste sogar einmal an dem Silberbecher nippen, den der Doktor aus der dicken Flasche mit dunkelvotem Wein gefüllt hatte. Dann aber ließ er die Herren allein, um in der Nähe frühe Erdbeeren zu suchen.

„Wenn Sie mich brauchen, so pfeifen Sie nur.“ sagte er. Sie erleichterten die Tasche gründlich, sie leerten die Flasche bis auf den letzten Tropfen. Und vom Weine angeregt, von Licht und Luft und Duft berauscht, dachte der junge Arzt lebhaft an einen ähnlichen, nur noch schöneren Tag im Thüringer Walde zurück und beichtete, wie er dort einst auf einer Ferienreise eine blühende Schar spielender Mädchen belauscht und der Schönsten einen kleinen Dienst hatte leisten können. Sie hatte beim Weggehen ihr weißes Tüchlein vergessen, er fand es und darunter eine kleine Brieftasche mit einer großen Banknote, er eilte den Damen nach und überreichte ihr, die ihm ängstlich suchend begegnete, ihr Eigentum, er bat sich als Finderlohn die Brieftasche aus. „So gesecht war ich,“ schloß er, „und bewahre das teure Andenken noch; auch ihren Vornamen weiß ich, Marie; aber mehr zu erfahren, meinen Vorteil zu verfolgen,

dazu war ich zu dumm, zu täppisch — nein, zu geblendet, das ist das rechte Wort. Und als ich mich endlich besann und ins Thal, ins Dorf zurückkehrte, da war die ganze Pension mit ihrer würdigen Vorsteherin schon wieder weitergereist — ich hab' Marie nie wieder gesehen. Nun, am End' ist's gut so.“

„Warum?“ „Sie schien reich und vornehm zu sein und deshalb wohl unerreichbar für einen jungen Doktor ohne Geld, ohne Praxis, ohne Stellung.“

„Der sie sonst ohne Bedenken nach so kurzer Bekanntschaft nehmen würde?“

„Unbedingt. Was den Leib anbetrifft, dafür haben wir Mediziner den rechten Blick und sehen sofort mehr als ihr andern. Ihre Seele aber sprach aus ihren Augen, ihrer Stimme, jeder Bewegung.“

— Doch wozu fragen Sie?“ „Um Ihnen Mut zu machen, Mann, Mut in dieser Angelegenheit, ich mein' das Freien, sonst bedürfen Sie's nicht. Gätt' ich selbst noch eine Tochter zu vergeben, Sie wären mir als Schwiegerohn eben recht — freilich, vornehm bin ich nicht, und reich, so so lala!“

Der Doktor verbeugte sich lächelnd und rief, da in diesem Augenblick Heinz aus dem Gestrüch auftauchte: „Schon Zeit?“

„Zeit die Hülle und Fülle, aber wenn Sie's hier leid und nicht zu müde sind, so führ' ich Sie noch zu einem schönen Wasserfall, den nicht jeder kennt.“

„Können wir um eins im Wirtshaus sein?“ „Ganz gemächlich — verlassen Sie sich auf mich.“

„Wie weit ist's zu dem Wasserfall?“ fragte der Bürgermeister bedenklich.

„Eine gute halbe Stunde Umweg im ganzen.“

„Dann los dafür!“ rief der wohlbeleibte Herr entschlossen und sie machten sich auf den Weg.

Es gereute sie nicht. Zwischen schroffen Klippen, auf denen sich schlankte Edeltannen kerzengerade erhoben, stürzte eine beträchtliche Wassermasse in zwei Absätzen eine bedeutende Höhe herunter. „Wie Glas und Schnee!“ meinte der Bürgermeister, auf Guß und Schaum deutend. Sehr befriedigt, und entzückt von ihrem zuverlässigen und klugen Führer, traten sie den Heimweg an.

Als sie die Landstraße wieder an dem nämlichen Punkte erreichten, wo sie dieselbe verlassen hatten, sagte Heinz bescheiden: „Hier wohnen wir.“

„Und du hast deinen Lohn wohlverdient,“ sprach, den Wink verstehend, der Doktor. „Hier, lieber Junge! Bleib so pünktlich! Aber da wir einmal hier sind und noch ein wenig Zeit übrig haben, so wollen wir einmal nach deiner Mutter sehen.“

Die Hütte war eng, das Stübchen ärmlich, aber sauber, und die Augen der bleichen Witwe, die auf



Er eilte der Dame nach und überreichte ihr, die ihm ängstlich suchend begegnete, ihr Eigentum.



dem Bette lag, leuchteten auf, als ihr Sohn mit den Herren eintrat und ihr ein Sträußchen reifer Erdbeeren aufs Tischchen legte.

„Ihr habt einen braven Jungen, liebe Frau,“ sprach Dr. Krafft freundlich.

„Gott sei Dank! Er ist auch mein Ein und Alles.“

„Wo fehlt's eigentlich? Ich bin Arzt.“

Er hörte ihre Klagen an, fühlte ihr den Puls, richtete einige Fragen an sie, roch an die Flasche, die der Förster verordnet hatte, und sagte dann: „Das Zeug laßt aus dem Leibe! Ich verschreib' Euch nichts. Eßt kräftig, Fleisch, Bouillon, Eier, und trinkt ein Gläschen guten roten Wein dazu und in ein paar Tagen seid Ihr wieder auf den Beinen!“

Ein Achselzucken und ein wehmütiger Blick war die verständliche Antwort.

„Nun, nun, ich hab' heute Fahrgeld gespart und, von Eurem Heinz geführt, viel Vergnügen gehabt,“ — dabei legte er einen harten Thaler auf den Tisch. Sofort folgte der Bürgermeister dem guten Beispiel. Und dann empfahlen sich beide schleunigst.

„Doktor,“ begann der Bürgermeister, als sie langsam dem Städtchen zuschwenderten, „ich muß Ihnen ein kleines Unrecht abbitten. Ich hab' Sie heut morgen für ein bißchen — ein klein bißchen hart und geizig gehalten, oder genau.“

„Das war so unrecht nicht,“ lachte Dr. Krafft. „Den Tropf, den Kutscher, hatt' ich mit Vergnügen gepriegelt. Und auf meine paar Groschen muß ich scharf sehen, soviel Güter dafür kaufen, als nur möglich ist. Aber wenn mir ein solches Meisterstück der Mutter Natur entgegentritt wie dieser Heinz — wir haben heut schon viel Schönes gesehen, doch das Schönste unter der Sonne ist wahrhaftig ein an Leib und Seele wohlgeratenes Menschenkind! Schade — — doch er wird seinen Weg schon machen.“

„Ich hoff' es!“ sagte Buchendorf.

„Ich weiß es!“ sprach mit Entschiedenheit Dr. Krafft. Eine Strecke gingen sie schweigend weiter, langsam, denn die Sonne brante jetzt recht heiß. Und in Buchendorfs mächtigem Haupt schien sie einen Gedanken zu reifen. „Doktor,“ begann er wieder, „ich weiß nicht, wie's kommt, aber es ist mir, als hätten wir schon jahrelang miteinander gelebt. Und an mir soll's nicht liegen, wenn wir nicht jahrelang zusammen leben —“

„Wie das?“

„Kommen Sie zu uns nach Bellingen! Der alte Pöbbitus ist vor acht Tagen begraben worden und Sie würden mir der liebste Nachfolger sein.“

Rasch feste er die Verhältnisse näher auseinander und gab auf einige Fragen so befriedigende Antworten, daß der Doktor sagte: „Ich will's mir ernstlich überlegen.“

„Sie werden wahrscheinlich, gleich dem Verstorbenen, auch Knappschaftsarzt, dann ist Ihnen von vornherein ein unverächtliches Fixum sicher.“

„Ich bin entschlossen!“ rief Dr. Krafft. „Wer hat die Stelle zu vergeben?“

„Die Direktion in S. Ich kenne mehrere der Herren und werde für Sie wirken, bis Sie von Ihrer Reise zurückkommen.“

„Von meiner Reise? Die hat jetzt ein End'. Noch heut fahr' ich nach Bellingen und morgen nach S.“

„Surra! Dann reisen wir zusammen!“ rief der Bürgermeister fröhlich. „Abgemacht! Geben Sie mir Ihre Hand! Es muß gelingen! Und dann, nicht wahr, dann helfen Sie mir, unsere ehrsamten Krabwinkler etwas in Trab bringen, ihnen begreiflich machen,

wozu Uhren in der Welt sind?! Zwei vereint können oft viel mehr als das Doppelte von dem, was ein einzelner vermag. — Da schlägt's eins und wir sind vor dem Gasthose — es lebe die Pünktlichkeit!“

Der Doktor nickte lächelnd zu dem jugendlichen Ungestüm seines neuen Freundes und das Mittagessen mundete beiden vorzüglich.

Der Plan der beiden Reisegefährten und Freunde war dank ihrem raschen Handeln in Erfüllung gegangen. Dr. Krafft hatte sich in Bellingen niedergelassen und die Stelle als Knappschaftsarzt erhalten. Er fand die Verhältnisse im Guten und Bösen der Darstellung des verständigen Bürgermeisters entsprechend. Zu thun hatte er, auch außerhalb der Bergmannskreise, für einen Anfänger genug. Mit dem zweiten Arzt, der Spezialist in Augenkrankheiten war und auf die übrige Praxis nicht übermäßig Gewicht legte, stand er bald auf freundschaftlichem Fuß. Der gesellige Verkehr genügte ihm als Erholung; einige Mitglieder des kleinen Kasinos versprachen sogar, aus bloßen Bekannten allmählich Freunde zu werden. Aber auch in Beziehung auf den Hauptfehler der Eingeborenen, die Schlassheit und Unpünktlichkeit, hatte der würdige Vater des Städtchens nicht übertrieben. Entschlossen nahm der Doktor den Kampf mit dieser Erbünde auf, zunächst soweit er selbst unter ihr zu leiden hatte.

In seiner nächsten Umgebung ward ihm der Sieg nicht allzuschwer. Er hatte eine eigene Art, zu befehlen und sich verständlich zu machen, die selten des Eindrucks ermangelte. Seiner Hauswirthin sagte er und wiederholte es zum Überfluß in ihrer Gegenwart der Magd: „Dann und dann will ich frühstücken, dann abends den Thee haben, dann sollen meine Zimmer aufgeräumt sein u. s. w.“ und schärfte diese Vorschriften bei der geringsten Ubertretung durch Blick und Wort so ernstlich wieder ein, daß bald alles wie am Schnürchen ging. „Ein aparter Herr,“ sagte das Dienstmädchen nach einer längeren Schilderung am Brunnen, „aber er brummt doch nur, wenn er Ursach hat. — Himmel, da schlägt's! tapfer, tapfer! daß er seine frische Flasche Wasser kriegt!“ Und leichtfüßig fauste sie davon.

„Ich hab' einen neuen Anzug nötig,“ sagte der Doktor eines Tags auf dem Spaziergang zum Bürgermeister, „kann man den hier bauen lassen?“ — „Gewiß, dann bleibt das Geld im Lande,“ versetzte der auf das Wohl seiner Unterthanen bedachte Herrscher, „ich kann Ihnen meinen Schneider empfehlen und wenn Sie auch das Tuch bei ihm nehmen, so ist er doppelt geschmeidig und liefert vielleicht bloß drei Tage zu spät ab.“

„Ich werd's ihm weisen!“ knurrte der Doktor.

„Wo wohnt er?“

„Ich führ' Sie selbst hin — es ist mir zwanzig Schritt um.“

„Angenehm!“

Ein passender Stoff war bald ausgewählt und Meister Voch ergriff schon das Maß, da wehrte ihm der Doktor und fragte: „Wann könnte ich den Anzug haben?“

„Sind Sie sehr eilig?“

„Wann kann ich ihn haben?“ (mit lauterer Stimme.)

„Nun, vielleicht schon nächste Woche.“

„Nichts von vielleicht! Nehmen Sie Ihre Zeit! Sind vierzehn Tage genug?“

„Übrig genug — ich sage ja, nächste —“

„Dann also vierzehn Tage. Wenn ich ihn heute über vierzehn Tage morgens vor zehn Uhr habe und er paßt, so nehm' ich ihn und bezahle noch selbigen Tags. Kommt er nur eine Stunde später, so soll er

Sie bis Neujahr auf Ihr Geld warten! Kommt er einen Tag später, so nehm' ich ihn gar nicht! Hier steht ein ausgewachsener Zeuge! Verstanden? Einverstanden? Dann messen Sie an!"

Der Schneider stand einen Augenblick wie betäubt da und maß den Sprecher von Kopf bis zu den Füßen mit einem erstaunten Blick, doch dann maß er ihn auch lächelnd auf andere Art.

"Er bringt's nicht fertig — es wär' das erste Mal in seinem langen, lügenvollen Leben!" brummte der Bürgermeister kopfschüttelnd.

Aber genau zwei Wochen später holte ihn der Doktor vergnüglich lächelnd in seinem neuen Anzuge zum Spaziergange ab und sie gingen zusammen zum Schneider hin, der zur Belohnung für seine Pünktlichkeit bar bezahlt ward. Eine Pille freilich bekam er in den Kauf. „Voc," sprach Buchendorf gränlich, „ich lass' jest fünfzehn Jahr bei Euch arbeiten und bin noch nie zur Zeit bedient worden — es ist eine Schande! Probiert's nur noch ein einzimal und wir sind geschiedene Leute!"

Zu Mittag speiste der Doktor mit mehreren andern Junggefelln im ersten Gasthofs des Städtchens, „um halb eins, nach Ankunft des Schnellzugs," wie der dicke Wirt versicherte. Die erste Zeit ging's erträglich, denn so vielen Mitbeteiligten gegenüber um eine Minute zu feilschen, fiel dem verständigen Arzte nicht ein. Er wartete ohne Murren, wenn der Zug, der gewöhnlich fremde Gäste brachte, sich einmal ein wenig verspätete. Aber eines Tags dauerte es doch gar zu lange, und auch als die Reisenden endlich eingetroffen waren, erschien die Suppe noch nicht.

„Worauf warten wir denn noch?" fragte der Doktor gereizt.

„Der Herr Gerichtschreiber muß sogleich kommen," antwortete der Wirt, vergeblich zum Fenster hinausspähend.

Dieser Herr hatte studiert, es aber nur bis zum Referendar gebracht; als ältester Stammgast sah er zu oberst bei Tisch und war dem Wirt aus guten Gründen lieb und wert.

„Ich warte nicht länger — lassen Sie anrichten!" rief der Doktor.

Das geschah, wenn auch mit merkbarer Langsamkeit. „Unser Herr Tischpräsident wird's übel vermerken," flüsterte ein bescheidener Buchhalter dem Doktor zu.

Der zuckte die Achseln. „Warum dehnt er seinen Fröhlschoppen so ungebührlich aus! — Kommt das Rindfleisch bald?"

Sie waren schon am Hauptgange, als endlich der Spätling erschien, majestätisch und finster, ein malfontenter Nobile; der Buchhalter hatte recht prophezeit.

„Wo bleiben Sie so lange? Sie geben uns mit schlechtem Beispiel voran, Herr Präsident?" rief der Doktor gutgelaunt.

„Ich kann nicht so frei über meine Zeit verfügen, wie vielleicht andere," verjeste der Gefränkte spizig. „Wir waren so hungrig," sagte der Buchhalter entschuldigend. „Nun, Sie exerzieren ein wenig nach und haben uns bald eingeholt."

Der Präsident nickte ihm gnädig zu und schob den Schoppen Tischwein zurück. „Ein paar Flaschen Rotlax und vier Gläser!" Er lud die anwesenden Stammgäste zu dem bessern Tropfen ein, außer dem Doktor, in welchem er den Rebellen witterte.

Doch dem verdarb er dadurch die Laune nicht. Im Gegenteil, beim Nachtlax, als die meisten Fremden schon aufbrachen, lud der Doktor seinerseits die regel-

mäßigen Tischgenossen zu einer feinen Flasche ein und zwar so höflich und herzlich, daß selbst der Herr Präsident gnädigst einwilligte, zum Teil wohl aus Neugierde, um zu hören, was die Worte bedeuten sollten: „Ich hätte den verehrten Herren etwas zu sagen." Und das kam jetzt: freundlich, scherzend und doch wieder ernsthaft entwickelte der Doktor seine glühende Überzeugung vom Werte der Zeit und Segen der Pünktlichkeit und schloß mit dem Vorschlage, eine kleine Strafe für die Säumnigen festzusetzen und das angesammelte Geld gelegentlich zu einem guten Zwecke zu verwenden, „zu einem Bövöchen z. B., was noch lange nicht der schlechteste Zweck wäre."

Der Herr Gerichtschreiber, der mehrmals unbehaglich auf seinem Stuhle hin und her gerückt war und auch sonst Zeichen allerhöchsten Mißfallens gegeben hatte, bemerkte, sobald er zu Worte kam: „Aber Sie sind selbst am letzten Freitag volle zwanzig Minuten nach eins gekommen, Herr Doktor!"

„Von einer Operation, jawohl, und wenn Sie auf dem Gerichte, wenn ein anderer Herr im Geschäfte zurückgehalten wird, so geht er natürlich straffrei aus."

Nach einigem Hin- und Herreden wurde der Vorschlag zum Beschluß erhoben und eine Gnadenfrist von fünf Minuten gewährt, nach welcher unter allen Umständen aufgetragen werden sollte. „Denn wenn wir nicht auf einen von uns warten, so wollen wir's erst recht nicht der Fremden wegen thun," schloß der Doktor unter allgemeinem Beifall.

So war er seinem Ziele wieder um einen Schritt näher gekommen. In des Herrn Tischpräsidenten Brust blieb freilich ein leiser Stachel zurück. Der dicke Wirt versuchte noch ein paar mal, die Stunde hinauszuschieben, um einen Reisenden zu erwarten, der sich bei der Ausrückung seiner Muster nicht übereilt hatte; aber an der Einigkeit der Stammgäste prallte sein Widerstand ab, er ward geschmeidig und pünktlich und befand sich selbst wohl dabei.

Daß Dr. Krafft für die Vergleute besondere Sprechstunden festsetzte und streng auf Innehaltung derselben hielt, versteht sich von selbst. „In Notfällen muß ich bei Tag und Nacht zu jedem beliebigen Augenblick heraus und ihn's willig, wenn auch nicht immer gern," sagte er, „um so eher darf ich verlangen, daß Ihr meine mir karg zugemessene Mußezeit ehrt und Euch bei Kleinigkeiten an die Stunde hindert."

Sedantag nahte heran. Die Liste für das Festessen wurde zuerst den Stammgästen vorgelegt; „es ist besser, so was geht nicht von den Behörden, sondern aus der Mitte der Bürgerschaft hervor," bemerkte weise der Wirt. Natürlich unterschrieben alle. Als die Reihe an den Doktor kam, las er: „Abends acht Uhr," forderte dann rote Tinte und schaltete mit glühenden Riesenbuchstaben über der Zeile vor der Zahl das Wort präcise ein, das er zum Überflus dreifach unterstrich. Er mahnte zudem persönlich alle, mit denen er zusammentraf, zum pünktlichen Erscheinen, der Bürgermeister unterstützte ihn und so kam es — ein in den Jahrbüchern Bellingens unerhörter Fall — daß am 2. September zur bestimmten Stunde wirklich schon die Hälfte der Festgenossen im großen Saale des Gasthofs versammelt waren. Die Eingeborenen erstaunten selbst über ihre Leistung.

„Herr Präsident, befehlen Sie: Anrichten!" drängte der Doktor.

„Aber Herr Hammer fehlt noch," flüsterte der Bürgermeister.

Herr Hammer war ein reicher Mann, Besitzer des

größten Gutes in der Gegend, Hauptmann der Landwehr und Mitglied des Stadtrats.

„Kann er lesen?“ fragte der Doktor laut. „Präcise war ziemlich deutlich geschrieben. Sollen wir alle auf den einen warten?“

„Noch viele fehlen!“
„Oder überhaupt wir Pünktlichen auf die Saumseligen? Noch kann ich fröhlich teilnehmen — wer weiß, wie bald ich über Land zu einem Kranken gerufen werde? Und abgesehen von mir: alle andern anwesenden Herren verdienen schuldige Rücksicht. Sollen die Kartoffeln wässrig werden, der Fisch verfochen, der Braten einschrumpfen —“

„Der Wirt ist gewiß noch nicht fertig!“

„Den haben wir gezogen!“ äußerte jetzt der Gerichtschreiber stolz und der Doktor flüsterte dem Bürgermeister zu: „Verhrtester, keine Schwäche! sonst kommen wir nie aus der Potterei heraus.“ Und wieder mit lauter Stimme setzte er seine unterbrochene Rede fort: „Soll vor allen Dingen die gute Laune, die uns noch besetzt, durch elendes Warten verkümmert werden? Nein! sag' ich, dreimal nein! sie ist ein Gericht, das heiß genossen werden muß —“

„Bravo! Bravo!“ von verschiedenen Seiten.

„Herr Präsident, wir sind zur Stelle!“
„Auftragen!“ befahl der Würdige im Vollgefühl seiner Macht.

Zur Freude aller, zur Verwunderung des Bürgermeisters wurden sie ohne Säumen bedient und waren bald in erfreulicher Thätigkeit. Die Spätlinge, die langsamen Schritte nach und nach eintrafen, beschleunigten denselben, sobald sie erstaut in den Saal eingetreten waren, und suchten eiligst, wo sie unterkämen. Für Hammer hatte der Bürgermeister in seiner Gutmütigkeit ein Plätzchen in seiner eigenen Nähe belegt.

Aber es schlug ein viertel, es schlug halb und er kam noch nicht, endlich rollte sein Wagen vor und er trat ein, in Uniform, „en grande tenue, mit allen Orden und Ehrenzeichen,“ wie der Gerichtschreiber sich ausdrückte. Stirnrunzelnd nahm er den Platz ein, zu dem der Vater der Stadt ihn freundlich nötigte.

„Das geht ja heutzutage eilig zu!“ brummte er.

„Es stand freilich präcise auf der Einladung, verehrter Freund,“ bemerkte der Bürgermeister.

„Von unberufener Hand zugesetzt.“

Der Doktor war nicht der Mann, sich zu verkriechen.

„Ich hatte mir erlaubt, dieses anderwärts selbstverständliche Wort beizufügen. Es ist in Vellingen nötig.“

„So?“ versetzte Herr Hammer langgedehnt und starrte ihn an. Jetzt legte sich der Bürgermeister ins Mittel. Er bat, einen Anflug von Heiserkeit vor-schützend, den Herrn Hauptmann, das Hoch auf Seine Majestät zu übernehmen, und stellte so die gute Laune desselben nach Kräften wieder her. Denn die meisten Menschen, die überhaupt halbwegs reden können, thun es alles anständigen Sträubens ungeachtet von Herzen gern, zumal wenn sie eines donnernden Beifalls sicher sind. Es ist dieselbe Vorfreude, welche das Kind antreibt, einen Schwärmer loszubrennen, den durch die abschüssige Straßenrinne gezogenen Damm des kleinen Weibers plötzlich zu durchbrechen, eine Schneewalze, einen Wagen den Berg hinunterrollen zu lassen, nämlich durch eine kleine Bewegung eine große zu erzielen.

Als einer der wenigen akademisch gebildeten Männer wurde Dr. Kraft bald in den Schulvorstand der Stadt Vellingen gewählt. Natürlich fand er sich zur ersten Sitzung pünktlich ein, traf jedoch nur den Bürgermeister, und so hatten die beiden Freunde Anlaß, das alte Lied anzustimmen, und Zeit, es nach allen Richtungen hin durchzugeigen. Denn erst eine volle Stunde später, nachdem der jüngste Schreiber zwei in der Nähe wohnende Mitglieder mühsam herbeigeholt hatte, waren sie beschlußfähig und erledigten unter ihrem wackeren Vorsitzenden die Arbeit aufs beste in weniger als zwanzig Minuten.

Der Doktor hielt aus und hielt an sich, bis das kurze Protokoll geschrieben und unterzeichnet war, dann brach er aus: „Ist es hier Sitte und Regel, das vierfache des wirklichen Preises zu zahlen?“

Die würdigen Eingebornen starrten ihn an.

„Oder andere eheliche Leute zu solcher Unge-



„Das geht ja heutzutage eilig zu!“ brummte er.

heuerlichkeit zu zwingen?“

„Wie so? Was meinen Sie, Herr Doktor?“

„Unsere ganze Verhandlung hat zwanzig Minuten gedauert, der Herr Bürgermeister und ich aber haben über achtzig Minuten in diesem verwünschten Loches sitzen müssen, diese beiden nächstpünktlichen Herren eine Stunde — ist das nicht das drei- und vierfache? und zwar Zeit, kostbarer als Geld, das man erneuern, erwerben und erben kann, während jeder zwecklos verdämmerte Augenblick unwiederbringlich verloren ist. Eine volle Stunde uns geraubt! und draußen lachte der herrliche Otoberitag, daheim wartet Arbeit! Nehmen Sie mir's nicht übel, meine Herren, aber das muß anders werden, sonst spiel' ich nicht mehr mit!“

Diese unvorsichtige Drohung hätte beinahe den Eindruck seiner Vergleichung von Zeit und Geld wieder

zerstört; gerade der ärgste Spätling setzte schon die grollende Miene des Beleidigten auf. Zum Glück fühlten die „nächstpünktlichen“ Herren sich einigermaßen geschmeichelt und entdeckten plötzlich zu ihrer eigenen Verwunderung, daß auch ihre Zeit kostbar sei, und als einer von ihnen etwas unsicher zu äußern wagte: „Wie sagt der Engländer? Time is Money!“ und vom Doktor verstanden und belobt wurde, da war er mit Leib und Seele sein Mann. Der Bürgermeister förderte beruhigend und vermittelnd die gute Sache und so zogen auch die Zuleztgekommenen, weiter nicht gereizt, ihre Hörner wieder ein. Das Ergebnis der zwanglosen Unterhaltung war: „Wir kämen alle gern pünktlich, wenn wir wüßten, daß die andern pünktlich wären.“ Das Zugeständnis ergriß der Doktor und alle gaben sich die Hand darauf, künftig mit dem Glockenschlage entweder zu erscheinen, oder sich entschuldigen zu lassen.

Der Doktor setzte den Trumpf darauf: „Es ist fortan Ehrensache!“ holte aber, um nichts zu versäumen, zu den folgenden Sitzungen in der Regel die Herren ab, an deren Wohnung ihn sein Weg vorüberführte.

So ging's und der vielbeschäftigte Bürgermeister rieb sich über die Erleichterung und den Zeitgewinn vergnügt die Hände.

„Ich bring' Sie noch in den Stadtrat!“ drohte er seinem thatkräftigen Freunde und da der Doktor im allgemeinen beliebt und ohne allen Zweifel sehr geachtet war, so gelang dies wirklich am Jahreschlusse.

Wenn der Doktor sich mit schlünmen Ahnungen zur ersten Sitzung begab, so wurden dieselben vollständig getäuscht. Vellingens Senat war fünf Minuten nach der bestimmten Stunde beschlußfähig und sieben Minuten später vollzählig versammelt.

Und vom Konsul Buchendorf mit erprobter Umsicht und Geschicklichkeit geleitet, erledigte er die Tagesordnung merkwürdig rasch. Eine Sache freilich drohte zu langen und heftigen Verhandlungen zu führen, wurde aber durch ein beliebtes Mittel abgebrochen, nämlich auf zwei Monate vertagt und einer Kommission zum Bericht überwiesen.

So kamen die Herren zeitig zu ihrem Abendtrunk und auf dem Wege zum Kasino sagte der Doktor zu seinem Freunde: „Ihrem Stadtrate haben Sie doch wohl Unrecht gethan.“

Der alte Praktikus schüttelte sein weißes Haupt. „Warten Sie ab! Daß die Frischgewählten heute pünktlich waren, ist kein Wunder; neue Besen kehren gut. Und dann handelte es sich um den Bauplatz des neuen Schulhauses. Das möchte jeder vor seiner Thür haben, Freund Hammer, wenn's anginge, eine Viertelstunde vor der Stadt, dicht an seinem Gut, zu Nutz und Frommen seiner Hinterlassen.“

„Wenn ich eine Art Menschen mehr hasse als die Potterigen,“ knirschte der Doktor, „so sind es die, welche nur pünktlich sein können, sobald es sich um ihren eigenen Vorteil handelt. Und solch ein Menschenkind läuft uns da gerade in den Weg. — Herr Gerichtschreiber, haben Sie das Buch über die Erblichkeit der Gebrechen endlich ausgelesen?“

„Bedürfen Sie es?“

„Sie geben mir auf eine Frage eine andere zurück. Ich hab's dem Bürgermeister versprochen, schon seit Monaten.“

„Dann muß ich wohl sofort heimgehen und es holen.“

„Bitte —“ fiel der gutmütige Buchendorf ein, aber der Doktor ließ ihn nicht weiter reden.

„Wenn's Ihnen keine besondere Mühe macht,“ sagte

er freundlich und flüsterte, als der Herr Gerichtschreiber grimmig umkehrte: „Seit einem Semester hat er das Schriftchen, das man in einer Stunde lesen kann — er entließ es „auf ein paar Tage!“ Aber ich bring' ihn noch in Trab!“

Unzweifelhaft hatte er schon manchen ehelichen Belinger in Trab gebracht, doch ganz ohne Murren und böses Blut ging's nicht ab. Die mit einem gewissen Wiße begabten Eingeborenen hatten auch für den über-eifrigen Doktor einen scherzhaften Beinamen ausfindig gemacht: im Volksmunde hieß er nicht uneben „die wandelnde Glocke“.

Bald mußte er mit Leidwesen erfahren, daß er die Stadtverordneten zu früh gelobt hatte. Die nächst- anberaumte Sitzung kam aus Mangel an Beteiligten gar nicht zustande; die folgende erst mit Müß und Not, nachdem er ingrimmig und mit wachsender Bestimmung über dreiviertel Stunden gewartet und dem wehmütigen Gebimmel des zersprungenen Glöckchens auf dem Rathaussturm, „des Armentsünderglockchens“ nach dem Volksausdruck, zugehört hatte. Der Bürgermeister lächelte.

Aber als der große Tag erschien, an welchem die Kommission ihren Bericht erstatten sollte, da waren die Väter der Stadt zeitig in Vollzahl versammelt. Die Wogen der widerstrebenden Meinungen gingen hoch. Die Geister plagten hart aufeinander. Endlich verlor selbst der ruhige Bürgermeister einen Teil seines würdevollen Gleichmuts und schritt zur Abstimmung. So wurde denn, wie's oft bei Kompromissen zu gehen pflegt, der denkbar dümmste Beschluß gefaßt, nämlich das Schulhaus in eine dunkle, feuchte Seitengasse zu stellen, aber „mitten in die Stadt!“

Der Doktor knirschte vor Wut und überhörte seines Freundes tröstliche Zuflüsterung: „Es ist noch nicht gebaut!“ Er war im Verlauf des Redekampfs mit mehreren scharf aneinandergeraten, auch mit dem großmächtigen Herrn Hammer, und fühlte seine Brust noch von so viel angesammeltem Ärger bedrängt, daß er sich Luft machen mußte. So meldete er, als die Müden sich schon zum Weggehen anschickten, zur allgemeinen Verwunderung sich noch einmal zum Wort. Und nun hielt er den versammelten Vätern eine Standrede, in deren erstem Teil er zwar immer sagte: „Ich will nicht vom heutigen merkwürdigen Beschluß sprechen,“ es aber dabei fortwährend und nicht in der liebenswürdigsten Weise that. Der zweite Teil dagegen schlug den altbekannten Ton wieder an und zwar so laut und eindringlich, wie es die lebendige Glocke nur vermochte.

In der Aufregung spricht man leicht zu viel und zudem war der Zeitpunkt schlecht gewählt. „Heut sind wir doch wahrhaftig pünktlich gewesen!“ — „Allzuheftig macht schartig!“ — „Er hat doch keine Schulbuben vor sich!“ — Solche und ähnliche Bemerkungen erhoben sich am Schluß der Rede in dumpfem Gemurmel von mehreren Seiten. Und ehe der gute Konsul genug U auf die empörten Wogen gießen konnte, erbat sich Herr Hammer das Wort. Wenn er recht guter oder recht schlechter Laune war, so redete er nicht übel. Unscheinend höflich, rieb er dem armen Doktor gehörig den Pfeffer. „Die allgemeinen Weisheitslehren des gebrühten Herrn Vorredners kann umfoweniger widersprochen werden, als das Gegenteil in behauptet worden ist. Schon als Schuljunge hab' ich im Schönschreiben wer weiß wie oft den Satz kopiert: Die Zeit ist kostbar. Und als ich des Königs Rock noch täglich trug, hab' ich auch einen kleinen Begriff von Pünktlichkeit bekommen. Wir alle wissen, daß die Post, die

Pahn und andere Einrichtungen sich an Stunde und Minute binden müssen, wenn das Getriebe im Gang bleiben soll. Insofern war der schöne Vortrag, wenn auch recht erbaulich, vielleicht nicht überreich an neuen Gesichtspunkten. Allein, wenn wir alle dem geehrten Herrn Redner im allgemeinen beipflichten, so wird er uns doch erlauben, im einzelnen Falle selbst Richter über die Anwendung jener uralten Regeln zu sein."

"Bravo!"

"Wir richten hier keine Strafstasse für Zuspätkommende ein!"

"Bravo! Bravo!"

"Wir lassen uns von keiner Glocke tyrannisieren — selbst von der wandelnden nicht!"

Donnernder Beifall! Nur der Bürgermeister schüttelte den Kopf. Der Doktor saß mit hochrotem Kopf da, schweigend jedoch. Aber jetzt richtete der Gegner siegesberauscht das Wort unmittelbar an ihn: "Junger Mann —"

"Das ist ein unpassender Ausdruck, das verbitte ich mir!" rief Dr. Kraft schneidend.

"Meine Herren!" bat der Bürgermeister, — aber: "Unpassend? Das wagen Sie mir zu bieten, in offener Sitzung?" fuhr Hammer zornglühend auf. "Sie junger Mann wollen mich lehren, was passend und unpassend sei?"

"Im allgemeinen," versetzte der Doktor leutselig, "laß ich jedem vollkommene Freiheit, sich so unpassend zu benehmen, wie er will. Wird meine eigene Person dadurch betroffen, so wahr' ich mich. Und so erlaube ich mir, mit Nachdruck zu wiederholen: Jener Ausdruck war unpassend, wie Ihre ganze spöttische Erwiderung auf meine ernste Bitte, wie Ihr unentschuldigtes Fehlen bei den beiden letzten Sitzungen!"

Herr Hammer war starr. "Heiliger Antonius von Padua!" rief der Bürgermeister in Verzweiflung, "wo treiben wir hin? Kaltes Blut, meine Herren! — Lieber Freund, unpassende Ausdrücke zu rügen, ist eigentlich Sache des Vorsitzenden."

"Warum haben Sie's nicht gethan?"

"Weil ich matt und abgepannt bin — so sind wir alle. Da schwägt man leicht zu viel und ist empfindlich dazu. Schieben wir die Sache unter den Tisch! Gebt Euch die Hand und ich geb' eine feine Flasche im Kasino!"

Diese ungewohnte Großmuth lockte auf mehreren breiten Gesichtern ein Grinsen hervor; der Doktor, ruhiger geworden oder von der bessern Stimmung angesteckt, erhob sich lächelnd: "Da ich, wenn auch nicht ein junger, so doch unzweifelhaft der jüngere Mann bin —"

Aber umsonst schob und drängte Buchendorf an seinem andern Freunde, der beide Hände auf dem Rücken hielt. "Wenn er widerruft, wenn er in aller Form seine Beleidigung zurücknimmt —"

In Nu war die sanfte Anwendung des Doktors verflohen. "Zu widerrufen, zurückzunehmen habe ich nichts!"

"Sehr wohl! — Guten Abend, meine Herren!" Hammer stapfte dröhnend hinaus, die andern folgten, bald war nur noch der Bürgermeister in dem dumpfen, niedern Gelasse. "Nun trink' ich die gute Flasche allein!" rief er und schlug ärgerlich auf den grünen Tisch, daß die Tinte über den Rand des großen Behälters sprang.

Beizeiten am nächsten Morgen machte der Gerichtschreiber in gewählter Kleidung und mit feierlicher Miene dem Doktor seine Aufwartung. Der alte Corpsburche, der junge Referendar lebte wieder in ihm auf: er war überhaupt zu groß für seine Stellung.

"Sie werden ahnen, was mich so früh zu Ihnen

führt. Ich komme im Auftrage des Hauptmanns."

"Warum so gemessen, verehrter Herr Präsident? Läßt sich die dumme Geschichte nicht anders beilegen? Es kommt mir zu ungeheuerlich vor, daß wir friedliche Bürger noch einmal auf die Menfur sollen."

"Der Hauptmann ist nicht gewohnt, seine verletzte Ehre vor dem Zuchtpolizeigericht herstellen zu lassen," versetzte der Herr Referendar feierlich, sein eigenes Fach mit der größten Verachtung behandelnd.

"Das war auch meine Meinung durchaus nicht!" rief der Doktor gereizt, bezwang sich aber und suchte eine friedliche Erledigung anzubahnen. Es war dies schwierig einem Kartellträger gegenüber, der sich in seiner Rolle gefiel und in den Falten seiner Toga nur zweierlei trug: Unbedingten Widerruf oder Duell.

"Dann meinethwegen!" rief der Doktor ärgerlich und bezeichnete ihm seinen Sekundanten. Die nötigen Verabredungen waren bald getroffen.

Aber das Auge des Gesetzes schlief nicht. Der Bürgermeister, der seine Leute kannte, suchte im Laufe des Tages unter irgend einem Vorwande den Doktor auf und lockte nach einigen gleichgültigen Reden die Hauptsache aus dem Arglosen heraus, ehe derselbe sich des Zweckes bewußt ward. Erst als Buchendorf genauer forschte: "Wo und wann soll's denn vor sich gehen?" stuzte der Doktor, antwortete jedoch nach kurzem Bedenken: "Am sieben morgen früh, am Hasenbühl."

Das klang wahrscheinlich und doch glaubte es der alte Weise ohne Bestätigung nicht. Er lud den Gerichtschreiber zu einem Glase Wein in seine Wohnung ein, verwickelte ihn geschickt in ein Gespräch über seine akademische Zeit, hörte geduldig die uralten Studentengeschichten und Renommagen an und kam bei der dritten Flasche richtig zu seinem Zweck: um sechs Uhr sollte der Zweikampf stattfinden und zwar in der Eichenbacher Schenke.

"Sieh, sieh!" murmelte der Bürgermeister, nachdem er seinen wankenden Gast glücklich die Treppe hinunterbugliert hatte, "wer hätte das dem Doktor zugetraut? Könnte doch mit Ehren nachgeben; an seinem Mute zweifelt niemand, der sein Gesicht und die Schmarren genauer betrachtet. So verschlagt, so erpicht auf diesen Unsinn! Mit Hammer läßt sich erst recht nicht reden, dafür ist er Hauptmann. Aber mir sind sie nicht zu schlau — ich bin eher zur Stelle als sie!"

Und so saß er richtig, durch dichtes Dammengebüsch gedeckt, mit zwei Gendarmen schon um halb sechs an einer etwas erhöhten Stelle, wo er den breiten, ebenen Waldweg übersehen konnte. Er wollte nur im Notfall zum Äußersten schreiten, aber um jeden Preis das Duell verhindern.

Es war ein milder, lieblicher Frühlingmorgen, gar nicht zu Mord und Totschlag gemacht. Doch Buchendorf hatte noch nicht gar lange gewartet, da erschienen die ersten Blutgierigen schon, Hammer mit seinem Sekundanten und einem Arzt. Der Gerichtschreiber sah noch etwas rot im Gesicht aus, der Hauptmann eher blaß. Das kann man in einem solchen Augenblicke auch einem mutigen Manne verzeihen, zumal wenn er kein Jüngling mehr und Familienwater ist.

Von der Gegenpartei sah man noch nichts. Fest trug der sanfte Morgenwind vernehmlich den fernen Glockenklang herüber, es schlug sechs. Unwillkürlich zogen die drei ihre Uhren, um zu vergleichen. "Mein pünktlicher Kollege macht heute seinem Namen keine Ehre," sagte der Doktor lächelnd.

"Ein Frühstück von blauen Bohnen und ein Mittag-

essen im „schwarzen Adler“ ist freilich ein Unterschied!“ grinste der Referendar.

Der Herr Hauptmann brach sein würdevolles Schweigen nicht, ging ruhelos auf und ab und rupfte kleine Zweige von den nächsten Sträuchern.

Aber als fünf und nochmals fünf Minuten vergingen und noch immer sein Gegner nicht erschien, da machte er vor seinen beiden Genossen Halt und sprach: „Auffallend ist es immerhin. Sollte er krank sein?“

„Nein,“ antwortete der Arzt. „Ich sah ihn, als ich an seiner Wohnung vorüberging, am Fenster stehen, er nickte mir noch zu.“

„Wir könnten eigentlich gehen und ihm die Erklärung seines Ausbleibens überlassen,“ deutete Hammer an.

„Die ihm gewiß nicht schwer fallen wird,“ wehrte sich der Arzt für den Kollegen. „Übrigens, mir ist es ganz recht.“

Aber das paßte dem jugendlich fühlenden, mutvollen Referendar nicht. „Das akademische Viertel wollen wir ihm vollständig zu gut kommen lassen,“ sprach er, „obgleich meine Meinung jetzt schon feststeht. Wenn die wandelnde Glode in einer solchen Angelegenheit die Stunde nicht innehält, so — so —“

„Nein, Sie thun ihm Unrecht,“ verteidigte Hammer ritterlich seinen Gegner. Er ward überhaupt gesprächiger, je mehr die Zeit vorrückte.

„Die Viertelstunde ist herum,“ sagte der Arzt. „Ich hab' noch nicht schlagen hören,“ sprach der Gerichtschreiber.

„Man vernimmt den leisen Schall wohl so weit nicht,“ meinte Hammer. „Indessen, mir kommt's auf ein paar Minuten durchaus nicht an.“

So plauderten und warteten sie noch ein Weilchen, bis endlich selbst der Gerichtschreiber die Hoffnung aufgab. Aber gerade als sie sich zum Heimgehen wandten, kam Dr. Krafft mit seinem Sekundanten atemlos herbeigestürzt. Hammer zuckte unwillkürlich.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung,“ rief der Doktor, „daß ich die Herren habe warten lassen.“

„Wollen wir die Distanz abstecken?“ wandte sich der Referendar eifrig an den Begleiter des Doktors. „Einen Augenblick Geduld —“ fuhr Dr. Krafft fort, „vielleicht ist es unnötig.“

Alle blickten erstaunt auf, der Hauptmann nicht gerade traurig.

„Herr Hammer,“ sprach der Doktor, jetzt wieder vollständig bei Atem, laut und vernehmlich, „es thut mir leid, daß ich in der Sitzung mich zu Sie kränklichen Äußerungen habe hinreißeln lassen und ich bitte

Sie deshalb um Verzeihung. Genügt Ihnen diese freiwillige Erklärung, die ich auf Ihren Wunsch in der nächsten Sitzung wiederholen werde?“

„Vollkommen!“ rief Herr Hammer, angenehm überrascht. Ziel doch der ganze Ruhm des Tages ihm zu. Zuerst auf dem Platze, über die Zeit wartend, auf der Wahlstatt um Verzeihung gebeten! Aber der tapfere Gerichtschreiber war nicht zufrieden.

„Ist das ein Widerruf?“ fragte er zweifelnd. „Was kann denn ein Ehrenmann mehr sagen als: Es thut mir leid — ich bitte um Verzeihung?“ rief der unparteiische Arzt.

„Ich sag' aber noch mehr,“ sprach Dr. Krafft, „in Beziehung auf die Ursache des Zwistes. Ich erkenne an, durch eigene Erfahrung belehrt, daß der pünktlichste Mann in der wichtigsten Angelegenheit sich verspäten kann.“

„Sehr gut!“ rief Herr Hammer.

„Ich sehe ein, daß ich in einer an und für sich guten Sache zu scharf und genau gewesen bin und besser auf ältere und erfahrene Leute Rücksicht genommen hätte.“

„Bravo!“ rief Herr Hammer, „geben Sie mir Ihre Hand, Herr Doktor. Und nun nehm' auch ich keinen Anstand, zu erklären, daß die Anrede „Junger Mann“ Ihnen gegenüber nicht ganz am Platze war, und ferner, daß Sie in der Sache recht haben. Wir müssen pünktlicher werden hier in Bellingen, nur läßt sich nicht alles auf einmal zwingen und nicht durch einen Mann. Wenn ich Ihnen in Zukunft helfen kann, so finden Sie mich immer bereit.“

Sie drückten sich nochmals kräftig die Hand, während der Referendar undeutlich vor sich hin brummete. Das entging dem feinen Ohre des Doktors nicht, er blickte ihn voll an und sprach scharf: „Ist vielleicht jemand hier, der an meinem Verhalten Anstoß genommen hat, so bin ich auf der Stelle zu Red' und Antwort bereit.“

Da sich auf diese freundliche Aufforderung hin niemand meldete, so rief Herr Hammer vergnügt: „Es ist doch einmal ein angebrochener Vormittag — ich erlaube mir, die Herren auf gut Glück zu einem kleinen Frühstück einzuladen.“ Sie sträubten sich nicht lange und schlugen mit ihm den Weg zu seinem Gute ein.

Der Bürgermeister hatte mit gemischten Gefühlen all diese Vorgänge belauscht. Er freute sich als Mann des Gesetzes über den unblutigen Ausgang, er ärgerte sich als Mann schlechtthin über das Zuspätkommen und die große Nachgiebigkeit des Doktors. „Eine Memme



„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung,“ rief der Doktor, „daß ich die Herren habe warten lassen.“

kann er nicht sein, soll er nicht sein — da steckt was anders hinter und ich bring's heraus!" Und wirklich gelang dies dem alten Weisen noch in derselbigen Stunde.

Er schickte jetzt die Gendarmen heim und wählte seinen eigenen Weg und Schritt so, daß er ungefähr am Ausgange des Wäldchens mit der Gesellschaft zusammentraf. Man wunderte sich über den frühen Spaziergänger, der ganz harmlos den wunderschönen Morgen als Vorwand gebrauchte und natürlich von dem freudestrahlenden Herrn Hammer sofort eingeladen wurde.

"Was wird Ihre Frau sagen, wenn wir sie so früh überfallen?" wandte er ein.

"O, wir Baiern stehen früh auf," erwiderte Hammer. Inzwischen erstaunte er doch selbst, als er, daheim angekommen, seine Damen nicht nur munter, sondern im voll ändigen Gesellschaftsanzuge vorfand, als ob sie den Besuch erwartet hätten.

"Der Dr. Krafft — die andern Herren kennst du ja — meine Tochter Marie, erst vorgestern aus Thüringen heimgeliebt!" so stellte Hammer die beiden jüngsten Mitglieder der Gesellschaft einander vor und begab sich dann persönlich in den Keller. Denn auf den unschuldigen Kaffee sollte im Laufe des Vormittags ein anderer Trunk folgen.

Die Worte Marie und Thüringen und das Erglühn der beiden jungen Leute brachten den Bürgermeister auf die richtige Spur.

Während die andern es sich bequem machten und Mutter und Tochter das Frühstück besorgten, zog er den Doktor in eine tiefe Fensternische des alten Herrenhauses und flüsterte: "Ihre Marie?" Der Doktor nickte.

"Und den Vater wollten Sie totschießen?"

"Weiß ich's doch erst seit einer guten Stunde, daß er ihr Vater ist. Und da hab' ich —"

"Ich weiß — unter uns, ich hab' alles mitangesehen, verraten Sie mich nicht. Aber warum sind Sie zu spät gekommen, rasch?"

"Verraten Sie mich auch nicht!" sagte der Doktor und teilte ihm dann mit, daß kurz vor sechs Uhr Frau Hammer und ihre jüngste Tochter, in der er mit Entzücken die holdselige Erscheinung des Thüringer Waldes wieder erkannt habe, zu ihm gekommen seien und von seiner Großmutter den Verzicht auf den Zweikampf erlitten hätten, ohne Wissen und Willen Hammers, der ihnen die ganze Angelegenheit nach besten Kräften verborgen gehalten hatte. "Natürlich sagte ich Ja!" schloß der Doktor seine Beichte.

"Natürlich!" stimmte der alte Weise bei. "Wissen Sie was? Hammer ist in so rosigter Stimmung — da kommt er eben mit vier Flaschen unter jedem Arm — halten Sie sogleich um Marie an, er sagt auch Ja!"

Das geschah nun zwar nicht sofort, aber doch innerhalb Jahresfrist. Und weder bei der bürgerlichen und kirchlichen Trauung, noch bei der Hochzeit selbst ist irgend einer unserer Bekannten merklich zu spät gekommen. Bellingen hat sich überhaupt sehr gebessert, seitdem das mächtige Trümmervat Buchendorf, Krafft und Hammer so einträchtig zusammenwirkt. Nur im "schwarzen Adler" ist seit des Doktors Verheiratung der alte Schlenorian wieder eingerissen: der Herr Tischpräsident hegt und pflegt ihn, gerade der wandelnden Glocke zum Troy.



Reicher Kindersegen.

Von Wilhelm Fischer.

Es war an einem wunderbaren Wintertage. Soeben lief der Zug auf dem Bahnhof D. ein. Hurtig rissen die Schaffner die Wagenthüren auf, die am Reiseziel angelangten Fahrgäste stiegen aus, andere Reisende kletterten hinein, noch rascher, als es gewöhnlich geschieht.

— Warum? Es war grimmig kalt. Eine Frau mit einem Säugling auf dem Arme hatte auch schon den Fuß auf das Treppbrett eines Wagens dritter Klasse gesetzt, machte dort aber unentschlossen Halt, denn das Innere war schon zum Teil besetzt, und sie hatte noch zwei andere Kinder und dazu ihren Mann hinter sich, mit denen sie gerne zusammen gefahren wäre. In solchen Augenblicken zeigt sich oft die Gutmütigkeit des Volkes in erfreulicher Weise. "Nur herein, Franchen! Wir rücken schon zusammen!" rief der eine. "Geduldige Schafe gehen viele in einen Stall, und für die Lämmlein findet sich erst recht Platz," meinte der andere. Der dritte sprach nichts, räumte ihr aber sofort seinen Eckstich ein. Freundlich dankend nahm die Frau Platz, ihr Mann an ihrer Seite, die Kleinen wurden auch glücklich untergebracht, und als das eilige Dampfrohr pffte und anzog, sah man in manchem Wagen weicher und bequemer, aber in keinem vergnügter beisammen. Denn kleine Dienste und Gefälligkeiten, von wildfremden Menschen einander erwiesen, thun nach beiden Seiten hin doppelt wohl. "Ein munteres Kerlchen!" sprach einer der Reisenden und tätschelte das älteste Bübchen, welches gerade tapfer in einen großen kalten Apfel hineinbiß, freundlich auf den Kopf. "Das ist wohl Eure ganze Familie, Freund?" — "O nein," antwortete der Vater lächelnd, "ich bin reicher, als man meinen sollte, wenn man meine liebe Alte ansieht."

"Wie viel Kinder habt Ihr denn?" — "Drei und ein halbes Dutzend, und alle von einer Frau!" sprach der Mann und gab seiner erstbendenden Nachbarin einen leichten Klaps auf den Rücken. Er hatte so ernsthaft gesprochen, daß alle ihn verwundert anstarrten. Doch ehe sie noch weiter fragen und forschen konnten, löste ihnen die Frau das Rätsel. "Mein Mann muß immer Spaß machen," sagte sie entschuldigend. "Wir haben allerdings der Kinder genug, nämlich außer diesen dreien noch ein volles halbes Dutzend dabei, drei und sechs macht neun."

"Aha! Ist's so gemeint?" riefen die Mitfahrenden, und alle lachten, nicht am wenigsten der glückliche Vater selbst, der sich über den Erfolg seines Witzes freute. "Sie sind gesund, Gott sei Dank," fuhr die Frau fort, "und wir haben Brot für sie." — "Und für das ein' oder andere, welches noch nachkommen möchte," fiel der Mann ein und alle lächelten wieder. "Ja, das Dutzend müßte eigentlich voll werden," meinte der eine. "Ich danke," sprach die Frau, "ich bin vollständig zufrieden; neun ist ein volles Regelspiel." —

„Noch ist Deutschland nicht verloren!“ rief ein anderer, „so lange so reichlich für Rekruten gesorgt wird. Bei den windigen Franzosen mag man lange nach einer solchen Familie suchen.“ — „Und wenn man sie fände, so würde die Mutter nicht mehr so hübsch und frisch aussehen.“ sprach der frühere Besitzer des Caplases höflich. „Glaub's selber,“ sprach der Mann, „aber macht mir meine Alte nicht noch eitler, als sie schon ist.“ — „In unserm Vaterlande,“ begann der erste wieder, „steht dagegen ein solcher Kinderreichtum gottlob! nicht vereinzelt da. Mir fällt da gerade ein Stückchen ein, das Ihr mir lösen mögt, wenn's Euch nicht schon bekannt ist. Wir kommen bald nach R. Der frühere Wirt auf dem Bahnhofe dafelbst hat mehrere Frauen gehabt — nicht zu gleicher Zeit, er war kein Mornone — sondern nacheinander, und Kinder die Hülle und Fülle. Eines Tags stieg unser König dort aus, der damals noch nicht Kaiser war. Ein weiß gekleidetes Töchterlein des Wirtes hatte die Ehre, dem hohen Herrn einen Blumenstrauß zu überreichen. Der gütige Monarch dankte huldvoll und geruhte, an den in der Nähe stehenden Vater eine Frage nach seiner Familie zu richten. Majestät, antwortete der Schalk, ich habe zweimal vierundzwanzig Kinder gehabt!“

„Allestaunten,“ rief der Freund, was sagt Ihr dazu?“ fuhr der Erzähler fort. „Wahr muß es sein, wer wird dem Könige ins Angesicht lügen? Doch ich will Euch nicht zappeln lassen, obgleich Ihr es eigentlich verdient. Müßte doch auch der Wirt dem überraschten Könige gegenüber alsbald so fortfahren: Aus drei Ehen besaß ich einmal vierundzwanzig Kinder. Da starb mir eins, und so viele noch übrig blieben, es that mir dennoch herzlich leid. Aber übers Jahr schenkte meine liebe Frau mir ein neues; das zweite Duzend war wieder voll, und wenn auch jetzt leider nicht alle mehr leben, so darf ich doch mit Wahrheit sagen: Ich habe zweimal vierundzwanzig Kinder gehabt!“

„Eine nette Familie!“ sprach der frühere Besitzer des Caplases. „Ja, was kommt nicht alles vor in der Welt! Da wir aber doch einmal an dem Kapitel sind, so will auch ich der verehrten Gesellschaft noch ein Beispiel mitteilen. Ich reise zu meinem Bruder in F., der wieder einmal taufen läßt. Er hat noch die erste Frau, und lange möge sie leben! Sie sucht ihresgleichen weit und breit. Aber Kinder hat auch er genug, nämlich nicht mehr und nicht weniger als Tage im Jahr!“

Alle wußten, daß auch unter diesen Worten wieder eine Zweideutigkeit versteckt sei, und suchten sie zu entdecken. „Wenn ein großes Waisenhaus in F. wäre,“ meinte der eine, „so würd' ich sagen, Euer Bruder sei Waisenwater.“

„Vielleicht ist er Hauptlehrer und nennt alle Schüler seine Kinder,“ rief der andere.

„Er ist Steiger,“ sprach der Bruder.

„Dann weiß ich es nicht.“

„Nicht so bald den Mut verloren! Ich will Euch daraufhelfen. Welchen Tag haben wir heute?“

„Donnerstag.“

„Nein, welches Datum mein' ich!“

„Den 6. Januar.“

„Richtig. Das neue Jahr hat also nur erst sechs Tage und genau so viel Kinder hat mein lieber Bruder.“

Und damit sei's für heute der Kinder genug.

Wie man Denkmäler baut.

„Meine Herren!“ sprach der Bürgermeister am Schluß einer langen Gemeinderatsitzung, „ich will anseinandergehen, noch eins. Ich erhalte soeben die Nachricht, daß man in der Hauptstadt Seiner Durchlaucht dem Hochseligen Herrn Herzog aus freiwilligen

Beiträgen ein Denkmal errichten will und auf eine lebhafte Beteiligung des ganzen Landes, insbesondere auch unseres Ortes, rechnet. Dem Schreiben ist schon eine Liste beigelegt. Wie wär's, wenn wir sogleich den Anfang machten und jeder einen beliebigen Beitrag zeichnete? Ich würde es dann in unserm Plättchen bekannt machen und die Liste hier im Rathause auflegen oder durch den Holzdiener herum schicken. An Vaterlandsliebe stehen wir, das wag' ich kühn zu behaupten, hinter keiner andern Stadt zurück — und es wird



„Drei und ein halbes Duzend,“ sprach der Mann.

von oben gern gesehen und kann uns bei der Frage, ob wir oder Nahdorf das Bataillon bekommen, von Nutzen sein,“ setzte er leiser, aber eindringlich hinzu.

Und es wirtte. Die weisen Väter der Stadt sahen sich einen Augenblick tiefsinnig an und dann entgegnete der reichste und folglich klügste unter ihnen würdevoll: „Es versteht sich wohl von selbst, Herr Bürgermeister, daß wir uns nicht zurückziehen, wenn's ein patriotisches Werk gilt — das haben wir noch nie gethan. Aber nicht auf dem Rathause darf die Liste aufliegen, die Leute sind zu träge, von selbst kommt niemand. Man muß es ihnen bequem machen, besonders wenn man Geld haben will. Doch auch der Polizeidiener darf sie nicht umhertragen; der bringt allerlei, und nicht immer angenehme, Botschaften und ist zudem kein Mann von dem nötigen Gewicht und Einfluß. Nein, nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten müssen ein paar angesehenere Herren sich persönlich der Mühe unterziehen und von Haus zu Haus, von Thür zu Thüre gehen und auch den geringsten Beitrag willkommen heißen. Dann mehren sich die Unterschriften erstaunlich, viele Sandkörner machen einen Haufen.“

und zudem wird gerade die Beteiligung der kleinern Leute höhern Orts höchst angenehm berühren. Also, etwa Sie selbst, Herr Bürgermeister, und irgend ein Bürger von Bedeutung und Gewicht."

Nachdem er so gesprochen, sah er sich unter dem Beifallsgemurmel seiner Genossen befriedigt um und setzte sich. Er wog selbst ohne den Ueberrock hundert- undachtzig Pfund, so war also die gewichtige Persönlichkeit nicht schwer zu finden. Einhellig wurden der Bürgermeister und der beredte Sprecher gewählt und machten sich, nachdem sie und die übrigen Stadträte flott gezeichnet hatten, alsbald auf den Weg.

Ihrem Grundsatz getreu, überschlugen sie auch die niedrige Hütte eines armen Tagelöhners nicht, der in einer Nebengasse des Marktes wohnte. Der ehrliche Mann fühlte sich durch den vornehmen Besuch höchlich geehrt. Und als die hohen Herren, von denen er sonst selten angerebet und dann meist angeschnauzt wurde, so manierlich und höflich zu ihm sprachen, da ging ihm das Herz noch mehr auf. Und als der Bürgermeister, der noch gut bei Atem und voll frischen Eifers war, gar die Tugenden des Hochseligen zu schildern begann, da schmolz der Gute vollends vor freundiger Nüchternung und rief mit leuchtenden Augen aus: „Ja, Herr Bürgermeister, das versteht sich, da geb' ich auch mein Teil, schreibt mich nur auf!"

„Wie viel darf ich denn schreiben?“ fragte der Vater der Stadt, nicht wenig stolz auf den Erfolg seiner Beredsamkeit.

„Laßt einmal sehen, lesen kann ich noch so ziemlich, nur mit der Feder will's nicht — was habt Ihr gezeichnet? Zehn Thaler? Gut, schreibt für mich auch zehn Thaler hin.“

„Aber das ist wirklich zu viel, lieber Freund, das verlangen wir nicht,“ wandte der Ueberraschte ein. „Zehn Groschen thum's auch und sind aller Ehren wert.“

„Nein, Herr Bürgermeister, wenn das wirklich so ein guter Mann gewesen ist, wie Ihr sagt — ich hab's bisher nicht gewußt, wo soll auch unferns ihn kennen? — wenn das wirklich so ein Ausbund von Tugend gewesen ist, so geb' ich's gern. Ihr habt sehr schön gesprochen, das wär' allein das Geld wert, Ihr wißt Eure Worte gut zu setzen, es hat mir wohlgethan. Schreibt rüstig zehn Thaler, ich geb's gern.“

Der Bürgermeister merkte, daß er diesem Uebermaß der Begeisterung deutlicher entgegenzutreten müßte, und sprach: „Alles schön und gut, lieber Freund, aber seid vernünftig. Das könnt Ihr ja nicht bezahlen.“

„Dann sitz' ich es ab!“ erwiderte unverzagt der Redliche, der auf diese nicht mehr ungewöhnliche Art wohl schon frühere Schulden getilgt hatte. — Weiter kann man in der That wohl den Patriotismus kaum treiben.

Nur Berge begegnen sich nicht!



Und wer kann sagen, daß dies Sprichwort, altwie die Welt, morgen noch wahr sei? — Wer verbürgt es euch, daß über Nacht nicht irgend

einem Gelehrten die Idee kommt, ein Mittel zu ersinnen, um einen ganzen Berg zu heben, aufzuladen und fein säuberlich dahin zu transportieren, wo man einen solchen gerade notwendig hat? Ihr lacht? ... Freilich! der Hinkende wird jenes Mittel wohl nicht erfinden und ihr auch nicht; aber den Menschen, die es soweit gebracht haben, daß

wir uns mit unsern Freunden in Amerika ganz gemüthlich unterhalten können; die, als wenn es eine Semmel wäre, Afrika von Asien gerissen haben; die seit dreißig Jahren die ganze Welt mit einem Spinn-

gewebe von Schienenwegen umhüllen, damit die Entfernung, der größte Hemmnis des menschlichen Fortschrittes, soviel als möglich verschwinde: den Menschen kann man alles zutrauen! —

Wenn nun auch die Berge sich nicht begegnen, so begegnen sich die Menschen doch oft nach langen, langen Jahren wieder, und ihr hättet des Hinkenden Freude sehen sollen, als ein Better von ihm, der vor länger als dreißig Jahren zur See ging und den alle Welt schon längst verloren

schon längst verloren glaubte, plötzlich bei uns wieder erschien! Ja, das war eine Freude, sage ich euch! — und bei dieser Gelegenheit hat der Hinkende noch eine Entdeckung gemacht, die er für höchst wichtig für die Menschheit hält und die er hiernit, ohne die geringste Belohnung dafür zu erwarten, den Gelehrten mittheilt. Er hat nämlich entdeckt, daß eine große Freude sich stets zuerst auf den Schlund wirft und die Schleimhäute desselben auf eine eigentümliche Weise austrocknet. Daher bei großer Freude stets ein großer Durst. Es kam nun darauf an, dasjenige Getränk zu finden, welches zu gleicher Zeit den Durst stillt und die Freude nicht unterdrückt — sondern im Gegentheil sie womög-



„Dann sitz' ich es ab!“ erwiderte unverzagt der Redliche.

lich vermehrt! Das war gar nicht so leicht, als ihr es euch vorstellt, und es hat dem Hinkenden mehr Mühe gekostet, als ihr euch wohl denkt! . . . Wer lacht da?

„Bildet euch wohl gar ein, daß der Hinkende alle Pfläzer Sorten durchgekostet hat und euch nun eine nennen wird, oder euch auf diese oder jene Sorte Bier aufmerksam machen wird, oder gar auf irgend einen Bramentein? — Da irret ihr euch nun aber gründlich! Und weil ihr das geglaubt habt, müßt ihr euch die Strafe gefallen lassen, die „Wir, Hinkender Vot von und zu Jahr“, euch allergnädigst zudiktieren.“

Sie besteht darin, daß ihr erst am Ende der Geschichte, die ich euch jetzt erzähle, erfahren werdet, wie das Getränk heißt, welches den Durst stillt und die Freude erhöht und sie sogar für dieses Leben unvergänglich macht! — Daß mir aber keiner das Blatt umschlägt und nachsieht, was am Ende steht, wie die Weiber immer thun, um zu erfahren, ob die Geschichte mit einer Heirat endet oder nicht! — Das muß ich mir sehr verbitten! Ubrigens werdet ihr doch dabei nichts erfahren!

Der Better also war in jenem Jahre, wo wir in unserm lieben Deutschland alles verkehrt gemacht haben — ihr wißt, daß ich 1848 meine — ausgewandert; aber als er in Newyork angekommen war, hatte ihn auf einmal die Mutlosigkeit ergriffen!

„Hier ist auch nicht alles Gold, was glänzt,“ hatte er sich gesagt — „und zu Hause erzählt man wohl von diesem oder jenem, der hier sein Glück gemacht hat, reich und geachtet geworden ist, aber von denen, die hier elendiglich zu Grunde gegangen sind, spricht kein Mensch mehr; — und das sind acht auf zehn Auswanderer! — Was werde ich mich hier jahrelang schinden und mühen und es am Ende doch zu nichts bringen! — Arbeiten will ich schon wie drei; — aber Sorgen uns tägliches Brod will ich nicht haben!“ — So sprach der Better, und am nächsten Morgen hatte er sich auf einem Schiff als Hilfsmatrose verdingen.

Seht, das war nun ein arg dummer Streich vom Better; denn er verstand ja gar nichts vom Handwerk, wußte kein einziges Tau bei seinem Namen zu nennen und mußte sich die Späße, Wisse und Bülße seiner rohen Kameraden ganz geduldig und still gefallen lassen. Aber der Better ist ein ganzer Kerl, der seinen Kopf für sich hat, und der, wenn er sich einmal etwas hineinsetzt, es auch ausführt, es mag kosten, was es wolle. „Einen dummen Streich hast du einmal gemacht,“ sagte er, „das steht fest; aber nun handelt es sich darum, selbst aus diesem dummen Streiche soviel Nutzen als möglich für deine Zukunft zu ziehen! Lacht mir und pufft so viel ihr wollt; am Ende werde ich doch so viel wissen wie ihr, und dann sollt ihr sehen; dann werde ich doch ein besserer Matrose wie ihr sein!“ — Seht, so denkt der wahre Mann in allen Lebensumständen! Nie den Kopf hängen lassen — immer frisches Vertrauen in sich selbst, Mut und Ausdauer, und der liebe Gott hilft!

So ging's auch ihm; als ihm nach und nach die ganze Schiffsfahrtskunst eingepufft worden, da bemerkte eines Tages bei einem verzweifelten Unwetter der Kapitän, daß der Better ein ganzer Kerl sei, der in der höchsten Gefahr den Kopf oben behalten und durch seine Kaltblütigkeit und Unerblichkeit den größten Teil zur Rettung des bedrohten Schiffes beigetragen hatte. — „So, so,“ meinte der Kapitän, „mit dem müssen wir schon andere Saiten aufziehen,“ und er ließ ihn in seine Kajüte kommen und gab ihm Bücher,

die von der Kunst, ein Schiff zu leiten, handelten; er stellte sich mit ihm ans Steuer und unterwies ihn, wie dieser bedeutende Posten auf einem Schiffe gehandhabt werden mußte; mit einem Worte, er nahm sich seiner auf solche Weise an, daß die andern Matrosen darüber anfangen zu raisonnieren. Der Better, der seine Leute ganz gut kannte, dachte: „Wartet, nun werde ich es euch zeigen! — Als ich noch unwissend wie ein Esel war, da hab' ich mich so geduldig von euch puffen lassen, daß ihr jetzt glaubt, ich habe gar keine Häuste am Leibe; ich werd's euch bei Gelegenheit einmal weisen!“ — Solche Gelegenheit findet sich aber immer schneller, wie man denkt, und schon am selben Abend lagen die beiden Matrosen, die dem Better am meisten zugesetzt hatten, in ihrer Koje — der eine mit geschwollener Nase, der andere mit lahmem Arm! . . . Beide wußten jetzt, wie viel des Better's Faust wog.

Und so machte er bald Carriere und freute sich, in seinem Vorsatz beharrt zu haben; er machte lange Reisen auf diesem oder jenem Schiffe, verdiente sich ein schön Stück Geldes, und anstatt es nach Matrosenart zu vertrinken, legte er es bei seiner Rückkunft in Newyork gut an, und obgleich er ein ganz fideles Leben führte, hatte er sich doch bald eine ganz artige Summe zusammengeparat. Auch hatte er ein Examen machen können, war Steuermann geworden und hatte endlich als solcher eine Stelle auf einem Auswandererschiffe, das von Hamburg nach Newyork geht, bekommen. Schon länger als acht Jahre war er auf denselben Schiffe, als dasselbe bei seiner letzten Rückkunft nach Deutschland eine solche Havarie erlitt, daß es gründlich ausgebeßert werden mußte, und die periodischen Hin- und Herreisen unterblieben. Diese Zeit hatte der Better benutzt, um einmal wieder nach Hause zu kommen und heimische Luft zu riechen.

Nun ging's ans Erzählen, das könnt ihr euch denken, und der Hinkende, der, wie ihr wißt, doch auch kein altes Weib ist, dem es gruselt, kann euch versichern, daß es ihm mehr als einmal kalt über den Rücken lief, wenn er von den Gefahren der See hörte. — Br! . . . wenn so der Sturm die Segel zerfetzt und die Masten geknickt hat, wenn das Steuer zerbrochen und die winselnden Passagiere jeden Augenblick fürchten, von einer turmhohen Welle in die nasse unerbittliche Tiefe hinabgerissen zu werden . . . wenn man daran denkt . . . nein, Leute! Seemann wird der Hinkende nie, wenn ihm auch noch einmal ein neues Bein wüchse!

Und dabei meinte der dumme Kerl, der Better, daß es doch das beste Leben auf der ganzen Welt sei! Begreift ihr das? „Wir haben für nichts zu sorgen,“ sagte er, „unser Essen erwartet uns zur bestimmten Stunde, ohne daß wir uns den Kopf zu zerbrechen brauchen, wie wir es herbeizuschaffen haben; wir haben nicht für Haus und Hof zu sorgen und Steuern bezahlen wir auch nicht. Kein Gesetz schikaniert uns und mit Politik geben wir uns nicht ab. Was in der Welt passiert, ist uns im höchsten Grade gleichgültig, und wenn wir nach Monaten einmal wieder einen Baum, einen Strauch, ein Feld zu Gesicht bekommen, haben wir viel mehr Genuß davon als ihr, die ihr es das ganze Jahr lang unter der Nase habt. Wir haben Gott sei Dank weder Minister noch Kammern, noch Advokaten, noch geistliche oder weltliche Räte; was der Kapitän befiehlt, wird gethan und damit basta! Wenn's euch gut auf dem Lande geht, dann freut es uns; wenn nicht, mach't's, wie ich es gemacht habe: geht zur See!“

Was sollte man darauf nun antworten? Recht hatte er auf der einen Seite, aber auf der andern wieder — das liegt ja klar auf der Hand — himmelschreiendes Unrecht! Aber er war davon nicht abzubringen, daß das Beste, was unser Herrgott geschaffen, das salzige Wasser wäre.

„Aber schau doch, Mensch!“ sagte ihm der Hinkende eines Nachmittags, als wir vor der Thür der Schenke saßen und ein gut Glas Pfälzer tranken, „solchen Wein bringt das Land hervor, und auf deinem lumpigen Wasser, was hast du da?“

„Ja, der Wein ist schon gut,“ meinte er, „aber den finden wir in jedem Hafen und nehmen uns so viel davon mit, als wir gerade brauchen und bezahlen können, und ich sag’ dir, Hinkender, er schmeckt auf dem Schiffe, wo man sparsam damit umgehen muß, eigentlich noch besser als hier.“ — In diesem Augenblicke ging gerade die Anna Maria vorbei, und wenn ihr’s nicht wißt, muß ich es euch sagen, daß die Anna Maria die schmuckste Dirne ist, die man sich nur denken kann: Milch und Blut im Gesicht und ein Wachs wie eine Gazelle!

„Und so etwas, habt ihr es auch auf dem Wasser?“ fragte der Hinkende.

Freilich, nun duckte er sich, da konnte er nicht antworten! Er wurde sogar plötzlich ernst und trübe, seine Stirn legte sich in Falten und er fuhr mit der Hand über die Augen. Dann nahm er sein volles Glas und leerte es mit einem Zuge.

„Siehst du, Hinkender,“ sagte er dann, „du bist eigentlich der glücklichste Mensch, den es auf Gottes Welt giebt, und weißt nicht einmal, du Narr, warum du eigentlich so glücklich bist! Ich werd’s dir sagen. Weißt du, was das größte Unglück für einen Mann ist? Da sitzt du nun und weißt keine

Antwort und in deinem Kalender thust du dich immer groß, als wenn du alles wüßtest. Ich werd’s dir sagen. Das größte Unglück für einen Mann ist, wenn er sich einbildet, daß ein Mädchen ihm gut sei, und es ist dann nicht wahr! Versteh mich aber recht! Ich spreche nicht von den Mädchen — der Geier soll sie holen —, die sich so stellen, als wenn sie einem gut sind, Geschenke annehmen und allerlei Kofetterie treiben! Nein, mein Junge! über die muß man sich keine grauen Haare wachsen lassen; aber von ordentlichen, ehrlichen Mädchen spreche ich, die viel Freundschaft, viel Dankbarkeit für einen Mann empfinden und dann, wenn der Geier sich einbildet, daß das Mädchen ihn liebt, ihn mit einem Mal aus allen seinen Himmeln stürzen, einen Knix machen und sagen: Ich danke bestens; gute Freundschaft, so lange Ihr wollt, aber heiraten, das geht nicht; da hättet Ihr früher kommen müssen!“

Der Vetter hatte sich noch einmal eingeschenkt und noch einmal hatte er sein Glas mit einem Zuge geleert;

auf die Weise war es bald um den Inhalt der Flasche geschehen.

„Und darum,“ fuhr er fort, „darum bist du, Hinkender, solch ein glücklicher Mensch, weil dir so etwas doch noch nie passiert ist und auch jetzt nicht mehr passieren kann!“

Jetzt war der Hinkende an der Reihe, sein Glas zu leeren. Er that es, seufzte — und sprach kein Wort. Warum? das geht niemanden etwas an!

„Nun, habe ich nicht recht?“ meinte der Vetter. „Das ist deine Sache nicht; aber antworte mir, ist dir denn einmal so etwas passiert? Du siehst mir ganz so aus.“

„Na, dann schenk nur frisch ein, wenn ich dir das erzählen soll; denn bei der Geschichte wird mir jedesmal der Hals trocken. Es ist, sag’ ich dir, eine ganz kuriose Geschichte, bei der ich mich wie ein geborener Esel benommen habe; aber es schadet nichts! hab’ doch mein: Freude daran gehabt und — schenk

ein! — und gegrämt hab’ ich mich und hätte ich mich nicht vor mir selbst geschämt, ich hätte bei Gott gegreint wie ein Schiffsjunge! Sperst die Augen auf, begreift nicht, wie man sich zu gleicher Zeit freuen und grämen kann? glaub’s schon! Hör zu, es ist eine kuriose Geschichte, sag’ ich dir! Well! ich war also in Hamburg und wir luden neue Passagiere nach Newyork ein. Der Kapitän hatte mir gesagt, daß das Schiff vom Agenten gänzlich in Beschlag genommen sei und daß wir mit voller Ladung am nächsten Montag absegeln würden. Gut! Da kommt eines Abends, während ich auf dem Quai herumschwänze, ein junger Bursch, kaum fünf- undzwanzig Jahre alt, auf mich zu, fragt mich, ob ich der Steuermann jenes Schiffes sei, und als ich ihm



Da kommt eines Abends ein junger Bursch auf mich zu, fragt mich, ob ich der Steuermann jenes Schiffes sei.

das bejabe, bittet er mich himmelhich, ich möchte ihn doch nach Amerika mitnehmen, Geld hab’ er aber nicht, um die Passage zu bezahlen. Na, in meinem Leben hab’ ich nicht so herzlich gelacht! Was sich so ein Bursch nur denkt, ihn, ohne zu bezahlen, mitzunehmen und ihn unterwegs noch zu füttern. Ich sagte ihm, wie unsinnig sein Anliegen wäre und daß außerdem auf dem Schiffe kein Platz mehr sei. Er ließ traurig den Kopf hängen und aus seinen blauen Augen leuchtete ein so herber Schmerz, daß es mir mit einem Male leid that, vorhin so herzlich gelacht zu haben. Nun fragte er mich, ob ich keinen Kapitän eines Auswanderungsschiffes kenne, der ihn unentgeltlich mitnehmen wolle, und als ich ihn scharf ansah — denn mir war der Gedanke gekommen, daß er irgend eines dummen Streiches halber so schnell fort wolle —, da holte er mir seine Papiere hervor und zeigte mir, daß alles mit ihm in Ordnung sei. Nun gab ich mir Mühe, dem armen Narren das anzureden, daß er von irgend einem Kapitän oder Agenten freie

Überfahrt erlangen würde, denn das kannst du dir doch wohl denken, daß diese Herren lieber ein paar Passagiere mehr, als das Reglement erlaubt, mitnehmen, d. h. wenn dieselben gut bezahlen, als einen armen Schluder gratis. Er hörte mir wie ein Mensch, der träumt, zu und auf einmal — na, ich werde mein Verbleib daran denken — stößt der Sakramentsbursche mich zurück, schreit: „Wenn ich nicht über's Wasser k. n. m. bleibe ich im Wasser!“ — und plumps! — da liegt er im Wasser. Ich bestimme mich nicht lange, runter mit der Jacke, weg die Mütze und plumps! bin ich ihm nach. Das ist dir eine ganz vertauselte Geschichte in den Bassins, sage ich dir; da ist es gar zu leicht, unter den Kiel eines Schiffes zu kommen, und wenn man 'mal da drunter ist, dann bleibt man gefälligst da. Aber es ging. Ich erfaßte den Kerl bei den Haaren, als er zum ersten Male wieder auftauchte, und riß ihn trotz seines Sträubens und Ringens mit mir zur Treppe. Na! den hab' ich dir aber mit Donnerwettern und Herrgottsakrament traktiert, daß alles frachte; aber was half's? Als ich ihn ins Trockene gebracht hatte, fing er seine Vitanei von neuem an: „Wenn ich nicht nach Amerika kann, geh' ich doch ins Wasser.“ „Nun frag' ich dich in unserm Herrgotts Namen, Hinkender, was war da zu thun? Man brauchte bloß dem Burschen ins Gesicht zu schauen, um überzeugt zu sein, daß er so thun würde, wie er sagte, und man kann doch am Ende nicht müßig zusehen, wenn ein Menschenkind sich mit kaltem Blute zerstören will! Da fiel mir glücklicherweise etwas ein. Unser früherer erster Steuermann hatte eine reiche Frau geheiratet und war nun selbst Kapitän eines ganz anständigen Dreimasters, der nach Amerika ging und gerade im Hafen lag. Zu dem brachte ich meinen Verzweifelten und erzählte ihm die Geschichte. Das war ein kernbraver Kerl, er sah sich den Burschen an, begriff, daß der ihm auf der Fahrt gute Dienste leisten könnte, und engagierte ihn als Stützmatrosen. Der Bursche dankte mir mit Thränen in den Augen, nicht etwa, daß ich ihn aus dem Wasser gezogen, sondern weil ich ihm die Überfahrt verschafft hatte. „Na, dem brennt's,“ dachte ich, „was mag der nur drüben erwarten? Wer weiß, ob er in sechs Monaten es nicht schon wieder bereut, nicht hüben geblieben zu sein!“ — Well! nun schenk ein, Hinkender, — jetzt kommt der zweite Teil meiner Geschichte und das ist eigentlich der Teil, bei dem mir die Kehlen am trockensten wird. — Also, am nächsten Montag segelten wir ab und das Schiff war dermaßen mit Auswanderern gefüllt, daß man nicht wußte, wohin man den Fuß auf dem Deck setzen sollte, ohne auf einen zu treten. In den ersten Tagen ist es ein abscheuliches Leben mit den Auswanderern; da wollen sie sich noch gar nicht an die Schiffsordnung gewöhnen und zwingen uns vereinen, zu schelten und zu schimpfen, was das Zeug hält. Und weißt du, welche die Schlimmsten sind? Das sind die Schneider! Das sind geborene Revolutionäre, und jedesmal, wenn die Auswandererliste an Bord kommt, läßt mich der Kapitän rufen und sagt: „Paßt auf, Steuermann, wir haben wieder so und so viel Schneider!“ Diesmal hatten wir nur einen und waren recht herzlich froh darüber. Du sollst sehen, wie es ganz anders kam. Kaum hatten wir Cuxhaven hinter uns und waren auf hoher See, als besagter Schneider zu mir kam und sich beklagte, daß der Platz, der seinen zukünftigen Schwiegervater zugeeilt war, der schlechteste des ganzen Zwischendecks wäre. Ohne ihm zu antworten, schob ich ihn vor-

läufig zehn Schritte zurück; denn er hatte die Linie passiert, die Zwischendeck von Kajütenpassagieren trennt, und dann ließ ich ihn die Klage noch einmal wiederholen. „So,“ antwortete ich, „nun, dann sehen Sie zu, daß ein anderer Passagier mit Ihren Schwiegervater tausche.“ Und damit ließ ich ihn stehen. Nun ging der Kerl zum Kapitän und der wies ihn an den Steuermann. Und so frasteelte er den ganzen Tag hindurch: das Essen wäre nicht gut, er könnte sich auf seinem Lager nicht umdrehen, das Wasser rieche nach Theer u. s. w., u. s. w.! Das war ein schöner Anschlag! Und so ging's die nächstfolgenden Tage weiter; ich hatte gehofft, daß die Seekrankheit den Maulschneider firre bekommen würde, aber daraus ward auch nichts; der Kerl war seefest wie unsereiner! „Na, das wird nett werden,“ dachte ich. Aber es sollte noch ganz anders kommen. Als ich in der zweiten Nacht von meinem Quart am Steuer kam und nach meiner Kojie ging, sah ich ein Frauenzimmer auf den Tauen sitzen, den Kopf in den Händen und schluchzend, als wenn sie am Spieße gebraten würde. Vor ihr steht der Schneider und gestikuliert und spricht mit gedämpfter Stimme. Ich schleiche mich leise heran, verberge mich hinter dem Mast, und denk dir, was ich höre! „... Und wenn du nicht vernünftig bist, Luise,“ sagt der Nadelheld, „dann werde ich dir's schon auf eine andere Weise beibringen; hier sind wir nicht im Dorfe, wo du zu allen Basen und Verwandten gehen kannst und uns verklatschen; hier mußt du deiner Mutter und deinem Vater gehorchen, sonst geht's dir, hol mich der Teufel, schlecht. Du bist meine Braut, und drüben, ob du nun ja oder nein sagst, heirate ich dich, denn in Amerika ist es anders wie bei uns; da haben die Pfaffen gar nichts hineinzureden, also sei vernünftig, gehorche, geh zu Bett, sonst wede ich deinen Vater und du bekommst die schönsten Prügel!“ — Na, höre, Hinkender, das war mir doch ein wenig zu stark; ich mußte mich bei den Haaren nehmen, um dem Kerl nicht eins auszuwischen, daß er drei Wochen daran zu kauen hatte. Das Frauenzimmer heulte immer fort, daß es ein Erbarmen war. Nun ergriff sie der Mensch gar beim Arm und wollte sie mit sich fortziehen. Da sprang aber das Mädchen plötzlich auf und mit vor Thränen kaum verständlicher Stimme rief sie: „Wenn Er mich anfacht, Schneider, spring' ich ins Wasser.“ Und nun ging das Gebalge los. Das durste ich nicht leiden, das war gegen die Ordnung des Schiffes. Ich trat hervor und mit einem Ruck lag das Schneiderlein zehn Schritte seitwärts auf einem Haufen Tane; das Mädchen führte ich leise auf ihren vorigen Sitz zurück und wies ihr an, sich ruhig zu verhalten. Der Schneider räsionierte, schimpfte, wollte sich beim Konsul beklagen u. s. w.; ich führte ihn ganz ruhig zu der Treppe, die ins Zwischendeck führt, und stellte ihm die Wahl zwischen Hinunterfliegen oder Hinuntersteigen. Er zog letzteres vor und ich bedeutete ihm, daß, wenn er noch einmal des Nachts Skandal mache, man ihm ein ganz anderes Lager geben würde. Er wollte noch schimpfen, aber ich streckte meine Hand nach ihm aus und wie ein Pfeil war er die Treppe hinunter. Nun ging ich und setzte mich neben das Mädchen und redete ihm gut zu, sie solle vernünftig sein und sich nicht zum Gespött und Gelächter der andern Passagiere machen. Sie weinte sich recht satt, erzählte mir, daß ihr Stiefvater sie zwingen wolle, den garstigen Schneider zu heiraten, daß ihre Mutter zu allem, was ihr Mann wolle, Ja sage, und daß sie lieber zehnmal ins Wasser ginge, als dem ihr Verhassten anzugehören. Sie fürcht-

tete sich vor Amerika, wo, wie der Schneider ihr gesagt, man sie verheirathen würde, ob sie nun wolle oder nicht. Ich redete ihr den Unsinn mit der größten Schwierigkeit aus — sie hatte zu viel Furcht —, tröstete sie und gab ihr zu verstehen, daß wenn auch dem Schiffe sie sich über den Schneider zu beklagen hätte, sie nur gekost dem Kapitän oder mir ein Wort zu sagen brauche, wir würden schon das Schneiderlein durch Güte oder durch Gewalt zur Vernunft bringen. Nach und nach beruhigte sie sich auch und ich führte sie zur Treppe. — Siehst du, Hinkender, so machte ich die Bekanntschaft jener Luise, die mir so viel Gram und Sorge und Kummer gemacht hat, ohne daß das arme Ding eigentlich etwas dafür konnte.“

Der Beter fuhr bei diesen Worten mit der Hand über die Stirne und seufzte tief. Der Hinkende schenkte ihm von neuem den Becher voll, aber jener stieß ihn von sich.

„Ich will nicht mehr trinken,“ sagte er, „denn oft genug hat sie mir gesagt, daß sie es nicht ausstehen könnte, wenn ein Mann so viel tränke. Siehst du, Freund, die Luise war ein herziges Mädchen und in meinem Leben hab' ich kein hübscheres gesehen! Und dabei war sie so gut und so lieb und so traurig, daß einem das Herz ordentlich warm und bewegt wurde, wenn man mit ihr redete. Kurz, was soll ich dir da eine lange Geschichte erzählen — ich war verschossen bis über die Ohren! — Und sie konnte mich auch ganz gut leiden, denn ich that alles Erdenkliche, um ihr das Leben auf dem Schiffe so angenehm wie möglich zu machen. Von ihrem Schneider hatte ich sie bald befreit, denn die Matrosen hatten etwas gehört von

seinen Verfolgungen und sahen auch, wie ich mich ihrer annahm. Das genügte, daß der Schneider sich nicht mehr auf dem Deck sehen lassen durfte, ohne daß ihm irgend etwas Unangenehmes passierte; bald bekam er einen Eimer Wasser zwischen die Beine, bald riß ihn ein plötzlich stramm gezogenes Tau um, er wurde gestoßen, gepufft, daß es ein Vergnügen war, und dazu noch von den andern Passagieren ausgelacht, die weder ihn noch Luise's Stiefvater, der fast stets betrunken war, ausstehen konnten. Die Reise ging verzeufelt langsam für den Kapitän und die Passagiere, denn wir hatten konträre Winde; für mich ging sie viel zu schnell, wenn ich daran dachte, daß ich in Newyork die Luise nicht mehr zu sehen bekommen sollte. Der Gedanke wollte mir gar nicht in den Kopf hinein! Manchmal des Nachts, wenn ich am Steuer stand und in den sternbesäten Himmel schaute, dann baute ich mir Luftschlösser, die mir mehr zu Kopf stiegen, als es eine Flasche Rum gethan hätte. — Wenn wir in Newyork ankommen, dachte ich, dann

bringe ich sie irgendwo unter, und ohne mir zu viel schmeicheln zu wollen, ist doch ein bedeutender Unterschied zwischen einem strammen, ehrlichen Seemann, wie ich es war, und dem Malefizschneider; ein hübsch Stück Geld habe ich mir auch zusammengeesparrt — dann wird sie meine Frau — ich nehme sie mit nach Hamburg zurück und wenn ich dann jedesmal von der Reise zurückkomme, finde ich ein warmes Nest, eine gute brave Frau und ... gieb mir zu trinken, Hinkender, es kam alles anders. — Ich hatte schon lange bemerkt, daß sie so furchtbar traurig war und oft ganz im verstorbenen weine; aber immer hatte ich mir gedacht, daß sie die Furcht um ihr zukünftiges Schickal quäle. Soviel wie möglich suchte ich sie zu beruhigen, aber es ging nicht; sie ließ den Kopf alle Tage mehr hängen, schaute in die See und mancher Tropfen fiel aus ihren lieben blauen Augen hinein. — Und so ging endlich unsere Reise zu Ende; der Schneider freute sich wie ein König, daß er ans Land käme und von dem lästigen Steuermann befreit wäre; er wußte aber nicht, daß ich mit dem Kapitän gesprochen, und dieser, nachdem ich ihm alles haarklein erzählt, mir versprochen hatte, die Luise zu seiner Schwiegermutter, einer kreuzbraven Frau, zu bringen, die sich vorläufig ihrer annehmen würde. — Endlich kamen wir in Newyork, an; das gab eine Scene, als das Mädchen nicht mit ihrem verstorbenen Stiefvater und ihrer Mutter fortwollte, sondern von des Kapitän's Frau abgeholt werden sollte. Das war ein Heidenpektafel, und die Behörde mußte einschreiten, um dem Mädchen seine Freiheit zu wahren; denn drüben ist es ganz anders wie hier; da nimmt die Behörde einen jeden in Schutz, der



„Du bist meine Braut und drüben, ob du nun ja oder nein sagst, heirate ich dich!“

gezwungen werden soll, etwas zu thun, was er nicht will. Nun paß aber 'mal auf, Hinkender, wie es nun kommt, und dann sollst du mir sagen, ob du je so etwas in irgend einem Buche gelesen hast! — — Es war also Abend und der Kapitän, seine Frau, Luise und ich, wir lassen uns ans Land rudern; ich war wie im Himmel, denn ich hatte beschlossen, nicht lange wie eine Klage um den Brei herumzugehen, sondern am selben Abend dem Mädchen noch frei und ehrlich, wie es einem rechten Seemann geziemt, meine Hand anzutragen. Die Luise hatte rote Augen, denn die Auftritte mit ihrer Mutter hatten sie stark mitgenommen — eine Mutter bleibt ja doch immer eine Mutter, wenn sie auch nichts taugt. — Gut! wir kommen ans Land, wir steigen aus, wir bereiten uns vor, durch die Docks in die Stadt zu gehen, da — höre, Hinkender, und wenn ich tausend Jahre alt werde, kann ich den Augenblick nicht vergeffen — da stößt die Luise mit einem Male einen Schrei aus — streckt die Arme von sich, schwankt auf ihren Füßen . . . aber im Augenblick, wo ich sie er-

greifen will, denn ich fürchtete, sie würde umfallen — da reißt sie sich aus meinem Arme los, stürzt vorwärts und . . . ein zweiter Schrei ertönt — ein Mensch stürzt ihr entgegen — sie fallen sich in die Arme . . . Herzen und küssen sich, daß . . . na, ich sag' dir, mir ward blau und schwarz vor den Augen! Stannst du solch ein Sturzbad begreifen, wie dasjenige war, welches ich da bekam? — Der Kapitän und seine Frau sehen mich groß an und ich steh' wie ein begossener Budel da! Endlich haben sich die beiden genug abgelißt — und kommen auf uns zu; ich sehe sie gar nicht an; da sagt die Luise, und jedes Wort ist mir ein Stich ins Herz: „Das ist mein Peter, Steuermann, mein Schatz, mit dem ich schon seit drei Jahren gehe, und den sie mir nicht geben wollten, weil er ein armer Bursch ist.“

Peter, das ist der gute Steuermann, der mich auf der ganzen Reise gegen den Schneider geschützt hat und . . . „Ich heb' jetzt den Kopf auf . . . und — hör, Hinkender, ich denk' ich soll verrückt werden — auf einmal fliegt mir ein Kerl an die Brust, kriegt meinen Kopf zu packen und schmatzt mich ab, daß ich mich kaum verteidigen kann. — „Das ist ja auch mein Steuermann,“ schreit er, „derselbe, der mich aus der Elbe gezogen hat, als ich mich aus Verzweiflung, meiner Luise nicht folgen zu können, uns Leben bringen wollte!“ Und nun kommt der auch noch und küßt mir gar die Hände — und — na, ich sage dir — es war zum Tollwerden!“

Der Vetter unterbrach sich und schwieg eine Weile, dann sagte er plötzlich: „Hör, Hinkender, wir wollen von etwas anderm sprechen; es ist jetzt beinahe neun Jahre her, daß die Geschichte passiert ist, und ich kann immer noch nicht daran denken, ohne daß es mir das Herz zuschnürt, und . . . schau, es giebt Augenblicke, wo man ein schlechter Kerl ist . . . und in solchen Augenblicken hab' ich mir oft gesagt: Hättest du den Peter in der Elbe liegen lassen, als er hinein sprang, dann wärest du heute ein glücklicher Mensch! Abscheulich! nicht wahr? aber ich will mich nicht besser machen, wie ich bin, und ich habe herzerbarmend gelitten; denn ich liebte die Luise mehr, als ich es selbst wußte! Doch nachher schämte ich mich immer bis in die Seele, wenn ich so etwas gedacht. Was half's? — Darum spreche ich auch nie davon und denke so wenig wie möglich daran. — Und nun schenk ein, laß uns antoßen und frene dich, daß dir nie so etwas passiert ist!“

„Aber die Geschichte ist ja noch nicht zu Ende, Vetter. Was ist denn aus der Luise geworden?“

„Na, die heirateten sich . . . das versteht sich doch von selbst!“

„Die hatten ja aber beide nichts, wie du mir erzählt hast!“

„Was bist du doch für ein dummer Kerl, Hinkender! Hab' ich dir nicht gesagt, daß ich mir ein gut Stück Geldes erspart hatte! . . . Nun? was glokest du mich an? . . . Ich hatte es ja doch schon für die häusliche Einrichtung der Luise bestimmt; — ob sie nun mich geheiratet hat oder ihren nassen Peter, das war gleichgültig — das Geld war für sie bestimmt! . . . Sie haben sich damit einen kleinen Laden in Baltimore eingerichtet, haben mir oft geschrieben, daß es ihnen gut ginge, ich hab' ihnen aber nie geantwortet, ich will mit dem Volk nichts mehr zu thun haben!“

„Hör, Vetter,“ sagte der Hinkende, indem er die Hand des Seemanns herzlich in seine beiden drückte, „du bist ein ganzer Kerl — du verdienst, glücklich zu werden. Weißt du was? Im nächsten Jahre lasse ich deine Geschichte in den Kalender schreiben, und da wird sich wohl schon ein ehrliches Mädchen finden, die es liebt und dich zum Mann nimmt!“

„Dann schlag' ich dich tot, du geschwägiger Stelzfuß, ich will von keinem Weibsbild mehr etwas wissen, ich will keine mehr sehen, keine, hörst du, darf mir in den Weg kommen . . .“

„Nicht mal die Anna Maria, die da eben wieder kommt. Sieh dir mal das Mäd'el an, Steuermann! sieht sie nicht aus wie der leibhaftige Frühling? Und ehrlich und brav ist sie auch! Es ist ihr recht

schlecht gegangen, eh' ihr Bruder von drüben wieder kam; aber niemand konnte ihr auch das Reifeste nachsagen. Willst du wetten, Vetter, daß, wenn ich sie heraufrufe und ihr deine Geschichte erzähle, sie dir mit ihren Kirschlippen einen Kuß auf dein verwettertes Gesicht giebt?“

„Alter Narr!“

„Willst du eine Flasche Deidesheimer wetten — ja oder nein?“

„Zwei, wenn du willst — bezahlen mußt du sie doch.“

Da rief nun der Hinkende die Anna Maria heran, mit der er gut befreundet ist, ließ sie sich setzen und erzählte ihr die Geschichte seines Veters. — Es mach' nun aber einer seine Rechnung auf die Weiber! . . . Das sind Wesen, bei denen selbst der alte Herr in Rom sein Latein verlieren würde! . . . Wißt ihr, was



Das Küssen, das Jubeln und das Kindergeschrei! . . . Herr, du meine Zeit! — das war ärger wie ein Jahrmart.

sie hat, die Anna Maria? — Sie hört so aufmerksam zu, als wenn der Pastor ihr das Evangelium vorliest; sie starrt den Vetter mit ihren großen, braunen Augen an, die wie Kohlen leuchten, und als der Hinkende fertig ist und sagt: „Nun gib dem Vetter einen Schmatz!“ — da springt das Sappermentsmädel auf, stößt den Stuhl fort, daß er umfällt, und ohne ein Wort zu sagen, künst sie weg, als wenn der Gottseibeiuns ihr auf den Fersen brennte! —

„Ha, ha, ha!“ lachte der Vetter — „den Beutel heraus, Hinkender! Ein ander Mal wirst du nicht auf deine Anna Maria wetten; aber hübsch ist das Mädel, das muß ich sagen! — Der Kuß hätte ganz gut geschmeckt! Er was, der Deidesheimer schmeckt noch besser!“

Der Hinkende fragte sich hinter dem Ohr — er begriff das nicht; — daß er sich so seinem Vetter gegenüber mit seiner Frauenkenntnis blamiert hatte, schmerzte ihn mehr als der Verlust seiner Wette. Er bestellte den Wein, stieß kopfschüttelnd an — trank — und die Flasche war leer, ehe er sich von seinem Erstaunen erholt hatte. . . . War der Anna Maria etwas begegnet? War sie plötzlich krank geworden? Hm! Das war doch zu toll! Nun hatte der Vetter sich revanchieren wollen und hatte auch eine Flasche bestellt, und er fing von seinen weiten Reisen an zu erzählen und von dem Leben in den Hafenstädten und von seinen Zukunftsplänen, von den Deutschen in Amerika und von Gott weiß was, so daß die Anna Maria dem Hinkenden endlich mit der Zeit doch aus dem Kopfe kam und er, vom Wein angeheitert, auch wieder munter und frischer Dinge ward.

Da wird mit einem Mal die Hintertür der Schenke, welche auf den Feldweg geht, der zur Stadt am nächsten führt, aufgerissen, eine Frau stürzt herein, zwei Kinder folgen ihr, ein Mann mit großem Strohhut ihr nach und hinter dem Mann die Anna Maria, die auf uns mit dem Finger weist und ruft: „Da . . . da sitzt er . . .“ Hört Leute! Nun fragt mich aber nichts mehr, ich weiß nicht, was geschah! Das war ein Geschrei und ein Gejauchze und ein Jubel, daß man kein Wort verstand; zumal der Hinkende nicht, den der Malefizkerl mit dem Strohhut ungerissen hat, als er auf den Vetter mit ausgebreiteten Armen lossprang. Aber seine Frau war doch früher da als er, und nun ging's los das Klüffen und das Jubeln und das Kindergeschrei! . . . Herr, du meine Zeit! — Das war ärger wie ein Jahrmarkt!

„Steuermann, guter lieber Steuermann!“ — so tönte es — „Gott sei gelobt — hier im Heimatlande sehen wir uns wieder! Warum habt Ihr unsere Briefe nicht beantwortet? Jetzt bleibt Ihr hier — das sind meine Jungen — der eine muß Seemann werden. — Steuermann, lieber Steuermann . . .“

Endlich erhob sich der Hinkende und sah seinen Vetter, den all das große und kleine Volk bald erdrückte, nur die Anna Maria stand etwas entfernt davon und wischte sich die Augen mit ihrer Schürze. Von der konnte man doch etwas erfahren. — „Wer ist denn der Strohhut mit dem Kerl drin, der mich umgerannt hat?“ fragte der Hinkende.

„Mein Bruder Peter . . . hi, hi, hi . . . der vorige Woche . . . hi, hi, hi . . . mit seiner Frau . . . hi, hi, hi . . . der Luise, aus Amerika gekommen ist . . . hi, hi, hi . . . und mit seinen Buben . . . und der sich hier ankaufen will. . . . Er hatte uns die Geschichte mit dem Steuermann schon geschrieben . . .“

hi, hi . . . und der Schlag hat mich beinahe gerührt, als Ihr mir vorhin den Mann zeigte, der meine Familie gerettet und glücklich gemacht hat.“

„Na,“ murrte der Hinkende vor sich hin, dem vor Nüherung etwas ins Auge gekommen war, das er sich auswischen mußte — „das Sprüchwort hat doch recht: Nur Berge begegnen sich nicht!“

Da fällt ihm aber ein, daß er auch versprochen hat, auch das Getränk zu nennen, welches den Durst stillt und die Freude vermehrt! . . . Hm! Habt ihr's noch nicht erraten? Zuerst säet Wohlthaten . . . und dann bei der Erinnerung an dieselben ergreift das erste beste Glas und leert es, und das Getränk, welches darin ist — und wenn es auch schönes Wasser wäre, wird doch euren Durst löschen, doch eure Freude vermehren und die Rückerinnerung an eure gute That euch erhöhen! — —

Aber zwischen dem Hinkenden und seinem Vetter schwebt heuer eine Streitfrage, die leicht in einen großartigen Prozeß ausarten kann, wenn die hübschen Leserinnen sich nicht als Schiedsrichterinnen ins Mittel schlagen. Es handelt sich um die Wette mit der Flasche Deidesheimer. — Wer hat sie eigentlich verlorren? Es ist wahr, daß die Anna Maria ihn nicht gleich darauf geküßt hat; aber da sich beide zu Michaeli verheiraten, wird sie ihn doch wohl bis dahin nicht haben schmachten lassen!

Was meint ihr, liebe Leserinnen, hat der Hinkende die Wette gewonnen oder nicht?

Wilhelm Kaiser.

Aus Kaiser Wilhelms Leben von Robert von Hagen.



er alte ehrt würdige Schulmeister des kleinen Städtchens N. bei Frankfurt a. D. hat sie mir erzählt und die Wahrheit der kleinen Geschichte ver bürgt.

Ich erzähle sie daher getrost weiter. Na also — begann er — es war anno 1862. Die großen Mäander wurden in unserer Nähe abgehalten und da überraschte uns eines schönen Tages die Freudenbotschaft: „Morgen kommt der König hier per

Eisenbahn an, besteigt dann den bereitstehenden Wagen und fährt auf das Manöverfeld."

"Jungens," sagte ich zu meinen Schulkindern, "morgen habt ihr mir im Sonntagsstaat anzutreten, hübsch sauber und reinlich; daß mir keiner ungewaschen kommt oder ungekämmt! Hört ihr?"

"Ja, Herr Lehrer!" schrien die Bengels wie toll vor Freude, ihren König, welchen sie bisher nur auf Neu-Ruppiner Bilderbogen gesehen, nunmehr von Angesicht zu Angesicht schauen zu dürfen. "Und dann marschieren wir zur Bahnstation," fuhr ich fort. "Und f. Alte euch dann der König — einen oder den andern — wie's Majestät oft zu thun beliebt, ansprechen, müßt ihr nicht gar zu blöde thun, hübsch kurz und laut antworten mit: „ja, oder nein, Ew. Majestät!“ — Also merkt es euch: keine dummen Gesichter machen, wenn's möglich ist; kurz und bündig: „ja, oder nein!“ so lobt es der König. Zur Vorfeier des morgigen Tages ist die Schule heute schon um eine Stunde früher aus. Geht nach Hause!"

Zubelnd eilten die Knaben heimwärts, indes die Hauptstraße, durch welche der König seinen Weg nehmen mußte, bereits mit grünem Laubgewinde und schwarz-weißen Fahnen geschmückt wurde.

Pünktlich mit dem angekündigten Extrazug traf am nächsten Morgen der König mit einem kleinen Gefolge in N. ein und wurde empfangen von dem brausenden Hoch der guten Bürger und der nicht minder guten Obrigkeit, dem tapfern Landwehr- und Kriegerverein sowie meiner Wenigkeit an der Spitze der Schulkjugend. Für gar viele hatte der König huldvolle Worte; des Bürgermeisters Ansprache und dessen Döchterleins Gedicht mochten aber doch ein

wenig zu lange gewährt haben, denn schon wollte sich der Monarch seinem harrenden Wagen zuwenden, ohne uns — die wir, aufrichtig gestanden, klopfenden Herzens so recht erpicht darauf waren — besondere Berücksichtigung zu schenken, — da, im letzten Augenblick, streifte das Auge des Königs meine Kammersehar, und huldreich uns zunicke, sagte er: „Guten Tag, Jungens!“

"E. Majestät unser allergnädigster König, er lebe hoch!" — rief ich, und die Knaben schrien aus vollem Halse ein dreimaliges Hoch! und warfen ihre Mützen in die Höhe.

"Seid ihr denn auch recht artig und fleißig?" fragte der Monarch. Ich versetzte einem der Knaben einen verständnisvollen Nickenstoß, für die übrigen zu antworten. Aber schon brüllte die ganze Schar, eingedenk meiner gestrigen Belehrung, wie aus einer Kehle: „Ja oder nein, Ew. Majestät!"

Etwas verwundert ob solch sonderbarer Antwort sah mich der König fragend an, und wenn auch etwas verwirrt geworden, klärte ich ihn über das unselbige Mißverständnis in kurzen Worten auf. Der König

Erster Postkalandar für 1888.

aber stimmte ein herzlichtes Lachen an, in welches die Jungens in ihrer Dummheit noch obendrein mit einstimmt, und meinte: „Ja oder nein! die Jungens werden wohl das richtige getroffen haben, Herr Lehrer!"

Nur einer der Schüler war ernst geblieben. Er ließ kein Auge von dem Könige, es schien, als wollte er die Heldengestalt Wilhelms seinem Gedächtnis und seiner Seele für allezeit einprägen. Aus seinen Blicken sprach die unbegrenzteste Bewunderung, Ehrfurcht und Verehrung für den Landesvater, der da vor ihm stand und von dessen Blick er soeben getroffen wurde. Es war ein hübscher, etwa 11-jähriger Knabe mit einem prächtigen blonden Vordenkopf und mit hellen blauen Augen, die ernst, aber treuherzig in die Welt hinausschauten. Was ihn unter seinen Kameraden aber vor allen bemerkbar machte, das war eine silberne Medaille, welche, am Bande getragen, seine Brust zierte.

Der König winkte ihn heran.

"Wie heißt du?" fragte er gütig.

Und mit heller klarer Stimme, dem König frei und furchtlos ins Auge blickend, erwiderte er kühn: „Ich heiße geradese wie Ew. Majestät!"

"So! Also du heißt Wilhelm. Nun aber dein Familienname?"

"Ew. Majestät, Herr König, ich heiße Kaiser, Wilhelm Kaiser," erwiderte der Junge.

"Kaiser? Also doch noch um eine Stufe höher als ich?" sagte scherzend der König. Aber das dreiste Bürschchen erwiderte sofort schlagfertig und mit der ernstesten Miene: „Na, Majestät können ja noch immer avancieren!"

Der König lächelte gedankenvoll über die Worte des Knaben, Worte, welche den letztern kaum neun

Jahre später gewissermaßen zum Propheten werden ließen.

"Und was trägst du denn da für eine Medaille?" fragte der Monarch, welchem das aufgeweckte Wesen des kleinen Wilhelm zu gefallen und das ihn zu unterhalten schien.

"Ew. Majestät, Herr König — das ist die Rettungs-medaille."

Als mich nun der König fragend ansah, da erstattete ich unterthänigst Bericht darüber, wie Wilhelm Kaiser in den Besitz der Medaille gelangt sei. Nur war dieser Bericht selbstverständlich kürzer gehalten als hier.

Im Februar dieses Jahres begaben sich einige Knaben meiner Schule, trotz vielfacher Verbote und Warnungen meinerseits und ihrer Eltern, nach dem nahegelegenen sehr tiefen, sogenannten Höllensee, um sich auf dem Eise herumzutummeln. Der zehnjährige Sohn des Bäckermeisters B. geriet hierbei auf eine Stelle, wo die Eisfläche am selben Morgen von den Arbeitern der Brauerei abgehoben worden war, fiel in das eisige Wasser und verschwand in demselben. Laut schrien die übrigen Kinder. Indes der eine Teil eiligst



„So — seht halte dich fest an mich — hier — geb die eine Hand her!“

dem Hause zuzogte, standen die übrigen, jammernnd und weinend, ratlos da. Plötzlich tauchte der Kopf des kleinen Verunglückten wieder auf der Oberfläche empor, und es glückte ihm, mit beiden Händen den Eisrand der Öffnung zu erfassen, ja sogar sich mit dem einen Oberarm auf denselben zu stützen. Er schrie aus Leibesträften — jeden Augenblick konnten ihm die schwachen Kräfte versagen und schon begannen Arm und Hände des Verunglückten zu erstarren; keine erwachsene Person war auf Schwelte zu erblicken. Da kam der kleine Wilhelm Kaiser eiligst vom Ufer aus auf die Eisfläche zugelaufen und rief seinem in Todesgefahr schwebenden Kameraden zu: „Karli! Karli! halte dich nur fest! — Ich komme!“ Und dabei eilte er kühn der gefährlichen Stelle zu. In unmittelbarer Nähe angelangt, legte er sich flach auf das Eis und glitschte und rutschte so vorwärts. Da war er! Gottlob! „Karli! Karli!“ rief er. „So — jetzt halte dich fest an mich — hier — gib die eine Hand her! — So, jetzt laß los!“

„Ich kann ja nicht, Willem, — ich kann ja nicht,“ schrie der arme Knabe laut weinend, „wenn ich loslasse, dann falle ich ja wieder runter!“ —

Da erfaßte der kleine Wilhelm, auf dem Bauche knapp an dem nassen Grabe liegend, entschlossen mit der einen Hand den Rodtragen seines Kameraden und mit der andern das lange struppe Haar — und nun

selbst vor Aufregung weinend, wohl auch aus Angst, daß ihm sein Werk nicht gelingen könnte, rief er: „So, Karli, jetzt kommst du! — ich lasse dich nicht los — so — noch mal — so, und jetzt, jetzt halte dich an mir fest — und —“

Der liebe Herrgott selbst mag dem kleinen Lebensretter beigestanden haben — noch ein Ruck und die beiden Knaben lagen nebeneinander auf der sichern, festen Eiskruste. Gerettet, gerettet! —

Der Herr Pastor, der eben nach dem benachbarten Dorfe B. fuhr, kam gerade dazu, als die Rettung vollbracht wurde. Er war es, welcher einen Bericht über die heroische That des Knaben der Regierung einsandte, und die Folge hiervon war die Rettungsmedaille, welche der Knabe heute stolz auf der Brust trägt.

„Das ist brav, was ich da von dir höre, mein Sohn,“ sagte König Wilhelm huldvoll und klopfte dem kleinen Kaiser auf die Achsel. Mich aber fragte Se. Majestät nach der Ausführung des Knaben, welche ich als vorzüglich bezeichnete — und nach den Verhältnissen seiner Eltern, die ich als brav, aber unbemittelt schilderte.

König Wilhelm hat ein vorzügliches Gedächtnis. Acht Tage später erhielt die Familie des kleinen Wilhelm aus der Privatschatulle des großen Wilhelm ein allerhöchstes Gnadengeschenk von 50 Thalern?

Fünfzehn Jahre waren seither verflossen. Gelegentlich einer Zusammenkunft mit dem russischen Monarchen weilte der nunmehrige Kaiser von Deutschland in der altgetreuen Preußenstadt Königsberg, und glänzende Paraden wurden abgehalten zu Ehren der Anwesenheit des Allerhöchsten Kriegsherrn.

Bei einem solchen kriegerischen Schauspiel war es, daß, als der kaiserliche Herr die Front eines Regiments abritt, ihm die martialische Gestalt eines mit dem eisernen Kreuz I. Klasse und zwei andern Dekorationen geschmückten Unteroffiziers auffiel. Der Kaiser hielt an.

„Das Kreuz, für was?“
 „Für Gravelotte, Ev. Majestät!“
 „Und die Medaille da?“
 „Rettungsmedaille, Ev. Majestät!“
 „Sie heißen?“



Bei einem solchen kriegerischen Schauspiel war es, daß der Kaiser die Front eines Regiments abritt.

„Wilhelm Kaiser, Ev. Majestät! — und Gnade, wenn ich es wage, zu erwählen, daß ich schon vor 15 Jahren als Knabe von Ev. Majestät angesprochen zu werden das Glück hatte, und zwar in N. bei Frankfurt a. d. D.“ Eine kurze Weile nur, dann flog ein freundliches, mildes Lächeln über das Antlitz des kaiserlichen Helden-

greifes und er sagte: „Ah, also der kleine Prophet von dazumal, der mir damals noch unerwartetes Avancement prophezeite.“

„Ja, Ev. Majestät, derselbe!“ erwiderte der stramme Kriegsmann und aus seinen Augen leuchtete Begisterung, indes sein Antlitz sich dunkelrot überzog.

„Nun, der kleine Prophet ist ja, wie ich sehe, zu einem tüchtigen Krieger herangewachsen. Die Prophezeiung ist durch Gottes Fügen und Walten eingetroffen. Und so will ich mich denn auch noch im Prophezeien versuchen; wollen sehen, ob's eintreift! Unteroffizier Wilhelm Kaiser — Sie können ja noch immer avancieren!“ Und dem einzig mit den Paradedstiefeln auf festem Boden angewurzelt, sonst aber in allen Himmeln schwebenden Unteroffizier freundlich zuneidend, ritt der erlauchte Kriegsherr die Front entlang weiter.

Auch diese Prophezeiung — was Wunder — ist bald eingetroffen. In den Nominativlisten des Regiments gab's zwei Tage später einen neugeborenen Feldwebel — den Feldwebel Wilhelm Kaiser von der 5. Kompagnie!

Nun könnte die kleine verbürgte Geschichte vom Kaiser Wilhelm und Wilhelm Kaiser füglich als zu Ende erzählt betrachtet werden. Aber so mancher Leser möchte vielleicht doch noch wissen, wie's dem glücklichen Helden unserer Erzählung des weitem ergangen ist. Und so kann denn noch getrost vertragen werden, daß Feldwebel Wilhelm Kaiser, dank seiner ausgezeichneten Führung, sowohl im Kriege wie im Frieden, und dank der persönlichen Gnade seines geliebten Königs und Kaisers eine prächtige Stellung im Civilstaatsdienst erhalten hat und seit circa 5 Jahren mit der bildhübschen Tochter des Bäckermeisters B. . . . aus M., seinem Geburtsort, überglücklich verheiratet ist. Derjenige, welcher demgemäß sein Schwager hätte werden müssen, Karl, den er seinerzeit vor dem nassen Grabe errettete — der arme, arme Karl — vor der tödtlichen Kugel, die bei Spichern seine Brust durchbohrte, und vor dem kühlen Grabe, in das sein Kamerad ihn senkte, vermochte er ihn freilich nicht zu retten. Aber wie viel ehrenreicher, ruhmvoller und schöner war dieser Tod auf dem Felde der Ehre als jener, dem er acht Jahre vorher verfallen gewesen wäre ohne seines Kameraden Hilfe. Diente doch jedes Tröpfchen Blutes, das die heldenmüthigen Söhne auf den weiten Schlachtfeldern 1870—1871 vergossen, gewissermaßen als Kitt zum Neubau des großen gemeinsamen Vaterlandes, das wir da nennen:

Deutschland, Deutschland über alles!

Das Weihbrunngrüabertl.

Erzählung aus den Bergen von M. Weis.

1.



o Friede und Eintracht wohnen, dort wird selbst die ärmste Hütte zum Paradies. Liebt doch die Liebe mit ein, die alles beglückende Liebe. Ein solches Häuslein wissen wir tief drinnen im Tivoler Bergland. In daselbe soll der Leser uns begleiten. Freundlich lugt es von sanfter Höhe ins Thal und warmer Sonnenschein schießt sich durch die offenen

Fenster ins Stübchen hinein. Ein Mädchen, kaum achtzehn Frühlinge alt, waltet drinnen in häuslicher Einigkeit. Jedes Stäubchen mußte fort und Abornstich und Bänke waren blendend weiß und sauber wie des Mädchens Gesicht rosig und fein. Die einfache, aber leidtsame Tracht: blaues Röckchen, schwarzes Kamisol und mattblaues Einstecktüchel mit weißen Franzen, harmonierte günstig mit dem blonden reichen Haargeslecht und den frischen Veilchenaugen der anmutigen Maid. Liebreiz lag auf ihren schönen Formen und Jugendlust

und Sorglosigkeit ließen das Mädchen singen und jubeln, daß es im kleinen Wohnungsraum wiederhallte und melodisch hinausdrang zu den muntern Vögeln auf Bäumen und Busch.

Eine noch rüstige, ältere Frau trat jetzt in die Stube; sie blieb auf der Thürschwelle stehen, warf einen prüfenden Kennerblick ordnungsliebender Hausfrauen auf das geschäftige Treiben der jungen Maid. Sie war zufrieden, hatte keine Ausstellung entdeckt und mit Stolz und sichtlicher Freude ruhte jetzt das Auge auf dem rübrigen Mädchen. Das würdige Weib war der leztern glückliche Mutter.

„Kosl, jetzt hörst einmal auf zu riebeln und putzen, Dirndl,“ sprach freundlich die Mutter, „sonst fegst du noch die Tischplatten durch!“

Das Mädchen hielt in Sang und Arbeit inne, steckte das breite, gewandschützende Fürtuch (Schurz) an einer Seite auf und erwiderte: „Macht nichts, Mütterl! Der Bruder ist Zimmermann, der kann wieder eine neue machen!“

„Ist aber alles so sauber, daß man auf dem Stübelboden essen könnt!“ lobte die Mutter und strich dem Mädchen das blonde Haar aus dem erhitzten Gesicht.

„Nun, wennst nur du zufrieden bist, Mutter, dann bin ich's auch; aber schau, morgen kommen die Herrschaften von Wien, unsere beständigen Sommergäst', und da darf schon alles hübsch proper sein.“

„Bist halt a' rübrig's Madl, das mir Freud' macht!“ erwiderte die Mutter und wiederholte ihr schmeichelndes Streicheln, als ein junger bildhübscher Burtsche in die Stube stürmte, eine buntseidene Schützenmähne tragend.

„Grüß Gott, Mütterl und Schwester!“ rief er freudig erregt und gab beiden die Hand. „Da schaut nur, meine Lieben: das erste Haupt hab' ich mir herausgeschossen und 15 Gulden Geld noch dazu. Das Geld, Mütterl, ist dein! — und das schöne Tüchl der Kosl, es paßt just zu ihren blauen Augerln!“ fuhr der glückliche Schütze fort und ließ die Begrüßten kaum zu einer Antwort gelangen.

Mutter und Schwester drängten sich heran, um das schöne Schützenbest zu bewundern, und der Burtsche hatte recht, weil er das himmelblaue Seidentuch für seine Schwester bestimmte. Ein Blick voller Liebe aus ihren freundlichen Augen lohnte den aufmerksamen Bruder, während ihr Mund hundert Schmeichelworte plauderte. Die Mutter aber machte eine abwehrende Gebärde und sagte zu dem freigebigen Sohn: „Franz, dein Geld magst du b'halten! — in acht Wochen mußt du nach Innsbruck zum Militär, da wirst du es brauchen können!“

Für Augenblicke trübte sich das Mutterantlitz, die einzige Sorge trat auf denselben hervor; Sohn und Tochter aber, die dies schnell gewahrten, waren schon zum Trösten bereit.

„Laß dir das nit ankommen, Mütterl!“ sagte Franz. „Ich bin gern Soldat und an' Kaiserjäger werd' ich machen, daß Kaiser und Land ihre Freud' sollen haben und du und d'Kosl stolz sein werdest, wenn ich konn' in der schmidten Uniform,“ schloß er begeistert.

„Und Frieden, wie bei uns, ist im Land, Mutter, und alle, ob reich oder arm, müssen dienen!“ setzte Kosl hinzu; „selbst der Reinberger-Toni, der reichste Bua auf zeh'n Stunden, muß mit dem Franzl einrücken!“ Und sie deutete nach dem Thal auf einen prächtigen Hof, den stattlichsten in weiter Rund'.

„Ja der Toni, mein G'piel, muß auch mit hinein,“ versicherte Franz. „Und gestern, als wir mitsamm' zum Schießen ausgangen sind, hat uns der Förster Honigl

verzählt, daß z'Gastein drin unser geliebter Landesvater mit dem Kaiser von Deutschland einen Bund geschlossen hat, vor dem alle Weltschen zittern. Also, Mütterl, sei guten Muts, es giebt keinen Krieg, und wir werden am Fjelberg höchstens Scheibenschießen und Punkte treffen, daß es nur so eine Freud' ist!"

"Unser Herrgott gieb's!" sprach die Mutter schon wieder getröstet; denn in der Nähe ihrer lebensfrischen, herzenguten Kinder wich schnell jede Sorge. Franz hatte jetzt erst Zeit gewonnen, Stutzen, Ruckfack und Hut abzulegen, und setzte sich neben die Mutter, während Rosi einen kleinen Imbiß für ihn herbeibrachte. Es gab noch viel zu erzählen von dem Festschießen und wie es außer dem Thal in der Welt zugehe.

"Aber, Mütterl," sagte unter andern Franz, "Mütterl, das Schießen ist doch das schönst' Vergnügen auf der Welt! Und wenn ich Zeit hätt' uni Geld wie der Reinberger-Toni, dann thät' ich schon lieber auf die Schießen reisen und den Gamsböckln nachsteigen, als zimmern und hobeln daheim!"

Die Mutter mußte nicht angenehm berührt worden sein durch Franzens offene Mitteilung, mit welcher er eine Leidenschaft verriet, an der er schon lange hing. Sie schaute ihn überrascht an und erwiderte: "Mein Bua! das hör' ich nit gern. Es kommt selten was Gutes heraus mit der Schießpassion. Schau, wie glücklich sind wir beieinander. Du zimmerst und hast allweil Arbeit und Verdienst. Mit dem Jagern hat's noch keiner weit'bracht! Ich will nit hoffen, Franz, daß dich der Toni, der Reinberger-Bua drunten, zum Jagern verleit!" Da kam Rosi in die Stube und hörte eben noch vom Reinberger-Toni und von Verleiten zum Jagern die Mutter sprechen. Sie wechselte einen Moment die Farbe und ihr Auge ruhte fragend auf Mutter und Franz. Der letztere wollte eben der Mutter erwidern und sie wahrscheinlich beruhigen. Rosi's Erscheinen hielt ihn davon ab; er stand auf und holte seinen gefüllten Ruckfack herbei.

"Hab' auch was mitbracht fürs Mütterl!" sprach er ruhig und legte eine Düte gebrannten Kaffee, Zucker und frische Semmeln auf den Tisch.

"Und für mich hast du nichts, Franz?" fragte Rosi und trat an den Bruder heran, während die Mutter sich anschickte, Spezereien und Semmeln aus der Stube in die Küche zu verbringen. Raun waren die beiden Geschwister allein, so gab Franz auf Rosi's letzte Frage Bescheid.

"Freilich hab' ich was mitbracht für dich, Schwesterl!" flüsterte er halb laut derselben zu, langte in den Ruckfack und holte ein kleines Schächtelchen aus demselben hervor.

"Das ist von ihm, vom Toni!" sprach er noch geheimnisvoller und übergab es der Schwester. Rosi erörbete, sie war reizend lieb so zu schauen.

Ein flüchtiger Blick nach der Thür, ob die Mutter nicht schon wiederkomme, und als dieses nicht der Fall war, etwas beruhigt, rief sie leise, aber dennoch erregt: "Vom Reinberger-Toni! Was will denn der reiche Bua von mir armen Dirndl! Was soll denn das Schächtelchen bedeuten?"

"Dich gern haben, Rosi!" antwortete Franz, "und das Schächtelchen sollst allein aufmachen. Es sind zwei kleine Sachen drin und ein Briefel mit wenige Wort'. Morgen nach der Kirchen sollst ihm Antwort geben, hat er mir gesagt. Er ist dir von Herzen guat und als seinen besten Freund hat er mich bitt', dir das Schächtelchen mit heim zu bringen. Du kannst ihn recht glücklich machen, hat er gesagt, wenn du willst, aber

auch alle Freud' nehmen, wenn du ihn nit verstehen thätest sollen!"

Rosi verbarg jetzt rasch den kleinen Gegenstand im schwarzen Kamisol und schaute lange auf das Reinberger Gut hinunter. Ihr Busen hob sich bewegt, es waren beglückende und ängstliche Gefühle zugleich, die ihr Herz pochen machten.

Toni Reinberger, den wir bald kennen lernen werden, hatte es dem Mädchen längst angethan. Er liebte sie aber auch und nur seine Eltern traten in den Weg, daß das junge Paar nicht schon lange ein innigeres Verhältnis verband. Reinbergers Mutter hätte niemals zugegeben, daß er ein armes Mädchen als Frau in den stattlichen Hof einführe. Er blieb deshalb von Rosi möglichst fern, bis ihn die Liebe übermannte und er seinen Kameraden Franz, den Bruder, hat, das Schächtelchen der Rosi zu übergeben. Rosi liebte Toni längst, aber sie wagte nicht einmal zu hoffen, daß der reichste Burtsche im Thal davon Wahrnehmung gemacht hätte. Sie schlug sich ihn sozusagen aus dem Kopf und gebot ihrem Herzen Ruhe und Entsagung. Jetzt aber wollte dasselbe laut aufjubeln, sie wußte sich geliebt. Ins Häuschen am Berg, wo Frieden und Glück, zog die besitzende Liebe nun ein.

Rosi preßte die Hände auf die stürmische Brust, atmete tief und froh auf und rief endlich beglückt: "Bruder! wär's möglich, der Toni hätt' mich wirklich lieb? Er thät' sich nit schämen mit mir, der armen Lichtmannegger-Rosi! Und dies hat er dir gesagt, Franz! Ist's wirklich so? Ist's auch wahr?"

"Schämen! Red' kein dummes Zeug, Rosi!" fuhr ihr Franz in die Rede. "Wer sich keiner schämen thät', ist dich auch nit wert! Bist nit a' ordentliches ehrliches Dirndl? Kein Mensch in der Pfarr', keine Seel', die dich kennt, weiß über dich etwas so sagen als Gutes! Und würd' ich den Toni nit durch und durch kennen als einen rechtschaffenen Burtschen, meinst du, ich hätt' ihn angehört und mich dazu brauchen lassen, dir das Schächtelchen zu übergeben! Der Toni ist mein Freund und keinen richtigeren Kund' giebt's in ganz Tirol nimmer!"

"Ja, Franz, er ist dein Freund, und guat und brav ist er auch!" bestätigte das Mädchen, "aber seine Mutter, sein Vater und die ganze reiche Freundschaft vom Reinberger-Bauern, hab' ihr daran wohl auch gedacht, was die etwan sagen thäten, wenn Toni mit mir ging!" setzte sie zaghafter hinzu.

"Der Toni kennt kein Hindernis, Rosi! Er ist a' schneidiger Bua und in allen Stücken couragiert wie auf der Jagd."

"Wie auf der Jagd!" rief erschreckt das reizende Mädchen auf ihres Bruders Antwort. Die letzten vorhin vernommenen Worte der Mutter, als sie in die Stube zurückkehrte, kamen ihr ins Gedächtnis, der besorgte Blick der Mutter, das verlegene Benehmen Franzens wurde ihr plötzlich klarer. Sie schritt noch näher zu ihrem Bruder und fragte ihn kaum hörbar, während ihr Herz ängstlich schlug: "Franz! geht der Toni zum Wildern?"

Rosi's Bruder erschraf und antwortete nicht. "Franz, red! Ist der Bua am Ende so feck? und — und gehst du vielleicht mit ihm? — Gott behüt's, denn — denn der Honigl, Bruder, schont keinen!" Da trat die Mutter in die Stube und ihr folgte auf dem Fuße der Förster Honigl, dessen Streifzüge durch sein Revier ihn an dem gastlichen Häuslein vorüberführten.

"Grüß Gott!" sagte der Weidmann, eine rauhe, derbe Jägergestalt; "halt' gern Eintebr bei Euch her-

oben auf der Höhl!" und ließ sein durchbohrendes Auge wie ein Habicht auf der schönen Kosi ruhen.

Kosi und Franz kamen dem Gast entgegen, aber beide waren durch das plötzliche Erscheinen Honigs sichtlich überrascht. Kosi hielt sich eine Weile am Tisch und erleichte, während Franz zusammensuhr, als wäre er auf unredlicher That ertappt worden. Der Förster blieb nicht lange. Er hatte es eilig; seine Amtspflicht führte ihn heute noch auf den Scharfentopf hinaus, der 7000 Fuß hoch das Thal überragt. Er hatte nur ein paar Schmeicheleiworte für das hübsche Mädchen, ließ sich von Franz über das Festschießen erzählen und renommierte mit seiner barbarischen Strenge gegen Wildschützen und Forstfrevler. Es war allen leichter, als der berüchtigte

Honigl wieder fürbaß zog, von der Mutter vor die Thüre geleitet, die, von einer dunklen Ahnung befangen, heute das erste Mal den wilden Förster gefürchtet. Kosi aber trat drinnen mit klopfendem Herzen zu ihrem Bruder, indem sie das eben erhaltene Liebesgeschenk aus dem Kamisol nahm, und flüsterte demselben ins Ohr: „Franz, wenn es so ist, wie ich fürcht', dann — dann gib das Schächtelchen lieber dem Toni wieder zurück. Und du, Bruder, bleib bei uns, bei unserm Mütterl und bei mir; wir waren doch immer so glücklich und zufrieden! — Laß dich nit zum Jagern verleiten, und wenn du mir's, der Mutter zulieb, verprichst, nit zu wildern, wenn es der Toni wirklich thun sollte, so bleib' ich bei euch und mein Herz wird es wohl überwinden, den Reinberger-Buben zu lassen. Dem, Franz! wenn dir was passieren thät', was würd' aus der guten Mutter?“

Franz blickte unwillig um sich und blieb stumm. Er hatte keine Antwort für die vortreffliche Schwester. Das Schächtelchen steckte er wieder in Kosis Kamisol und verließ, mit sich selber kämpfend, die Stube.

Der Abend kam allmählich heran und dunkles Wettergewölk zog sich ober dem Häuschen zusammen. Der Scharfentopf hüllte sich in grau, unheilswangere Nebelmassen, die ab und zu aufleuchtende Blitze durchzuckten. Eine ängstliche Schwüle lag in der Atmosphäre, die selbst auf das kleinste Tierchen, ja auf die Blümchen sogar ihren Einfluß geltend machte. Es ließ sich kein Vogel mehr hören, höchstens Krähen und Steinraben krächzten und flogen träge um verwitterte Felsstrümmen. Die Käferwelt summt und zirpt nimmer

und die Kinder der Alpenflora ließen ihre Köpfschen und Glöckchen hängen. Aber auch drinnen im sonst so friedlichen Häuschen waren die Gemüther dreier Menschen gedrückt. Die Mutter, halb schlummernd auf bequemem Stuhle, sah noch immer in das strenge, harte Gesicht Honigs. Franz, ihr Sohn, der sonst so mittelstern, saß schweigend und brütend in einer Stubenecke und Kosi fand keine Ruhe. Ihr Herz wogte voller Liebe und Angst zugleich. Ein böser Dämon stahl sich in das Häuschen und drohte Frieden und Glück aus demselben zu bannen, und als spät in der Nacht das Hchgewitter draußen schon vertobt hatte und freundliche Sternlein wieder niederfahen zum stillen Heim, da wachten noch immer in peinlicher Unruhe die drei

innig liebenden Menschen in den Kammern, wo heute düstere Abmüdung und Kummer und Mutterergewelten, Sohnespflicht mit gesetzwidriger Jagdleidenschaft kämpften und Liebe und Entsagung den sorglosen Schlaf von Kosis Lager verdrängten. Ein spärlicher Lichtschein erleuchtete ihr kleines, sauberes Gemach. Lange blickte sie aus dem Fensterlein zum Reinberger Hof hinab. Da lag wohl Seligkeit in ihrem Gesichtchen, aber plötzlich traten die stolzen Reinbergerschen vor ihre Seele, der wilde Honigl drängte sich dazu und sie wandte schluchzend das Köpfschen ab von dem Heim ihres Liebsten, ihre Augen schweiften hinauf zu den Schrofesen des Scharfentops, wo Gemse und Edelhirsch den jagd lustigen Burtschen anzogen. Unwillkürlich fuhr sie vom Fenster zurück und griff nach dem Schächtelchen im schwarzen Kamisol.



Halblaut las sie den Inhalt.

Sie trat näher zum Licht und wollte das Schächtelchen öffnen, da entfiel es ihren zitternden Händen. Sie erschrak hierüber nicht wenig, das zierliche, feine Ding war durch den Fall aufgebrochen und eine schwarze Bleikugel rollte aus demselben heraus, während ein kleiner Gegenstand aus der schneeeigen Baumwolle blitzte, die das Schächtelchen füllte. Schnell bückte sie sich und hob den Schatz auf. Ein einfaches Ringlein war's, das sie nun lange bewundernd anblickte, küßte und wieder betrachtete, bis ihr das kleine Briefchen im Schächtelchen auffiel. Halblaut las sie den Inhalt. Derselbe lautete:

Liebe Kosi!

Es ist sonst nit Mode bei uns, dem Dirndl, das man gern hat und die man will, ein Briefl zu schreiben,

man sagt es ihr frischweg ins Gesicht. Du weißt aber, wie meine Leut' sind, ich muß Dich vorerst noch meiden, so hart es mir ankommt. Jetzt aber kann ich nimmer länger, ich muß Dir's eingestehen, wie lieb ich Dich hab', und weil ich in 8 Wochen mit Deinem Bruder nach Spruck (Zinsbruck) zu die Kaiserjäger muß, so möcht' ich's noch wissen, ob Du mich denn auch magst, und ob ich dann hoffen darf, daß Du mir auch treu bleibst, bis ich wieder komm'. Bis dorthin kann sich viel ändern, meine Eltern sind schon recht alt und alleweil unpaß, nimmer lang und ich werd' den Reinbergerhof übernehmen müssen. Magst Du mein Schatz, mein Weib und Reinberger-Bäuerin werden, hast Du mich so gern, wie ich Dich hab', Rosi! so schick mir morgen das Ringel, das ich Dir ins Schächtel gelegt. Ich kauf' Dir ein zehnmal schöneres und teureres dafür. Wenn Du mich aber nit leiden magst und vielleicht, was ich nit weiß, schon einem andern Bubem Dich versprochen, dann gib Deinem Bruder die Bleitugel für mich wieder mit, vielleicht macht dann die mein' Herzeleid ein End'.

Es grüßt Dich Dein Freund

Anton Reinberger.

Das Mädchen las mit Andacht diese Zeilen, und Freude und Unwillen wechselten ab im Ausdruck ihres schönen Gesichts. Sie las den Zettel wieder und wieder, küßte den Ring oder ließ ihn wieder in das Schächtelchen gleiten, oder ihr Auge blickte schein und furchtsam nach der Ede, wo die schwarze Bleitugel lag. Außen war's jetzt wieder still, die Elemente hatten sich zur Ruhe gelegt, nur die angeschwollenen Bergwasser rauschten brausend am Häuslein vorüber zum Thal. Rosi aber fand nicht Ruhe. Sollte sie den Bubem lassen, den sie so innig liebte? Ihr Herz wollte bei solchen Gedanken springen. Es muß aber wohl sein, sie wollte sich, arm, wie sie war, nicht eindringen in das reiche Reinbergerhaus. Sie fühlte zu gut, daß kein Glück und Segen, kein Frieden in dem Gut mehr haufen thäte, wenn sie Toni angehören wollte. Die stolze Reinberger-Bäuerin und ihre hochmütige Freundschaft würden es nimmer zugeben, daß sie als Bäuerin unten einzöge. Das wußte Rosi und ein Thränenstrom nur erleichterte ihr das Herz. Das Bildnis der hl. Rosa von Lima hing in ihrem Kämmerlein, sie warf sich schluchzend und betend vor das Konterfei ihrer Namens- und Schutzpatronin auf die Knie und blieb lange vor demselben liegen. Endlich mußte das Mädchen einen Trost gefunden haben, zu einem Entschluß gekommen sein, denn es erhob sich, warf ein Kuschhändchen nach dem geweihten Bild und schritt entschlossen nach der Ede, wo die Bleitugel lag. Es hob das Geschoß ohne weiteres auf, öffnete das kleine Fenster und schleuderte die Kugel in die tosende Flut des wildschäumenden Bergstromes.

„So!“ sagte sie befriedigt, nachdem sie dies gethan, schaute eine Weile zu dem Sternenhimmel auf und schloß bald nachher das Fenster.

„Das Ringel aber,“ flüsterte sie weiter, „soll der ungestüme Bua auch nit kriegen, er soll's erst haben, wenn er mir verspricht, nimmer zu wildern, denn daß er dies thut, habe ich dem Gesicht meines Bruders abgelesen!“ Und das Mädchen ward wieder ängstlicher, sie fand keine Ruhe, keinen Schlummer, bis rosiges Morgendämmerlicht in das Kämmerlein drang.

Dem schlaflosen Mütterchen ging es ähnlich wie dem Mädchen, sie fürchtete, wie diese, für Franz, der seine Freundschaft zum Schießen und Jagen gestern verraten hatte. Die schlimmen Folgen gesetzwidriger Jagd standen

vor ihren Augen und Honigs wüßtes Bild wich nicht von dem Lager der angst erfüllten Fran.

Und leider nicht mit Unrecht fürchteten die zwei guten Herzen für den geliebten Sohn und Bruder. Während Rosi die schwarze Bleitugel Toni's in den Bergstrom schleuderte, stieg unten auf der andern Seite ein Bursche aus dem Fenster. Vorsichtig, überall umher spähend, entfernte er sich von dem schützenden Heim. Es war Franz, mit Stutzen und Rucksack gerüstet, den Spießhut mit Federn geschmückt, aber das Gesicht fast bis zur Unkenntlichkeit mit Rußstaub geschwärzt.

Ein leiser Pfiff hinter einem Felsblock ließ ihn lauschend aufhören. Ein zweiter Bursche, nicht weißer wie Franz im Antlitz geschminkt, trat aus dem Halbdunkel ans Mondlicht.

„Franz!“ rief derselbe, „bist du da?“

„Wohl, wohl!“ erwiderte Franz und verschwand mit demselben hinter dem Felsen. Es wär' fast gescheiter, ich wär' heut nit kommen, Toni!“ sagte hier nach einer Weile Franz, „denn meine Mutter und Rosi haben Wind kriegt von meiner Passion und ängstigen sich zutod, die zwei guten Leut'! Ich wett', daß sie noch wach sind und für mich beten! Aber der Sechzehnder, Toni, der uns heut bei den Niederalmuellen kommen muß, sicher kommt, hat mich nit ruhen lassen und jetzt laß uns gehen, da ist's nit recht gehener am Scharfenkopfer-Jägersteig, Toni!“

Ein näherkommendes Geräusch ließ die zwei Freunde verstummen und sie deckten sich hinter Krummholz und mächtigem losen Gestein. In ihrer nächsten Nähe kam ein bärtiger Jäger vorüber, er ging thalwärts, zum Forsthaus hinab.

„Das ist der Honigl!“ sprachen beide zugleich. „Jetzt laß uns gehen! Der Scharfenkopf ist jetzt sauber und der Sechzehnder unser. Toni und Franz erhoben sich und stiegen rasch aufwärts und verschwanden bald in einer Felschlucht. Eine Stunde später hallte die Bergwand von einem Schusse wieder, dann blieb es stille auf den Höhen, bis Häher und Spechte den jungen Tag verkündigten.“

2.

Am andern Morgen trafen sich die Freunde in dem stattlichen Reinberger-Hof. Franz hatte Arbeit bei Toni's Vater und zimmerte lustig drauf los, als hätte er, anstatt zu wildern, in vergangener Nacht zu Hause ruhig geschlafen. Im Obstgarten war er emsig damit beschäftigt, eine neue Dachrinne aus einem mächtigen Lärchenstamm zu zimmern, und sang ein ledes Liedchen dazu. Toni, der einzige Sohn und Erbe des reichen Reinberger-Bauern und Franzens unzertrennlicher Freund, trat aus der Tonne zu demselben herzu und setzte sich müßig auf die halbfertige Rinne.

„Franz,“ rief er, „heut nacht war's eine Lust, der Hirsch ist ein Kapitalstück, der schönste, den wir jemals geschossen! Ich hab' keine Freund' mit unserer Thaljagd, die Hasen sollen die alten Weiber mit der Pelzhauben fangen und die Füch' in die Schlageisen eingehen. W' Hirschel und a' Gams ist was für uns, nit wahr, Franz, und wenn's zehnmal g'fehlt sein könnt', wenn uns der Honigl erwischen thät!“

„Fast recht, Freund!“ stimmte ihm Franz bei und hielt in der Arbeit inne, sich auf die blanke Zimmermannshade stützend. „Aber meine Weiberleut' dahem droben, Toni, sind anderer Meinung,“ fuhr er weniger munter weiter, „ich bin froh, wenn's zum Einruden geht, meine Mutter und Rosi sind heut früh wie verämbert. Sie haben wirklich die ganze Nacht gewacht und wie's deinen Schuß gehört haben, hat es die

Mutter nimmer gelitten im Bett. Sie ist runter in mein Stübel und hat 's Nest leer gefunden. Das war dir heut ein Frühstück. Die Mutter ist kreuzfuchtig und d'Kosl ist verweint und voller Angst und 's erste Mal in meinem Leben hab' ich der Mutter ins Gesicht gelogen, wie sie mich g'fragt hat, wo ich gen' der Früh' zu gesteckt bin. Der Teufel hol' das Wildschießen, wenn es nur nit gar so lustig und schön wär!" endete Franz und hieb mit der Hacke ins Holz, daß es barst.

"D'Kosl verweint!" rief Toni, nachdem Franz wieder schwieg; "habt ihr das Schächterl wirklich 'geben dem herzliaben Dirndl?" fragte er dann und stellte sich näher zum Freunde. Toni war in der That ein schöner junger Bursche. Gewachsen wie die schlanken Tannen, verriet sein ganzer Körper Kraft und Ausdauer des Gebirgslers. Sein gebräunt's Antlitz mit offener Stirne war schön und regelmäßig, das dunkle Auge, voll Jugendfeuer, vermochte dennoch wieder schwärmerisch um sich zu blicken und der festgeschlossene Mund und die etwas gebogene Nase gab seinem Gesichte den Ausdruck von Mut und Entschlossenheit. Es mußte ihm nicht schwer fallen dem Burschen, wie er so flott und schneidig in fleidamer Bergtracht vor uns steht, ein Mädchen zu berücken. Zudem war er reich und lustig, mit niemanden stolz, der beste Tänzer auf weit und breit und Ritherspiel und Gesang waren ihm eigen, daß er die Herzen gewann.

"Daß ich meiner Schwester dein Schächterl 'geben hab', hab' ich dir gestern oder vielmehr heut früh auf dem Scharfentopf schon gesagt," erwiderte Franz auf Toni's Frage. Die Antwort aber von der Kosl kannst jetzt inne werden, wenn du willst."

"Die Antwort von der Kosl?" unterbrach ihn Toni überrascht. "Kommt sie denn nit heut nach dem Gottesdienst, nach dem Seelenamt für den Heidenauerbauern, außs Kirchwegl, um mit mir zu reden?"

"Sie kommt nit, Toni!" gab Franz zum Bescheid und Toni schaute fast traurig zu dem Kirchsteig hinauf.

"Die Kosl laßt dir einen Gruß sagen!" fuhr Franz endlich weiter. "Aber sie meint, es ist besser, wenn sie mit dir jetzt nit gleich zusammen kommt. Das gute Ding hängt mit Leib' und Seel' an der Mutter und an mir, sie hat mich aufrichtig gern und laßt sich's nit nehmen, daß ich mit dir zum Wildern geh', Toni! Recht geraten hat sie freilich, und sie steht Todsänglerin aus für mich, und ich glaub', für dich noch mehr. Sie ist dir, so gern daß sie dich hat, doch a' wengl harb (böse), weil sie richtig meint, daß du mich zum Jagern verleitet hast."

"Sag dem Toni mein' Gruß!" hat sie heut früh zu mir gesagt und hat sich d'Augerln ausgwischt.

"Sag ihm, dem fetten Buben, daß er mich recht erschreckt hat und daß ich alles weiß, wenn auch der Franz, mein Bruder, noch so heimlich thut. Er ist a' Wildschütz und er soll's bleiben in Gotts Nam, wenn es ihm lieber ist als mei' Pab'. Das Ringel werd' ich noch behalten — ich kann's ihm doch nit gleich wieder zurückstellen, er muß sich erst bessern; die unheimliche Kugel aber, die ist gut aufgehoben; sag ihm, dem wilden Buben, sie wird kaum mehr gefunden werden. So schreibt man nit an a' Dirndl, die man gern hat, das ist keine Art, mich so in Angsten zu bringen. Das sag ihm, dem Toni, und du, Franz, denk an die alte Mutter und sei wieder gescheit, Bruder, sonst bringt mich noch 's Herzleid in den Gottsader runter."

"So hat die Kosl geredet, Toni!" schloß der junge Zimmermann und arbeitete wieder weiter an der mächtigen Rinne, daß die Hacke dröhnte. Toni aber ging

schweigsam ins Haus zurück, kampfte mit den Füßen die Eichendielen der reinlichen Tenne und bevor er aus derselben zu den Wohnräumen trat, sprach er trotzig vor sich hin: "Das Wildern laß ich nit! Aber d'Nichtmannegger-Kosl muß mein werden, so wahr ich der Reinberger-Toni bin!" und schritt in den breiten Hausgang.

Als mittags um 11 Uhr das Glöckchen am Dachfir die Dienstboten Reinbergers zum Mittagessen rief, nahte sich eine Mädchengestalt dem Hof. Es war die Lichtmannegger-Kosl. Sichtlich schen kam sie näher und ihr Bruder Franz, der sie nun erkannte, ging ihr entgegen.

"Was ist's, Schwesterl," fragte er, "daß du zum Reinberger kommst? Ist etwas auskommen dabei?"

"Die Wiener Gäst' sind eben kommen, Franz!" antwortete Kosl, "und die Mutter will, daß du 'nauß kommst zum Grüß Gott sagen!" Kosl sprach dies in sehr gleichgültigem Ton und doch lag etwas Eigentümliches in ihrer Stimme, und ihr schönes Auge blickte suchend um sich, als nun plötzlich züchtiges Rot ihre Wangen erglühn machte. Toni kam aus dem Hause und slog auf sie zu.

"Grüß Gott!" rief er schon von weitem und warf den grünen Hut voll Freuden in die Luft, gab ihr herzlich die Hand und steckte ihr ohne viel Worte ein frisches Rautensträußlein in das Mieder. "Nit so, Toni!" flüsterte nach einer Weile verlegen das reizende Mädchen; "wenn es deine Mutter sehen thät' vom Fenster aus, wie du mit mir freundlich bist, gib's sicher Verdruß!"

"Meinetwegen!" rief der glückliche Bursche und verbünderte Kosl, den Edelrautenstrauß, den er an ihren Busen steckte, von dort wieder zu entfernen.

"Laß die Bleamerln am Herzl, Kosl, hab's doch heut früh auf dem Scharfentopf für dich eigens brockt!" bat er weich und schaute sie innig und liebevoll an. Kosl erröthete und erbleichte dann wieder.

"Toni!" sprach sie fast vorwurfsvoll, "ein Bauermbua vom Thal, der hat so früh am Scharfentopf, wo die Rauten wachsen, nichts zu thun, außer unerlaubterweise Gansferl zu schießen!"

"Und mit Verlaub runter zu schauen zu seinem liebsten Schatz im Lichtmannegger-Häusl!" unterbrach sie Toni und drückte ihre kleine Hand. Da fühlte er den Ring an ihrem Finger. Er warf rasch einen Blick darauf und erkannte sein Ringlein, das er als Zeichen ihrer Zuneigung gegen ein schöneres von ihr zurückgehalten wollte.

"Kosl!" rief er freudig, "du trägst mein Ringel bei dir und willst mir's wahrscheinlich geben, sieh, für dies da!" fuhr er fort, indem er aus dem Geldbeutel einen herrlichen, wertvollen Ring herausnahm und ihn Kosl zeigte und geben wollte.

"Heut noch nit, Toni!" erwiderte Kosl, während Franz die beiden allein ließ und ins Haus hineinging, um Hut und Joppe zu holen. "Heut noch nit!" wiederholte sie, "vielleicht einmal später, oder auch gar nie! — vielleicht muß das Ringel von dir der abschleulichen Kugel nach; denn wenn es wahr ist, Toni, was ich fürcht' und fast sicher glauben muß, wenn du aufs Wildern gehst, so kriegst du dein Ringel nimmer, aber auch tragen thu' ich's dann nimmer, es hat für mich keinen Wert!"

"Aber, Kosl, wär' das dein Ernst, lieber Schatz? Du könnt'st mir nit quat sein wegen a' wengl Jagern?" fragte jetzt Toni und blickte ihr treuherzig ins Auge. "Kein völliger Ernst, Bua!" entgegnete freilich etwas

unlicher Rost und senkte verlegen, fast traurig, das Köpfchen. Ihr breiter Hut verdeckte ihr liebes Gesicht und sie flüsterte weiter, mit den Händen an der bunten Seitenschürze zupfend: „Und wenn ich dir auch wegen dem Wildschützen mit so ganz böss sein kann, Toni, so hilfst es mich ja doch nichts, wenn ich dir auch gut bin und dein Schayerl wäret. Deine Leut', du weißt es selber, würden niemals ihre Zustimmung zu unserm Bund geben. Der Fluch deiner Eltern blieb' mit aus, und es wär' kein Segen dabei, Toni! Also vergiß mich und schau dir um a' reiches Dirndl, die paßt besser als Reinberger-Bäuerin, und ich will's auch versuchen, dich zu vergessen, wenn's möglich ist!“ schluchzte sie, und als sie jetzt mit voller Liebe zu dem hübschen Burschen ausblühte, waren die schönen Weichenaugen naß.

„Mit um die ganze Welt, Rost, laß ich von dir!“ versicherte Toni und versuchte, das Mädchen zu trösten.

„Ach gieb mir das Ringel, lieber Schatz, und nimm das andere, Rost!“ bat er inständig, aber das Mädchen schüttelte traurig das Köpfchen und wiederholte jetzt fester, als eben die stolze Reinberger-Bäuerin kaum grüßend und neugierig an der Hausthüre erschienen: „Heut noch nit, Toni! vielleicht später!“ Dann ging sie auf den kommenden Bruder zu und mit einem kurzen „V'bit Gott!“ entfernte sie sich.

„Was hast du denn mit dem nothigen Pichtmannegger-Dirndl herum zu speanzeln? Toni! ich will nit hoffen, daß dir das saubere Gansel den Kopf verdreht hat!“ empfing die reiche Bäuerin an der Hausthür ihren Sohn.

Toni fuhr unwillig auf: „Ich mag sie gern leiden, die Rost, denn sie ist ein ordentliches, ehrliches Leut!“ war sein freimüthiger Bescheid auf die ihn beleidigende Frage. Er ließ seine Mutter, die stolze Reinbergerin, allein vor der Thüre stehen, ging in die Stube, nahm Bergstock und Rucksack und hütete aus der Tenne durch den Obstgarten den Hochwäldern zu.

Zwischen dem alten Reinberger und seinem Weibe gab es eine längere Unterredung, und als Franz am Nachmittag zur Arbeit wieder kam, wurde er weniger freundlich als sonst im Hofe empfangen. Von den weiblichen Gehalten erfuhr er bald den Grund und die Veranlassung hiezu. Er hieb zornig auf das Lärchenholz ein und einmal sagte er für sich hin: „Die Rost, mein Schwessterl, hat wirklich recht! — Sie muß den Toni wohl lassen, aber wir zwei, der Toni und ich, das Wildschützen nit!“

Über dem sonst so glücklichen Pichtmannegger Häuschen waltete jetzt ein dunkles Verhängnis. Zwei Tage nach den eben erzählten Ereignissen ging Franz allein auf den Scharfentopf zum Wilden aus; am frühen Morgen des nächsten Tages brachte man seine zerschellte Leiche der trostlosen Mutter und der jammervollen Schwester. Der geliebte Tote lag nun unten im Pfarrleichenhause, von vielen betrauert und beweint. Honigl hatte ihn vorgestern auf gesekwidriger Jagd überfallen und ihn aufgefordert, sich zu ergeben. Franz, von verschiedenen Gründen und Versprechungen irregelitet, widersetzte sich dem unerschrockenen Förster. Es donnerten die Felswände vom Krachen der gewechselten Schüsse, und als sich die Pulverdampfwolken verzogen hatten, stand Honigl allein auf dem Kampfplatz. Seine

sichere Kugel hatte Franz durch die Stirne getroffen, daß dieser in die gähnende Schlucht fiel, aus welcher ihn Toni, sein steter Begleiter, mit Lebensgefahr herausholte.

Toni war in jener Unglücksnacht verhindert, mit Franz auf die Hochwildjagd zu gehen. Erschüttert vernahm er die schreckliche Kunde und schwur, seinen toten Kameraden zu rächen, und traf Anstalt, den teuren Freund aus der Bergschlucht zu holen, was ihm denn auch mit vieler Mühe gelang. Wer vermüchte den Jammer der Hinterbliebenen zu schildern! — Wir versuchen es nicht, den wilden Schmerz, den hier das schwergeprüfte Mutterherz empfunden haben mag, das unfägliche Leid einer liebenden Schwester dem Leser in grellen Farben anzumalen. Das Unglück war zu namenlos groß.



Da küßte er den Ring an ihrem Finger.

Am nächsten Morgen war unten im Thal Franzens einfaches Leichenbegängnis. Alt und jung schloß sich dem Trauerzuge an. Hinter dem Sarge wankte, auf die weinende Tochter gestützt, die gebrochene Mutter, sie gab ihrer einzigen, ausgiebigen Stütze das letzte Geleit. Unter den jüngern Burschen der Pfarr' ging auch Toni in dem Zug, der, wie üblich, einen kleinen Umweg durch den Friedhof bis zum frischen Grabe machte. Der Priester hatte nicht viele, aber erbebende und tröstende Worte für die Leidtragenden, die trauernd die offene Grabstätte umstanden. Dem Reinberger-Toni ging's bitter zu Herzen, lange noch weinte er still am letzten Ruheplatz seines toten Freundes. Ein Erdbügel deckte bereits das neue Grab und der Totengräber drückte zu Füßen desselben, wie es hierzulande Sitte ist, ein kleines thönernes Geschirr in die weiche Erde und

füllte es mit Weihwasser. Niemand stand mehr am Grabe als Mutter und Schwester des Verstorbenen und hinter ihnen Toni, als der Totengräber dieses fromme Wort auf dem Hügel vollendet hatte und nun zu den Hinterbliebenen schritt, die Hand nach ihnen ausstreckend mit der Bitte: „Fürs Weihbrunngrüaderl, Lichtmannegger-Mutter!“

Die arme Frau gab dem Totengräber ein Geldstück und der alte, ernste Mann nahm Grabscheit und Haue und ging seiner Wege. Die Mutter ging noch näher ans Grab und stützte sich auf das aufgerichtete Kreuz, das liebevolle Hände mit duftendem Blumenschmuck zierten. Sie hörte nichts, was da in ihrem Schmerze vorging, sie betete stumm für den zu früh abgeschiedenen heißgeliebten Sohn.

Toni benutzte diesen Moment und kam zu Kosi heran, die auf einem grabbewachsenen ältern Grabhügel niedersunken war. Die Hände vor das rotgeweinte Gesicht haltend, bemerkte sie ihn nicht.

„Kosl!“ flüsterte er zärtlich und weich. „Kosl, bist du mir böse? Kammt dem Reimberger Toni noch a' wengl guat sein auf das Unglück, das euch 'troffen?“

Da blickte sie thränenvollen Auges zu ihm auf und gab ihm stumm die Hand. Er gewahrte hierbei sein Ringlein an ihrem Finger. Ein schmerzlicher Zug lag jetzt auf seinem frischen Gesicht, als er fragte: „Kosl, willst jetzt noch mit Ringel tauschen? Jetzt, mein' ich, wär's Zeit, Dirndl, denn wer soll jetzt denn sorgen für dich und deine alte Mutter als ich, der beste Freund von deinem g'storbenen Bruder, da er nimmer kam!“

Diese innigen und ohne Affect gesprochenen Worte drangen in des Mädchens innerste Seele. Sie thaten ihr wohl und wehe zugleich, lauter weinte sie nun und es wurde ihr leichter ums Herz. Sie stand auf und gab dem Burschen die Hand und flüsterte ihm leise zu, daß es die Mutter nicht störte: „Toni! diese Wort' am Grab meines Bruders vergiß! ich dir nit, quater Bua, du meinst es redlich mit mir!“

„So redlich, wie ich's als Freund mit deinem Bruder gehalten!“ erwiderte Toni und fuhr erregter weiter: „Und so gewiß, Kosl, als wir den Franzzen lieben, liegt innerhald einer Wochen der Honigl an seiner Seiten!“

Das Mädchen fuhr schauernd zurück bei diesen Worten, sie wußte, daß im Thal die Burschen, die

miteinander wildern gehen, zusammenhalten, gilt es Leben oder Sterben. Sie begriff das Furchtbare dieser Worte für den Förster und für Toni, den sie doch innig liebte. Sollte nicht der kühne Förster auch mit Toni so verfahren wie mit dem Franz? Könnte aus einem solchen sündhaften Racheact Glück und Segen für ihren Liebsten erblühen? Die Angst schnürte ihr das Herz zusammen und ein langer vorwurfsvoller Blick traf den trotzigem Burschen, der auf geweihter Stätte so frevelhaft und unverföhnlich sprach.

„Vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!“ betete in diesem Augenblick das alte Mütterchen und laut genug, daß es die jungen Leute hinter ihr vernehmen mußten. Diese frommen Worte gaben dem Mädchen wieder Kraft, Hoffnung und Mut und sie rief jetzt mahnend und warnend: „Hast du die Mutter beten gehört und vernommen, was sie gesprochen hat? Das merk dir, du wilder Bua, und wenn es nit in dein Herz 'drungu ist, so leb wohl, du rachsüchtiger Mensch, und dem Ringel kriegst nit eher, als bis ich neben mein' Bruder lieg', Toni!“ Sie ließ den Burschen stehen und führte bald nachher die trostlose Mutter zum Kirchlein, woher Glockengeläute zur Seelenmesse für den Abgeschiedenen luden.

Toni stand allein noch am Grabe des Fremdes. Er schaute den Frauen nach, bis sie im Kirchenportal verschwanden.

„Und doch, Franz, wirst du gerächt!“ rief er dann und seindunkles Auge fing an unheimlich zu funkeln.

Der Honigl muß fallen durch diese Kugel!“ und er nahm ein Bleigeschoß aus der Tasche, betrachtete es

eine Weile und spähte vorsichtig umher. Er neigte sich nieder zum Weihwassergrübchen, das eben zuvor der Totengräber in den frischen Grabhügel gedrückt — ein dumpfer Klang — und die Kugel versank in der kleinen mit Weihwasser gefüllten Vertiefung. Toni sprang auf, streute Alpenrosen auf das Grab, die er vom Hute nahm, und sagte: „Zwei Tag' und zwei Nächt' bleibt das Klügerl da drin, dann ist's gefeit und der Honigl, Freund, der wird dir bald folgen!“ Er entfernte sich dann raschen Schrittes aus dem Kirchhofe und am Grabe war's stille wie ewiger Frieden.

Am Abend desselben Tages vor Gebetläuten huchte noch eine Mädchengestalt in das verlassene Friedhöfchen. Es war Kosi, die ihren Bruder noch einmal besuchte



„Kosl!“ flüsterte er zärtlich und weich.

wollte. Lange blieb sie knieend im Gebet versunken vor dem Grabhügel liegen und helle Thränen fielen auf denselben, dem lieben Toten darunter geweint. Endlich erhob sie sich. Ein Körbchen an ihrer Seite, das sie mitgebracht, war schnell geöffnet. Blumenrost strömte aus demselben hervor. Die treue Schwester hatte Blumen für den toten Bruder. Mit Geschick und nicht ohne Geschick schmückte sie den Hügel. Zum Schluß nahm sie mehrere Stöcklein Berggismeinicht, die samt der Wurzel vom Bergbach geholt waren, und setzte sie zu einem Kränzlein um das thönerne Weihwassergrübchen. Damit fertig, warf sie noch einen prüfenden Blick über das Ganze.

Rosi, die noch ganz allein am Grabe ihres geliebten Bruders stand, nahm jetzt das Körbchen und flüsterte mit bebenden Lippen: „Nun schlaf gut, Franz, die erste Nacht im Herrgott sein Garten! W'üt dich Gott, Brüderl, liabs, und schau fein manchmal runter vom Himmel zu uns, auf dein Mütterl und auf mich!“ endete sie und tauchte ihre Fingerspitzen in das mit Berggismeinicht umfränzte Weihwasserbecken. Da fuhr sie schnell mit den nassen Fingern zurück und bekreuzte sich fromm, während das Dämmerlicht ihr Erbleichen nur mit Mühe erkennen ließ. „Mein Gott!“ schrie sie auf, als sie jetzt eine schwarze Fleckung aus dem Grübchen hervorholte. Sie mußte deren Bedeutung kennen. Die alten Weiber im Gebirg erzählen den jungen Mädchen allerlei tolles und spukhaftes Zeug. Rosi kannte den Brauch rachsüchtiger Wildschützen und schauderte ein paarmal zusammen. „Die hat der Toni hineingelegt!“ rief sie; „der unselige Bua will den Förster erschießen! Gott verzeih ihm die Verirrung und verhindere ihn an der grausigen That!“ Sie blickte furchtsam um sich, aber niemand hatte sie gesehen. Nur einige Fledermäuse flatterten auf dem Friedhofe herum. Sie sank nochmal vor den Hügel hin und flehte in ihrer Seelenangst zu dem Himmel. Das silberhelle Glöcklein am Turme der Friedhofskapelle rief zur Abendandacht. Sie bekreuzte sich fromm und senkte tief auf. Dann zog sie Toni's Ringlein vom Finger, küßte es und warf es ins Weihwassergrübchen.

„Mag das, mit Gottes Hilf, den Buben anders stimmen!“ hörte man sie noch flüstern; dann eilte sie leicht zwischen den Gräbern dahin, dem Ausgange zu. Außen rauchte der wilde Bergbach vorbei; auch für diesen hatte sie eine Gabe. Es war die gefeite Kugel Toni's, die sie aus dem Weihwasserbecken genommen hatte und nun wie ein giftiges Gewürm weit von sich

in den Bergstrom schleuderte. Sie ging dann schneller von dannen und stieg hinauf zu ihrem friedlichen Heim, an dem stattlichen Reinberger-Hof vorüber. Zur Hälfte des Weges lief sie dem Förster Honigl in die Hände, der spät noch vom Scharfenkopfe niederstieg, um nach einem Abendimbiß nochmals auf das gegenüberliegende Breitenhorn zu steigen.

„Gut' Nacht, Jungfer!“ grüßte der Förster das angst-erfüllte Mädchen. Wie Hohn und Spott drang ihr der Gruß des rauhen, schonungslosen Mannes zum Herzen. Sie dankte nur stumm durch Nicken mit dem Köpfchen und ließ den Weidmann, der so schmerzvoll in ihr Leben eingegriffen hatte, ohne Erwiderung fürbaß ziehen.

3.

Die zweite darauffolgende Nacht führt uns wieder zum Friedhof, aber diesmal in späterer Stunde. Es

schlummerte längst alles im Thal und am Berg, nur ein Bursche schlich über die Friedhofsmauer zu dem geweihten Raum ewiger Ruhe. Mitternacht schlug es am Pfarrkirchthurm und sanftes Mondscheinlicht bleichte die grünen, blumenvollen Gräber, als der späte Eindringling über die Mauer stieg. Achtsam spähte er nach allen Seiten, niemand hatte ihn gesehen. Schnellen Schrittes wandte er sich nun dem Grabhügel zu, wo Franz Pichtmanneger für immer sanft schlummerte. Der Bursche verbarg, bevor er über die niedrige Mauer stieg, Stuken und Bergstoch im tiefen Gras, das längs der Umfriedung hoch aufwucherte. Nur den Rucksack hatte er am Rücken, und entblößtes Hauptes näherte er sich dem Grabe, das sein Ziel zu sein schien. Er wischte sich den Schweiß von der Stirne, als er sich über Franzens Grab neigte,



Dann zog sie Toni's Ringlein vom Finger, küßte es und warf es ins Weihwassergrübchen.

die zitternde Hand nach dem Weihwassergrübchen ausstreckend.

Da sehen wir sein Gesicht; es ist Toni Reinberger, der unverföhnliche Wildschütz, der die gefeite Kugel holt, die er für des Försters Honigl Brust bestimmt hatte. „So, Kitzgerl, du wirst deine Schuldigkeit thun!“ murmelte er vor sich hin, als er seine Hand in das Grübchen tauchte. Wer mag aber des Burschen Erstaunen begreifen, als er anstatt des gefeiten Mordgeschosses ein untrügliches Zeichen der Liebe, sein Ringlein, in dem Grübchen fand. Bestürzt fiel er neben dem Grabhügel des Freundes nieder. Er, dessen Brust voll wilden Hasses und Grolles noch loderte, er findet am Plate ewigen Friedens das Zeichen der Liebe. Er hielt sich am Kreuze fest und blickte lange Zeit starr vor sich hin, das kleine Ringlein krampfhaft in den

Händen. Endlich milderten sich seine Züge, sie nahmen immer weichern Ausdruck an. Tonis Augen wurden feucht und er schlug sich schamerfüllt die Brust. Die Liebe, die alles beglückende Liebe hatte über finstern Haß und Rache gesiegt. Die bessere Seite in Tonis Innerem gewann jetzt die Oberhand über ihn und betend, reuevoll und namenlos glücklich sank er hin auf den Grabhügel seines toten Freundes. Keine Gefühle der Rache zogen mehr durch seine Brust, die Liebe hatte alles Schlimme und Böse aus derselben verdrängt. Es war ihm wie ein wüster Traum, aus dem er erwachte, und hier, wo ewiger Friede wohnt, fand sein leidenschaftlich bewegtes Herz die wohlthuende Ruhe. Der wilde Schmerz in ihm hatte ausgetobt und er machte inniger freundschaftlicher Nührung für den geliebten Toten Raum; es war eine wehmuthsvolle, fromme Erinnerung, die ihn jetzt erfüllte. Mit Zärtlichkeit und Verehrung führte er das Unterpand befehliger Liebe an den Mund, pflückte ein paar Bergisminnichte, die um das geheimnisvolle Weihwassergrübchen im Nachtau erglänzten, und verwahrte sie nebst dem Ringlein an seiner Brust.

„Rosl, du Engerl!“ rief er dann, „magst du es hören droben in deinem Kämmerl im gottseligen Schlaf, was ich hier in der Stund' jetzt feierlich gelob!“ und er blickte zum sternewollen Nachthimmel auf.

„Außer für Gott, den Kaiser Franz Joseph und das liebe Vaterland rühr' ich kein Stutzen mehr an! Dein Bruder da unten ist mein Zeuge, und ich werd' redlich Wort halten, Schatz, und nichts mehr soll dein Herzerl betrüben. Auf den Händen werd' ich dich tragen, und wenn ich von Sprud vom Militär wieder komm', soll mich nichts mehr aufhalten, mit dir an den Tranaltar zu treten!“

„Und du, bester Freund!“ auf den Grabhügel niederschauend, „du wirst in unserm Gedächtnis fortleben als der friedliche Geist aus der bessern Welt.“ Er besprenkte den Hügel mit dem geweihten Ras aus dem mit Bergisminnichte ungewaschenen Grübchen, das ihm durch das gesunde Ringlein recht teuer wurde.

„Weihbrunngrüaberb!“ rief er dann noch, „du sollst immer die schönsten Bleamerln um dich haben, und der Weg zu den Kauten und zum Stelweis ist mir nit zu weit und thäten sie noch höher als die gefährlichen Gamsstän' erst blühen! Ruh im Frieden, lieber Franz!“ sagte er, noch einen letzten innigen Blick auf den Hügel werfend, und schlich wieder hinaus aus dem ruhebringenden Raum, den Pietät und Ritus den Toten geweiht. Außen aber nahm er den zur Mordwaffe schon bestimmten Stutzen und schlug ihn am nächsten Eichbaume entzwei und die zerfahmeterten Trümmer slogen in den reißenden Vergbach, wo Rosl die gefeite Bleifugel hinabgeschleudert hatte. Die letzten Spuren leidenschaftlichen Hasses fanden ihr Grab in der tosenden Flut und nichts mehr blieb zurück und bestehen als Bergisminnichte und Ringlein, die Zeichen der Liebe und Treu!

Wir wollen dem Leser nicht mit einem sich in jeder Novelle wiederholenden süßen Liebeskapitel die Zeit rauben. Wir führen ihn nach drei Jahren wieder ins liebliche Thal. Neben Franz Lichtmanneggers Grabhügel ragen jetzt drei schöne Grabsteine aus dem Gras. Die zwei erstern, die teuersten, galten dem Andenken der abgeschiedenen alten Reinbergerschen Bauersteute, Tonis Eltern, und nebenan las man auf kleinerem Steine: „Hier ruht der ehrengeachtete kaiserl. königl. Förster Gottlieb Honigl. Er fiel in Ausübung seiner Amtspflicht

auf der Scharfenkopfwand in die Kegelkautin und starb nach 2tägigem Leiden im 50. Lebensjahre. R. I. P.“

Drüben aber, im stattlichen Reinberger-Gut, da wohnte Friede und Glück, und Rosl waltete als Hausfrau darinnen. Toni hatte sich das wackere Mädchen aus dem armen Häuschen am Berg geholt und sie zu seinem Weibe gemacht. Ihr Mütterchen erlebte noch glückliche Tage. Sie schaukelte vor dem Hause eine Wiege, in der ein rotwangiger Junge lallte und lachte. Das war Tonis und Rosls Kind und auf allseitigen Wunsch Franz Gottlieb getauft. Nun erschienen sie an der Thüre unsere Freunde, Toni und sein reizendes Weibchen, in der malerischen Tracht des Thales. Sie treten vereint nach des Tages Mähen zu ihrem Knaben an die Wiege heran, Großmütterchen wußte viel vom kleinen Franz Gottlieb zu erzählen, wie er brav schläft, wie er wächst und gedeiht und wie gleich er dem Vater sehe. Rosl hatte den Liebling schon in den Armen und herzte und küßte ihn, bis ihn der Vater nun nahm.

Abendsonnengold beleuchtete das liebliche Bild reinen Menschenglüdes. Rosl ging für eine Weile ins Haus und kam wieder heraus mit herrlichen, frischen Alpenblumen im Körbchen. „Toni!“ sprach sie freundlich und lieb; „bleib du beim Kindl und beim Mütterl! Ich geh' nur zum Friedhof hinüber und zier' mit den Bleamerln das Weihbrunngrüaberb auf dem Franz sein' Grab!“

„Thu dies,“ sagte Toni, „und dem Förster sein's auch!“ rief er ihr noch nach. Sie brachte bald den leeren Korb zurück. Rosl war schön wie vor Jahren, ja fast noch schöner, lag doch auf ihrem Antlitz Mutter- und Gattenglück, und Liebe und häuslicher Friede woben um sie und um Toni ein befehlendes Band.

Deutsch?



in der glühenden Julisonne des Jahres 1883 schleppte sich ein armer deutscher Handwerksbursch durch die Straßen Mailands.

Es war Sonntag und er war krank.

Ein mitleidiger Italiener auf dem großen Bahnhofe Mailands, wo er eben angekommen war, hatte ihm in gebrochener Deutsch gesagt, wo das deutsche Konsulat zu finden sei, Via Orso Numero 16. Dort wollte er hin, um die Vermittelung des Konsuls anzusprechen, damit er

in ein Krankenhaus in Mailand aufgenommen werde. Denn weiter als bis nach Mailand hatte er nicht kommen können, es fehlte ihm an Kräften und — an Geld.

Endlich war die Straße erreicht, das Haus gefunden. — Numero 16! — Hoch über dem Portale des Hauses blickte ihn der deutsche Reichsadler heimatisch

freundlich und tröstlich an, und er trat durch das große Thor in den kühlen Hausflur. Erschöpft und zum Tode matt setzte er sich auf eine Stufe, um auszuruhen, bevor er den Konsul spräche. Dabei sah er sich um, die Thür zu entdecken, hinter welcher ihm in den lieben deutschen Lauten Hilfe verheißen und gebracht werden sollte. Ein großer Hof mit dahinter stehenden Gebäuden war zu sehen, zu welchem ein Gang, links im Hause, führte. Dort waren wahrscheinlich auch die Bureaux des deutschen Konsuls.

Der Handwerksbursche erhob sich und trat in den Gang ein. Aus einer kleinen Stube kam ein Mann, allem Anschein nach der Portier, und richtete eine Frage in italienischer Sprache an den Eintretenden. Dieser zuckte die Achseln und erwiderte: „Ich verstehe nur Deutsch.“ Wieder sprach der Italiener einige Worte, aber kein Deutsch.

„Ich möchte zum deutschen Konsul,“ sagte der Kranke. Das selbe Resultat: er wurde nicht verstanden und verstand seinerseits nicht. Er ließ daher den Italiener stehen und ging auf die Suche nach dem Bureau. Bald kam er an eine Thür, darauf war ein großes Schild, auf dem viel stand, aber — italienisch. Zu jeder Inschrift, die er gewahr wurde, schleppte er sich hin, in der Hoffnung, Auskunft zu erhalten, wo er den deutschen Konsul oder einen seiner Beamten finden könne, aber überall fand er italienische Namen, italienische Sprache. Er kehrte zurück zu dem Portier. Dieser sprach wieder zu ihm und er vernahm zum öftern die Worte *oddschi* und *dimani*! Ja, was heißt *oddschi* und *dimani*? *) — Er wußte es nicht. Wo er gewesen war, hatte man überall, wenn auch nur gebrochen, deutsch mit ihm gesprochen, oder französisch, von dem er ein wenig verstand.

Verzweiflungsvoll setzte er sich in seiner hilflosen Verlassenheit wieder auf den Stein, auf dem er vorhin ausgeruht hatte. Er hätte einschlafen mögen, sterben. Niemand bekümmerte sich um ihn.

Da erhob er sich endlich, mühsam und schwer. Er mußte wieder hinaus in die brennende Sonnenglut. Vielleicht, daß der barmherzige Gott, der ja, dem Sprichwort nach, keinen braven Deutschen verlassen soll, ihm selbst helfe, denn der deutsche Konsul war absolut nicht zu finden, ungeachtet des Adlers vor der Thür.

Der Arme fand endlich Hilfe, wenn auch nach langem Suchen, und es war die höchste Zeit. Er wurde in ein Krankenhaus aufgenommen, wo man ihn freundlich pflegte und wo er endlich vollständig genas.

Über dies letztere, als ich es erfuhr, habe ich mich herzlich gefreut, und ich glaube, lieber Herr Hintender, Sie freuen sich auch darüber, daß es in Italien Leute giebt, die sich eines armen Deutschen annehmen und Samariterdienste an ihm thun.

Aber wann ich Sie bitten dürfte, lieber Herr Hintender — Sie kommen ja überall hin, wie ich weiß, und vielleicht machen Sie den Sommer auch mal eine Reise nach Italien, nach Mailand, und befehen sich dort den prachtvollen Dom und was sonst noch Schönes in der an Segenswürdigkeiten reichen Stadt zu schauen ist — also, wenn ich Sie bitten dürfte, und Sie kommen dahin, dann gehen Sie doch auch mal beim Herrn Konsul vor, aber nicht Sonntags, da ist alles geschlossen, und der italienisch sprechende Portier kann Ihnen auch nichts helfen, wenn Sie nicht zufällig italiänisch können; sondern von Montags bis Sonn-

*) oggi heute, dimani morgen.

abends, in der Zeit von früh 9 Uhr bis um 12, oder nachmittags von 4 bis um 6 Uhr. Und wenn Sie hinkommen, da sagen Sie aber keinen Gruß von mir, denn er könnte es am Ende übel nehmen, weil ich auch nur so ein bißchen italienisch kann; aber bitten Sie ihn recht schön, daß er neben der italienischen Inschrift an dem deutschen Konsulatsbureau, durch welche die Zeit der Bureaustunden angegeben ist, auch für die mehr als zehntausend Deutschen in Mailand und namentlich für solche arme Leute, die zugereist kommen, wie jener Handwerksbursche, und das Italienische vorher nicht gelernt haben, daß er für diese auch eine deutsche Inschrift machen läßt. Es kostet ja nicht viel, und am Ende kann er's auch auf Papier schreiben lassen und mit Gummi arabicum ankleben, wenn er so gut sein will; dann kostet's gar nichts. Aber Sie müssen ihm dann noch sagen, Herr Hintender, er möchte es ja nicht übel nehmen, daß Sie so frei wären.

Und nun leben Sie wohl, lieber Herr Hintender, und glückliche Reise nach Mailand! Und vergeßen Sie nicht: Via Orso Numero 16! Sie können mit der Pferdebahn hinkommen vom Bahnhof aus, die fährt vorbei, das ist für Sie wohl am bequemsten.

Verloren und — gewonnen.

Wenn ein Novembersturm durch die Straßen segt und den Menschen Regentropfen und Schneeflocken ins Gesicht treibt, da lernt man erst — besonders, wenn der frühe Abend hereinbricht — die Annehmlichkeit eines behaglich erwärmten Zimmers schätzen. Ein solch heimliches Nest war das kleine Eckzimmer des Klubhauses in M Die Gasflammen waren angezündet und auf dem zum Kamine gerückten Spieltische lagen die Karten bereit. Drei „ältliche“ Herren, denen man ansah, daß sie nicht zu den „Enterben“ der Gesellschaft zählten, lagerten, behaglich ihre feinen Cigaren dampfend, in den weichgepolsterten Lehnstühlen und warteten sichtlich auf den „vierten Mann“.

„Ob unser Oberst heut wohl kommt, das ist kein Wetter für seine Gichtbeine?“ meinte der Landgerichtsdirektor Murrhardt.

„Noch volle 5 Minuten bis 6, Schwager, da kam unser Chronometer noch nicht hier sein,“ antwortete der Kommerzienrat Läufer.

„Gott sei Dank, er kommt — jetzt kann's losgehen,“ rief der dritte im Bunde, der Rentner Winheimer, als Tritte auf dem Gange ertönten.

„n Abend, meine Herren — das ist ein Hundebombenwetter heute!“ — war der etwas nach der Klatsche schmeckende Gruß des Artillerieobersten a. D. Böller, welcher schnaubend hereintrat — „wahrhaftiges Bombenwetter. Die ganze Nackterbande von Zipperlein und Rheumatismus ist in meinen alten Knochen wieder los. Schleife den linken Fuß wie ein Probrad, denn die Speichen zerschossen sind. Wf — wäre beinahe nicht gekommen!“

„Also — gleich setzen, dann lassen die Schmerzen nach und ein paar Rubber heitern Sie auf.“

„Den Teufel auch,“ brummte der alte Artillerist, „aber — probieren will ich's!“

Allein noch war nicht zweimal herumgegeben, so fuhr der Oberst mit einem Kernfluch auf und rannte wie verrückt im Zimmer umher.

„Es geht nicht — das reißt und brennt wie das höllische Feuer. Ich kann nicht sitzen. Erzähl einer etwas Vernünftiges — währenddessen pendle ich hin

und her. Der Kommerzienrat ist in drei Weltteilen umhergefahren bei Mohren und Heiden, der soll einmal loslegen."

Die andern stimmten bei, mit dem Spiel war es ja heute doch nichts. Der Kommerzienrat ließ sich nicht lange bitten, er wußte, daß er gut erzählte, und deshalb that er es gerne.

"Nun also, meinertwegen," begann er, "habt Ihr schon einmal gehört, daß einer eine Riete gezogen und doch gewonnen hat?"

"Oder daß eine ungeladene Haubtze losgegangen ist," schnarrte ingrimmig der Oberst.

"Ruhe im Glied und nicht räsionniert, sonst erzähl ich nicht. Also es mögen jetzt so ein 25 Jährchen sein, da wurde ich zum erstenmale hinaus in die

weite, weite Welt geschickt. Ich hatte meine Lehrzeit in einem Geschäfte in meiner kleinen Vaterstadt vollendet und da mein Vater mit der Großhandlung von P. & C. in Hamburg in geschäftlicher Verbindung stand, so trat ich zunächst dort als Volontär ein. Das war freilich ein ander Ding als die bescheidene Handlung in einem Binnenstädtchen. Das Haus hatte überallhin seine Verbindungen, mein Blick erweiterte sich und daerft lernte ich erkennen, wie der Handel die Völker zusammenführt und die Hauptrolle im Leben derselben spielt. Im geräumigen Comptoir standen 24 Bulte, von denen 22 besetzt waren, mir wurde Nr. 23 zugeweiht und für den letzten wurde gerade ein junger Frankfurter erwartet, der in den nächsten Tagen eintreffen sollte. Die eigentliche Seele des Geschäftes war der im Dienste des Hauses ergraute erste Buchhalter, Herr Maierhofer, welcher von seinem neben dem Comptoir befindlichen, mit einer Glasthüre versehenen Kabinett aus mit Adlerblick das Comptoirpersonal überwachte. Ein vorgehörter Fünffziger, lang und hager, mit glattrasiertem Gesichte, welches, in strenge Falten gelegt, selten von einem Lächeln erheitert wurde, hatte der würdige Buchhalter viel von einem evangelischen Pastor. Sein Gegenstück war der kleine Hauptkassier Melchior, dessen stattliches Bäcklein den Lebemann und dessen Vollbart den Fortschrittler zeigten. Als Kassier war Herr Melchior in seiner Art ein Muster, wie Herr Maierhofer als Buchhalter. Ich hatte gleich nach meinem Eintritt ein glänzendes Beispiel davon. Eines Tags war Melchior, dessen Kasse sich neben dem Kabinett des ersten Buchhalters befand, mit diesem im eifrigsten Gespräche verwickelt. Nebenan

im Kassenraum zählte der Assistent Kronthaler, indem er sie mit großer Gewandtheit aus der rechten in die untergehaltene linke Hand herabschießen ließ.

"Blöblich unterbrach sich der lebhaft disputierende Hauptkassier und schrie in das Kassengewölbe: "Halt — falscher Kronthaler, Herr Lungnecke!"

"Nicht möglich," tönte die Antwort zurück.

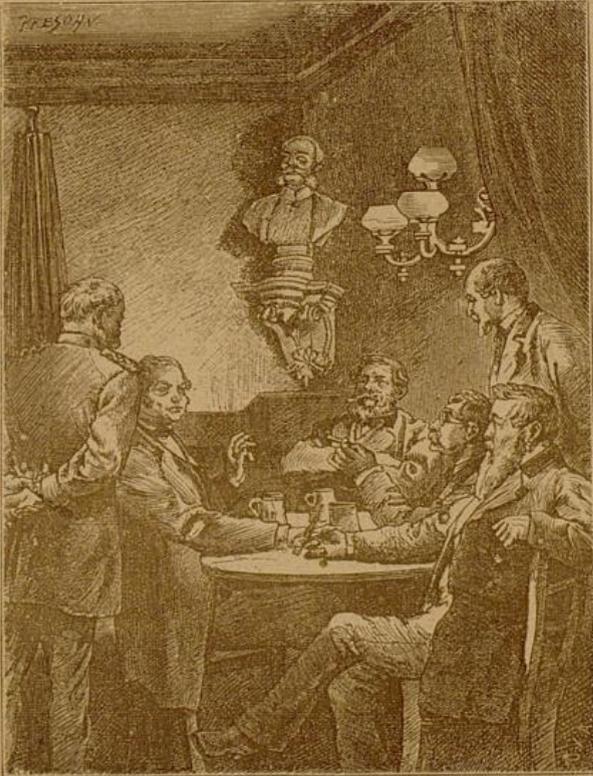
"Bitte nochmal zählen — halt, zwei Stücke zurück!" befahl Melchior, und richtig, der betreffende Thaler war gefälscht. Der Kassier hatte es am Tone gehört.

"Heiliges Bündloch," brüllte der Oberst, "hört der Kerl einen falschen Thaler unter den guten heraus."

Der aussehen, her ausfühlen, das mag noch sein, — aber her aushören, nee das geht über mein

Kaliber! Aber nur weiter, alter Kommerzienonkel, die Geschichte kann noch gut werden."

"Nun," fuhr der Erzähler fort, "ich war bald in die Geschäfte eingeführt. Ich erhielt die französische Korrespondenz, und da gerade damals der Krimkrieg ausbrach, gab es gehörig zu thun — die Hunderttausende flogen nur so hin und her. Mein Nachbar am Nebenpulte nun war ein solider, höchst fleißiger junger Mann, Namens Schaffner, der Sohn eines Ausläufers des Hauses. Er hatte sich durch seine Ausdauer emvorgearbeitet, wurde in Hause von P. & C. gleichsam wie ein Juwentartstück betrachtet und sehr geschätzt. Sein mäßiges Salair teilte der brave Junge redlich mit seinen Eltern. Auch war er eigentlich nur seinem Vater zuliebe Kaufmann geworden, denn sein sehnlichster Wunsch war, Besizer einer Restauration zu werden, obgleich seine angeborene Schüchternheit ihn zu diesem Berufe nicht gerade geschickt machte. Da Schaffner aus seinem sehnlichstigen Wunsche gar kein Hehl machte, wurde er von seinen Kollegen oft genekelt und hatte den Spottnamen „Restaurant-Schaffner" erhalten. Endlich, nachdem ich schon einige Wochen im Geschäfte war, kam auch der Frankfurter — die längst erwartete Nr. 24. Follenius, so war der Name des neuen Ankömmlings, war ein heiterer, genüthlicher Mensch, hatte gute Anlagen, war aber ein zu allen dummen Streichen aufgelegter Windbeutel und vor allem ein Faulpelz sondergleichen. Sobald Herr Maierhofer den Rückenehrte, machte der Windhund schnoddrige Bemerkungen und trieb tolle Spässe. Wie's nun so geht, obgleich das, was Follenius vorbrachte, weder sehr fein, noch sehr geschmackvoll war, wurde er bald der Liebling des ganzen Comptoirs und



„Erzähl einer etwas Bernüßiges — währenddessen pendle ich hin und her.“

besonders unseres guten Schaffner, der einen förmlichen Narren an seinem fidelem Nachbarn gefressen hatte. Diesen Umstand machte sich der faule Bruder bald zu Nutzen, denn wo er nur konnte, ließ er die ihm zugewiesene Arbeit durch den fleißigen und stets dienstbereiten Schaffner aussetzen, so daß er nur die Reinschriften zu besorgen hatte. Beide wurden immer vertrauter und Follenius hatte bald, von der Sehnsucht Schaffners, eine Restauration in Besitz zu bekommen, Kenntnis erhalten, ja noch mehr, dieser hatte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, er spare jeden Pfennig zusammen, um eine Nummer in der Lotterie spielen zu können — vielleicht schlage es doch einmal ein.

Einige der Comptoiristen speisten in demselben Gasthause, darunter Follenius, und da Restaurant-Schaffnere desselben Weges zu seinem Vater ging, verließen sie gewöhnlich zusammen das Comptoir. Eines Tages nun begegnete ihnen ein Kolporteur, der Lotterielose vertrieb, und bot eines derselben dem ihm bekannten Schaffner an. Der arme Junge hätte für sein Leben gern dasselbe erworben, allein das Geld reichte nicht und es war noch lange zum Zahltag. Da trat Follenius ins Mittel, der, reicher Eltern Kind, immer bei Kasse war. Der Buchhalter hatte dem Frankfurter seine ziemlich schwierige Korrespondenz aufgehalst und, wie es oft geschah, der gutmütige Schaffner hatte in seiner Freistunde dieselbe für den faulen Bruder entworfen. Dessen erinnerte sich nun



Eines Tages nun begegnete ihnen ein Kolporteur, der Lotterielose vertrieb.

Los zeigte, eine 5 hatte. Mit wahrhaft teuflischer Kunst veränderten die jungen Fälscher sowohl den Fünfer in einen Dreier, als auch das Datum der Ziehungsliste, so daß die Mytification in Scene gesetzt werden konnte.

„Unruhig saß der arme Schaffner vor seinem Pulte, das Herz klopfte ihm hörbar — er wußte ja, daß um 10 Uhr vormittags das große Café-Restaurant zur „Concordia“ versteigert werde. Ach Gott, wer da mitbieten könnte! Der Commis, der an diesem Tage die Post abzuholen hatte — einer der Verschworenen — trat in das Comptoir und flüsterte dem neben Schaffner sitzenden Hauptspitzbuben Follenius zu: „Hast du vielleicht ein Los zur Hauptziehung? — ich habe eben die neue Ziehungsliste erwischt.“

„Der Frankfurter schüttelte den Kopf und zeigte mit der Hand auf seinen Nachbar, welcher mit einem bescheidenen „Ist's erlaubt?“ die Liste ansah. In fieberhafter Aufregung durchslog der Betrogene die Liste, da — da stand seine Nummer mit dem Riesengewinn. Es flimmerte ihm vor den Augen. Endlich holte er seine Brieftasel hervor, worin sein Los geborgen war. Er verglich dasselbe — kein Zweifel, er hatte 100 000 Thaler gewonnen.

„Die Augen der Verschworenen waren schadenfroh auf den nichts ahnenden Schaffner gerichtet und als er wartenden Schrittes das Pult verließ, seinen Hut nahm und zur Thüre hinaushuschte, zeigte leises Gefächeln, daß der Schelmenstreich gelungen sei.

„Der ganze Vormittag verstrich, Schaffner war nicht zu sehen und erst gegen 3 Uhr des Nachmittags trat er in das Kabinett des ersten Buchhalters, um sich wegen seines Ausbleibens zu entschuldigen. Nach wenigen Minuten kehrte er freudestrahlend in das Comptoir zurück und eilte zu Follenius, mit dem er leise flüsterte. Ich sah den Frankfurter leichtfuß erblassen und kaum war Schaffner an seinem Pulte, so trat Follenius an mich heran.

„Gott sei uns gnädig,“ seufzte er, „es ist ein Unglück geschehen. Der Schaffner hat die „Concordia“ um 80 000 Thaler ersteigert. Als er in der Ziehungsliste gefunden, er habe 100 000 Thaler gewonnen, stürzte er kopfüber fort, um nur nicht zu spät zur Auktion zu

der • Windbeutel und gutmütig, wie er war, erstand er das Los und machte es dem glücklichen Kollegen als Belohnung für die geleisteten Dienste zum Geschenk.

„Hier zeigte Follenius die gute Seite seines Charakters — die schlimme trat alsbald zutage.

„Des andern Tages teilte mir Follenius die Geschichte von dem Lose mit und bemerkte dabei, fröhlich grinsend: „Mit dem Lose giebt's einen Hauptjux für „Restaurant-Schaffnere!“

„Einige Wochen darauf war Ziehung. Die Zwischenzeit war von Follenius und einigen Mitverschworenen dazu benützt worden, eine alte Ziehungsliste aufzutreiben, in welcher der Haupttreffer von 100 000 Thalern auf eine Nummer gefallen war, die mir in der dritten Stelle statt der 3, wie sie die Zahl von Schaffners



In fieberhafter Aufregung durchslog der Betrogene die Liste, da — da stand seine Nummer mit dem Riesengewinn.

kommen. Leider war niemand da, der an seiner Solvenz zweifelte wie bei dem Lieutenant in der weißen Frau. Was nun?"

„Den Streich können Sie vor Gott nicht verantworten, Follenius,“ sprach ich ganz entrüstet.

„Es ist der dümmste meines Lebens — wenn ich da glücklich herauskomme, mache ich keinen mehr, weiß Gott!“ jammerte der Windbeutel.

„In dem Augenblicke traten zwei uns unbekannte elegant gekleidete Herren in das Comptoir und fragten nach Schaffner. Als dieser mit den beiden Fremden hinausgegangen, flüsterte mir Follenius zu: „Setzt geht's los — ach Gott, wie soll das werden!“

„Der unglückliche Schaffner kam bald wieder herein und setzte sich mit dem vergnügtesten Gesicht der Welt an seinen Kult. Der Frankfurter Windbeutel, dem das Gewissen keine Ruhe ließ, schob ihm einen Zettel zu, auf welchem die Worte standen: „Wie steht's mit der Restauration — hast du nicht zu teuer gekauft?“

Die Antwort erfolgte auf gleiche Weise: „Im Gegenteil — so eben wurden mir von einem Altonaer Hotelbesitzer, der zu spät zur Versteigerung kam, 25 000 Thaler Gewinn geboten, wenn ich ihm meinen Besitz abtrete.“

„Als Follenius mir den Zettel zur Kenntnissnahme übermittelte, stand mein Plan fest, ich sagte dem weich gewordenen Sünder, jetzt könne mir ein reuiges Bekenntnis helfen und zwar solle Herr Maierhofer der Reichsvater sein. Seufzend willigte der Frankfurter ein und bald standen wir im geheiligten Raume vor dem ernstesten Buchhalter, der ungehalten über unsere unerhörte Frechheit uns mit strenger Miene empfing.

„Follenius beichtete offen und ehrlich seine Schuld, zeigte tiefe Reue und bat um den oft bewährten Rat des alten Herrn, dem er zugleich den Korrespondenzzettel einhändigte. „Das sind ja recht schöne Geschichten, die ich da höre, solche Alotria treiben die Herren statt zu arbeiten und da soll der alte Maierhofer den Karren, der durch Leichtsinns und Übermut in den Kot kam, wieder in das Geleise bringen — he?“

„Ach Gott — helfen Sie mir dieses Mal, lieber Herr Buchhalter — mir soll's eine Lehre sein; wenn Sie nicht helfen können, kann's niemand.“

„Nun — ich will sehen, was sich thun läßt,“ sprach geschmeichelt von dem ihm gezeigten Vertrauen Herr Maierhofer. „Geben Sie jetzt nur ruhig an Ihre Plätze und überlassen Sie die ganze Sache mir.“

Wir folgten seiner Weisung und der Frankfurter gestand mir, er fühle sich jetzt schon leichter. Bald darauf wurde Schaffner zum Buchhalter gerufen.

„Nun, Schaffner,“ redete dieser ihn an, „Sie wollen also, wie ich höre, durchaus Restaurateur werden?“

„Ja, Herr Buchhalter, ich habe mich entschlossen — ich habe die „Concordia“ gekauft und will auf Ende Monats meine Stelle hier kündigen.“

„So, so. Haben Sie denn auch die erforderlichen Kenntnisse und Erfahrungen, um ein so schwieriges Unternehmen zu leiten?“

„Ich — ich wollte mir im Anfange einen Geschäftsführer nehmen,“ stotterte Schaffner verlegen.

„Ei ja, um gehörig betrogen zu werden. Das Lehrgeld können Sie sparen. Wie ich höre, ist Ihnen ein schöner Gewinn geboten worden?“

„Fünfundzwanzigtausend Thaler.“

„Nun, hören Sie den Rat eines alten Praktikers, der's gut mit Ihnen meint — wie wenn er Ihr Vater wäre. Legen Sie das Geld gut an und treten Sie in ein Geschäft, um zu lernen, verstehen Sie, zu lernen von unten an — wenn Sie denn einmal in Kuckucks Namen Restaurateur werden wollen.“

„Ja, das wäre alles recht gut — allein ich habe den Herren, die mir mehr geboten, schon abge sagt.“

„Das überlassen Sie mir — wollen Sie mir Ihr Vertrauen schenken?“

„Gewiß, gewiß,“ sagte ganz gerührt der gute Schaffner, indem er die dargebotene Hand drückte.

„Eine Viertelstunde darauf verließ der Herr Buchhalter sein Kabinett, was er seit Jahren nicht gethan. Wir schrieben darauf los, allein keiner hatte seine Gedanken bei der Arbeit. Es dunkelte schon und die Lampen waren angezündet, als der Buchhalter mit den beiden fremden Herren, welche die „Concordia“ kaufen wollten, ins Comptoir trat. Maierhofer winkte Schaffner, ihnen in das Allerheiligste zu folgen. Der schlaue Buchhalter hatte so diplomatisch sein agiert, daß der Altonaer die Summe von 33 000 Thalern = 100 000 Mark Banco als Abstandssumme für Schaffner bewilligte. Der Vertrag wurde gleich aufgesetzt und



„Die dreihunderttausend Thaler die haben Sie mit einer Nete gewonnen und dazu gratulieren wir von Herzen!“

beiderseitig unterschrieben. Als die Fremden weggegangen waren, trat Maierhofer mit dem freudestrahlenden Schaffner in das Comptoir. Es geschah das Unerhörte, nie Dagewesene: der Alte hielt eine Rede. Alle, alle drängten sich um ihn, sogar der kleine Melchior verließ seine Geldhöhle.

„Meine Herren,“ begann im Pastorenton der würdige Buchhalter, „meine Herren! In unüberlegtem, jugendlichem Uebermut hat einer von Ihnen einen kolossal dummen Streich gemacht, der viel Böses hätte stiften können. Zum Glück giebt es auch noch Leute,“ dabei klopfte Herr Maierhofer behaglich auf seine silberne Dose, „giebt es auch noch Leute, die solche dumme Streiche wieder gut machen können, und hier hat der Herr unleugbar seinen Segen dazu gegeben. Schaffner, Sie unglückliches Glückskind, Sie haben das große Los nicht gewonnen — der Frankfurter Windbeutel hat Sie angeführt, das faule Zanbergeld ist wieder verschwunden. Was aber nicht verschwunden ist, das sind die 33 000 Thaler, die haben Sie mit einer Miete gewonnen und dazu gratulieren wir von Herzen!“

„Boß Bomben und Granaten,“ rief der alte Oberst, „das heiße ich Glück — da ist wirklich eine ungeladene Haubitze losgegangen. Es giebt doch merkwürdige Geschichten; das ist aber eine, lieber Kommerzienonkel, da möchte man mit einer 24-Pfünder-Batterie eine Schleich-

patrouille machen. Ich hab', hol mich der Ruckuck, mein Zipperlein vergessen — aber alle Wetter, eben schlägt es auf der Michaeliskirche 8 Uhr — jetzt bläst es zur Retraite — wünsch' wohl zu schlafen, meine Herren! Auf Wiedersehn morgen abend um sechs, da wollen wir hören, wie es dem „Restaurant-Schaffnere“ weiter ergangen.“

Angenehme Aussicht.

Dorfschulze, ein Schreiben in der Hand haltend und sich hinter den Ohren krauend: „Was der Regierung nur da wieder einfällt; jetzt ham wir kaum unsern Pfarrer begraben, und nun woll'n sie uns auch noch en Bifar zur Verwesung her schicken, jetzt darf ich zusehn, wo ich auf unsem kleinen Friedhof noch e Platz find', daß wir den auch gleich begraben können.“

Ausweg.

Pfarrer: „Nun, Müller, seid Ihr jetzt entschlossen, was Euer Bub werden soll?“

Müller: „Noch nit, Herr Pfarrer, der Bub möcht' halt am liebsten ein G'schäft, wo er den ganzen Tag nids zu thun braucht.“

Pfarrer: „Da laßt ihn halt einen Nachtwächter werden!“

Da kloane Bua.



A Häusla in da Stoapsalz drunt,
Der hot an kloanen Buabu,
Der Keel is dick und kugelrund
Und kriagt do' nix als Ruabu
Und Mehlschmarzn zwoamal in da Wochn,
Sunst habn dee arma Lent nix z'kochn.
Nur Sunnta kimmt a Fleisch in Topf,
Kartoffelnödl drauf,
Da g'reut si halt da kloani Cropf
Scho' d' ganze Wochn drauf.
Und Kirta-Sunnta do geit's zua,

Da geit's a Ganserl, bratn;
Sei Stück kriagt aa da kloane Bua,
Net z'viel, dees kunnt eam schadn.
Und wira dees vofchlunga hot,
Da heant da Bua, da kloani.
„Geh, Hansl,“ sagt dee Maam, „sei staad,
Weswegen thuast denn so woana?“
„Sichst, Muatta,“ schluchzt da kloane Hans,
„Dees thuat mi so vadrifzu,
Daß wegn dem kloana Stückl Gans
Dee Gans hot sterbn müassn.“

Ehr' Gutta!

Erzählung aus dem 15. Jahrhundert von M. Barad.



So heutzutage die
ausgedehnten

Safenbauten und schattenreichen Anlagen der schönen Bodenseestadt Bregenz sich befinden, standen zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts am öden, von den wilden Wogen des Sees ausgespülten Strande nur einige ärmliche Fischerhütten, aus Brettern leicht zusammengefügt, weit genug von der ungeheuern Wasserfläche entfernt, um gegen die anprallenden, vom Sturme gepeitschten Wellen geschützt

zu sein, und doch wieder nahe genug, um den Bewohnern derselben die Ausübung ihres beschwerlichen, nur wenig Gewinn bringenden und oft gefährlichen Gewerbes zu gestatten. Die uralte Stadt selbst, zu welcher schon damals der von ihr abgeordnete sogenannte Drain mit seiner Kirche und einigen wenigen Häusern gehörte, hatte bei weitem nicht die Ausdehnung der jetzigen Zeit. Sie lag eine ziemliche Strecke vom See entfernt als ein unregelmäßiges Viereck, von Mauern umschlossen, auf dem sanft sich verflachenden südlichen Hange des Pfänderberges, hoch überragt von dem turmreichen, wohlbesetzten Schlosse der damaligen Herren der Stadt, der Grafen von Montfort, deren Geschlecht inzwischen ebenso vergangen ist wie ihre stolze Burg. Von jenem verkünden nur noch einige prunkende Leichensteine, daß es einst existierte, — von dieser aber sind nur bröckelnde Ruinen übrig. Ja selbst die Anhöhe, welche die Burgrümmen trägt, hat im Laufe der Zeit ihren einstigen Namen „Schloßberg“ ungewandelt in „Gebhardsberg“, denn aus dem Schospe der Mauerreste erhebt sich jetzt ein zu Ehren des heiligen Gebhard erbautes und nach ihm benanntes Kirchlein, das auch der Stätte, auf welcher es fußt, den Namen verlieh.

„Das Alte stirbt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

An einem herrlichen Morgen des Jahres 1407 saß vor der Thüre einer der oben erwähnten Fischerhütten ein junges Mädchen, emsig damit beschäftigt, ein beim letzten Fischfang schadhast gewordenes Netz auszubessern, indem es mit linken Fingern die gebrochenen Schnüre durch neue erstellte und diese kunstgerecht gekreuzt mittelst starker Knoten mit den alten, unbeschädigten verband, so daß nur ein sehr geübtes Auge eine solcherweise ausgebesserte Stelle erkennen

Großer Volkskalender für 1888.

konnte. Das Mädchen mochte etwa sechzehn Jahre zählen, war von kleinem, zierlichem Wuchs, jedoch für sein Alter ungemein kräftig entwickelt und offenbar italienischer Abstammung, wie die auffallend schönen und regelmäßigen Züge, die großen dunkeln Augen, die etwas gebräunte Gesichtsfarbe und das blauschwarze, über der Stirne gescheitelte und gewellte Haar zur Genüge erkennen ließen. Auch die zwar ärmliche, aber sauber gehaltene Kleidung des Mädchens ließen hierauf schließen, denn es trug das rote, ärmellose, über den Brustfalten des groben Hemdes geschnürte Mieder und den kurzen dunkelblauen Rock der italienischen Bauernmädchen, jedoch ohne das charakteristische nationale Kopftuch. Kopf und Hals waren völlig unbedeckt und ebenio entkehrten die zierlich geformten Füße sowohl der Schuhe als der Strümpfe.

Die Jungfrau widmete sich mit vollster Aufmerksamkeit ihrer Arbeit. Nur bisweilen hielt sie in derselben inne, um nach der nur angelehnten Thüre zu lauschen, hinter welcher hin und wieder die roh scheltende Stimme eines Mannes hörbar wurde. Ein Blitz des Zornes leuchtete dann jeweils auf in ihren dunkeln Augen, tiefer sentte sie das gebräunte Antlitz auf ihre Arbeit herab und ihren zusammengepreßten Zähnen entfloß eine leise Verwünschung. Als aber endlich der scheltende Mann mit einem wilden Fluche die Thüre aufriß und auf den schmalen, zwischen See und Hütte gelegenen Vorplatz trat, da richtete das Mädchen trotzig den Kopf auf und sprach: „Was zankt Ihr schon wieder in aller Frühe? Ihr wißt doch, die Mutter ist krank!“

Höhnisch lachte da der Mann auf. „Krank?“ rief er heftig, „sag lieber betrunken, dann wirst du ihrer Krankheit den rechten Namen geben!“

„Nein,“ sprach das Mädchen ruhig, „die Mutter trinkt niemals!“

„Und ich sage, sie thut's!“ schrie der Mann, der Eigentümer der Hütte und Stiefvater des jungen Mädchens. „Zum Teufel, ich muß dies besser wissen als du, Gutta: gestern Abend war der Weinkrug, welchen ich in die Stubenecke gestellt hatte, noch fast voll und jetzt ist er mehr als zur Hälfte geleert!“

„Dann,“ sprach Gutta kühn, „habt Ihr selbst das Fehlende getrunken — wie gewöhnlich!“

Der Fischer warf ihr einen bösen Blick zu. „Schweig, dummes Ding,“ rief er wild. „Wenn ich auch ein- oder zweimal einen Schluck davon genommen habe —“

„Nun, seht Ihr,“ unterbrach ihn das Mädchen etwas verächtlich lächelnd, „wenn Ihr Euch ordentlich besinnt, so fällt Euch vielleicht ein, daß dies nicht ein- oder zweimal geschah, sondern daß Ihr drei- bis viermal den Krug an den Mund setzet!“

Dunkle Zornesröthe stieg nach diesen Worten, die der Wahrheit nur allzunah zu kommen schienen, in des Fischers Antlitz auf. „Mach mich nicht wild,“ schrie er, grimmig die Fäuste ballend, „ich weiß, was ich weiß, und ich bleibe dabei: die alte Bettel hat den Wein getrunken, wie schon oft, — deshalb redet sie auch so verwirrt!“

Mit einem Ruck sprang Gutta da auf. „Redet nicht so von der Mutter,“ rief sie mit blickenden Augen, „ich kann's nicht ertragen, daß Ihr sie so gegen Eure bessere Überzeugung schmähet, denn Ihr wißt so gut

6

wie ich, daß die unglückliche Frau nicht mehr klar zu denken und zu reden vermag seit dem Tage, da der See meinen armen Halbbruder Burkhard, Euer Sohnlein, verschlang: der Gram, nicht der Wein, hat ihr den Geist verwirrt!"

Es war merkwürdig, welche Wirkung diese Worte auf den wütenden, halbtrunkenen Fischer hervorriefen. Die heftige Antwort, die er Gutta nach ihren ersten Worten zugebracht hatte, kam so wenig von seinen Lippen, als sein drohend erhobener Arm zum Schlage niederfiel, um sie für ihre Kühnheit zu züchtigen. Mehr und mehr wich der Ausdruck des Zorns in seinen Gesichtszügen dem des Schmerzes; langsam sank sein Arm an die Seite und sein Haupt auf die Brust herab und endlich schlug er beide Hände vor das Antlitz und flüsterte tief aufseufzend leise den Namen seines Sohnes: „Burkhard, armer Burkhard!"

Gutta störte durch keinerlei weitere Entgegnung das so plötzlich in dieser rohen Natur erwachte edlere Gefühl des Vater Schmerzes. Still nahm sie wieder Platz auf der an der Hütte angebrachten Bank und setzte ihre unterbrochene Arbeit wieder fort. Als aber ihr Stiefvater, ohne sich ihr nochmals zuzuwenden, schweigend nach der Stadt schritt, legte Gutta die Hände in den Schoß und lehnte den Kopf zurück an die Bretterwand der Hütte, um träumerisch hinauszublicken über die unbewegte glatte Fläche des Sees, über welchem sich der reine azurblaue Himmel wölbte und in dessen kristallklarer Flut sich die grünen Halben und die herrlichen, hochauftretenden Berge des schweizerischen Ufers wieder spiegeln, weithin bis in die unabsehbare nebelgraue Ferne, wo der Konstanzer Dom emporrage. Kein Schiff oder Segel war weit und breit sichtbar, denn die Luft war vollkommen ruhig; nur einige Möven schwebten widerlich kreischend über der ungeheuern Wasserfläche und schossen bisweilen blischnell nieder zu dem blauschimmernden Seespiegel, um einen an der Oberfläche schwimmenden Fisch seinem nassen Elemente zu entreißen und in den scharfen Fängen dem Lande zuzutragen.

Gutta schien jedoch kein Auge zu haben für das wunderbar liebliche Bild, das sich ihr darbot. Ihr Blick haftet ziellos im Ather, während an ihrem innern Auge Bilder vorüberzogen, welche allem Anscheine nach durch sehr traurige Erinnerungen in ihrer Seele erweckt wurden, denn ihre Augen füllten sich dabei mit Thränen, die langsam über ihre Wangen herabfloßen. Und wohl hatte das junge Mädchen Grund zu weinen bei dem täglichen Anblick der rohen Behandlung, welche ihrer bedauernswerten Mutter vonseite des Mannes widerfuhr, dem diese die Hand zu einer zweiten, höchst unglücklichen Ehe gereicht hatte. Es war dies um so schmerzlicher für Gutta, als sie sich noch recht wohl ihres verstorbenen Vaters und seiner Liebe für die Mutter und sie selbst erinnerte. Es war der innigste Herzensbund gewesen, den ihre aus dem schönen Italien stammenden Eltern geschlossen, und trotz ihrer Armut hatten sie glücklich und zufrieden gelebt von dem kargen Verdienst, welchen Guttas Vater als trefflicher Holzschnitzer und Strohflechter, ihre Mutter aber als geschickte Spizentlöpplerin für den kleinen Haushalt dadurch erwarben, daß sie über die Berge wandernd ihre Arbeiten bald da bald dort zum Verkaufe boten. Auf einem dieser Züge aber — Gutta, welche die Eltern wie gewöhnlich begleitete, zählte damals neun Jahre — wurde ihr treubeforgter Vater Antonio in der Nähe von Norischach von unbekannter Hand erschlagen und seiner ganzen Habe beraubt, so daß seiner unglückseligen

Witwe nicht einmal mehr so viel übrig blieb, daß sie die Reise in die Heimat hätte antreten können. Sie blieb daher vorerst in Norischach, bei dem Grabe ihres Gatten, und zog später nach Bregenz, wo sie von ihrer Hände Arbeit und von milden Gaben lebte, die dem armen Weibe überall, wo die Not sie zwang anzuklopfen, besonders aber im Gräßlich Montfortischen Schlosse reichlich gespendet wurden. Nach Jahresfrist aber bot der Fischer Gottlieb Strecker der noch jungen und hübschen Witwe seine Hand zum Ehebündnis und nach langem Widerstreben nahm diese, mehr der zwingenden Notwendigkeit als ihrem Herzen folgend, dieselbe auch wirklich an und wurde solcherweise das Weib des am Seestrande wohnenden Fischers. Aber sie fand weder Glück noch Zufriedenheit in dieser zweiten Ehe. Der Fischer war ein roher, dem Trunk ergebener, streit- und händelsüchtiger Mensch, der seinem armen Weibe viel schlimme Tage bereitete, besonders seit jener Unglücksstunde, die ihm und ihr den kleinen Burkhard geraubt hatte. Der vierjährige Knabe war, ohne daß die Mutter es bemerkt hatte, während eines Sturmes vor die Hütte gelaufen und von einer riesigen Welle in den See gespült worden, in welchem er ertrank. Strecker war seit jenem Tage noch roher gegen seine Frau als vorher, denn er beschuldigte sie, das Unglück durch Mangel an Aufsicht veranlaßt zu haben. Das arme Weib aber nahm sich dieses, wiewohl völlig unbegründeten und ungerechten Vorwurfs dermaßen zu Herzen, daß es darüber in Tiefinn verfiel, der sich mit der Zeit mehr und mehr bis zum vollständigen Trübsinn steigerte.

Dies waren die traurigen Gedanken, welchen Gutta in diesem Augenblicke nachhing und die um so schmerzlicher für sie waren, als sie leider die Gewißheit hatte, daß ihr Stiefvater gegenwärtig ernstlich darauf bedacht war, sich die verhasste Stieftochter vom Halse zu schaffen. Ein benachbarter Fischer, Dietrich Braun, verfolgte sie schon seit längerer Zeit mit Liebesanträgen, und ihr Stiefvater begünstigte seine Absichten so sehr, daß er ihr wiederholt rund heraus erklärt hatte, wenn sie nicht einwillige, Dietrichs Weib zu werden, so jage er sie aus dem Hause, da er sie nicht länger füttern wolle. Aber Gutta wollte lieber sterben, als dem „roten Dietrich" angehören. Sie empfand nicht nur keine Zuneigung für den häßlichen, blatternarbigen Kottkopf, sondern verabscheute ihn vielmehr als einen arbeitscheuen, verdorbenen und gewissenlosen Menschen, der, wie man allgemein von ihm behauptete, für Geld zu jedem Verbrechen fähig war. Sie hatte deshalb der Drohung ihres Stiefvaters eine ebensolche entgegengelegt, indem sie ihm mit aller Entschiedenheit erklärte, sie lasse sich nicht von der Seite ihrer kranken Mutter vertreiben und werde gegen jeden derartigen Versuch die Hilfe der edlen, ihr wohlwollenden Gräfin von Montfort anrufen. Dies hatte den rohen Menschen doch gewaltig eingeschüchtert; er behandelte Gutta seither etwas rücksichtsvoller und wagte, obgleich er keineswegs auf den Plan ihrer Verheiratung mit Dietrich verzichtete, wenigstens nicht mehr von Aus-dem-Hause-jagen zu reden. Schlecht genug aber hatte sie's trotzdem noch immer im Hause ihres Stiefvaters und leider bot sich keinerlei Aussicht, daß hierin eine Besserung eintreten werde.

Alles dies erwog Gutta jetzt in ihrem Herzen, und ihr selber unbewußt, füllten sich dabei ihre Augen mit Thränen, die freilich, wie sie sich gestehen mußte, auch noch einen andern Grund hatten. Nicht der Abscheu vor dem roten Dietrich allein hatte ihr unmöglich

gemacht, den Anträgen desselben ein geneigtes Ohr zu schenken: es war vielmehr die Liebe, die heiße und innige Liebe, welche sie mit der ganzen Blut ihres südländischen Blutes für einen andern empfand, für einen Jüngling, ebenso schön und herrlich, als Dietrich häßlich und verabscheuenswürdig war, ebenso edel und vornehm, als der letztere gemein und niedrig war, — für den Junker Konrad von Montfort, den Sohn des mächtigen Grafen und Schlossherrn.

Schon seit mehreren Wochen war der Junker fast täglich herabgekommen an den See, um dem Vergnügen des Fischens obzuliegen, doch war dies, wie Gutta bald bemerkte, nur das Mittel, um — ohne daß dies bei einem so vornehmen Herrn aufgefallen wäre — sie selbst sehen und mit ihr verkehren zu können. Seine Blicke und die an sie gerichteten Worte machten ihr dies klar, und obwohl er bisher nie ein Wort von Liebe gesprochen hatte, erriet sie doch, daß sein Herz in Liebe für sie schlage. Was Wunder war es, daß auch in ihrem jungen Herzen die Liebe erwachte für den schönen, edlen Jüngling und daß er bald der Abgott desselben wurde?

Blötzlich ward Gutta aus ihrem Nachsinnen emporgeschreckt. Eine Hand hatte sich auf ihre Schulter gelegt und eine ihr wohlbekannte Stimme rief sie leise bei Namen. Verwirrt sprang sie auf, denn ihr zur Seite stand er, bei welchem ihre Gedanken soeben verweilt, Junker Konrad, der wie gewöhnlich so auch heute mit seiner über die Schulter gelegten Angelrute gekommen war, um zu fischen. Er schien die Absicht zu haben, sich, wie er bisweilen that, von dem Fischer eine kurze Strecke in den See rudern zu lassen, an eine Stelle, wo die größern Raubfische, die Hechte, Barsche und Forellen, zu stehen pflegten. Er trug nämlich zu diesem Zwecke einen Behälter mit kleinern lebenden Fischen in der Hand, welche, an der Angel befestigt, als Köder für die Raubfische dienen sollten.

„Ist dein Vater zu Hause, Gutta?“ fragte der Junker das junge Mädchen mit einem freundlichen Grusse.

„Nein, gnädiger Herr,“ erwiderte Gutta mit einem tiefen Ruz, „er ist vor kaum einer Viertelstunde nach der Stadt gegangen!“

„Wird er bald von da zurückkehren?“ fragte Konrad weiter.

„Ich glaube kaum,“ antwortete das Mädchen abermals knirschend; „wenn der Vater — Geschäfte halber zur Stadt geht, kehrt er nie vor Mittag zurück!“

Ein kaum bemerkbarer Bliz der Freude zuckte da über des Junkers Antlit; die Nachricht schien ihm eine höchst willkommene zu sein. Sofort verschwand jedoch dieser Ausdruck wieder aus seinen Zügen und scheinbar ärgerlich erwiderte er: „Verwünscht — das ist mir unangenehm! Ich hatte sicher darauf gezählt, daß er mich an diesem zum Fischen so sehr günstigen Morgen in den See rudern würde; doch,“ fuhr er fast unmittlbar darauf fort, „was bedarf's schließlich deines Vaters? Du, Gutta, bist ja des Ruderns trefflich kundig und kannst den Nachen wohl sicher statt seiner hinaus-treiben an die Stelle, die ich dir bezeichnen werde!“

Unwillkürlich erröthete die Jungfrau; instinktiv scheute sie davor zurück, ganz allein mit dem jungen vornehmen Herrn in dem kleinen Kahn, fern vom Strande inmitten des Sees zu sein. „Verzeiht, Herr Junker,“ entgegnete sie fast verlegen, „mir wird dies unmöglich sein; meine Mutter wäre in diesem Falle allein zu Hause und dies darf leider nicht geschehen, da, wie Ihr vielleicht wißt, ihr Verstand getrübt ist und zu befürchten wäre, daß sie irgend ein Unheil anstellen oder gar sich ein Leid's anthun würde!“

Aber der Jüngling schien die Einwendung nicht gelten lassen zu wollen. Mit dem Fuße stieß er die Thüre der Hütte auf und blickte ins Innere derselben. „Deine Mutter schläft,“ sprach er, auf die ärmliche Piegerrstatt zeigend, auf welcher die unglückliche Frau ruhte, „und ehe sie erwacht, sind wir wieder zurück!“

Gutta überzeugte sich durch einen flüchtigen Blick, daß der Junker die Wahrheit gesprochen, aber dessemungeachtet schien sie nicht gewillt, seinem Wunsche zu willfahren. „Es geht nicht, gnädiger Herr Junker,“ sprach sie einfach.

„Weshalb denn nicht?“ erwiderte er drängend.

„Fürchtest du dich etwa vor mir?“ Gutta hatte bei ihren letzten Worten verlegen den Kopf gesenkt, jetzt erhob sie ihn wieder und schaute dem Junker fast trotzig in das feine Antlit. Als sie aber seinem Blicke begegnete, schlug sie hocherröthend ihr Auge wiederum zur Erde und sprach leise: „Nein, gnädiger Herr, — Euch fürchte ich nicht!“

„Nun denn,“ rief der schöne Jüngling lächelnd, „wenn nicht mich, wen sonst? — doch nicht den See?“

Gutta schlug eine helle Wache auf. „Den See?“ rief sie lustig. „Nein, Herr Junker, auch diesen fürchte ich nicht. Wir beide kennen einander zu genau, als daß ich Furcht vor ihm empfinden sollte, der See ist mein bester Freund und — Freunden vertraut man!“

„Wohlan,“ sprach Konrad jetzt, indem er ihre Hand ergriff, „so vertraue auch mir, denn auch ich bin dein Freund; sag mir, wen oder was du sonst noch fürchten könntest, wenn du mich fahren würdest?“

Abermals erröthete die Jungfrau und senkte, die Antwort schuldig bleibend, den schönen Kopf. Dann aber, wie um den Fragen des Junkers ein Ende zu machen, entzog sie ihm hastig ihre Hand und rief mit einem schnellen Entschlusse: „Kommt, ich will Euch fahren!“

Mit diesen Worten eilte Gutta schnellen Schrittes zum Strande und löste die um einen Pfloz geschlungene Kette des dort liegenden Rahnes. Hastig sprang sie sodann zuerst in diesen, ergriff das Ruder und trieb mit einem kräftigen Schlage das Vordertheil des kleinen Fahrzeugs dicht an den Strand, um dem Junker Gelegenheit zu geben, mit möglichster Schonung seiner feinen, mit rotem Samt ausgegeschlagenen Schuhe ins Innere des Rahns zu gelangen. Konrad leistete dieser stummen Aufforderung zum Einsteigen auch alsbald Folge und setzte sich, zwei Schritte von Gutta entfernt, auf ein quer über den Kahn gespanntes, als Bank dienendes Brett, worauf das Mädchen das Ruder tief ins Wasser senkte und mit einem Ruck den schwankenden Kahn in den See trieb. Den auf sie gerichteten Blick des Junkers vermeidend, ruderte Gutta hierauf stetig weiter und weiter, ohne Zweifel in der Meinung, daß ihr der Junker durch einen Zuruf bedeuten würde, wenn der Kahn halten solle. Aber vergeblich wartete sie auf einen solchen. Da hob sie endlich, ohne hiezu ermächtigt zu sein, das Ruder aus und sprach: „Jetzt, Herr Junker, sind wir weit genug vom Strande — jetzt werst die Angel aus!“

Der Junker lächelte. „Später,“ sprach er leise, „zu- vor möchte ich noch ein wenig mit dir plaudern und dir sagen, daß ich jetzt weiß, weshalb du mich anfänglich nicht fahren wolltest.“

Unwillkürlich erhob Gutta den Blick und schaute den Junker erwartungsvoll an.

„Es geschah deshalb,“ fuhr der Junker langsam und leise fort, „weil du besorgtest, ich würde, allein mit dir auf dem weiten See und von niemand gestört oder beobachtet, die Gelegenheit nützen, um dir zu sagen, daß ich — dich schön und liebenswert fände.“

„Nein, gnädiger Herr,“ rief Gutta erglühend, „dies besorgte ich wahrlich nicht, denn — ich halte Euch für zu ehrlich, um ein armes Mädchen zu belügen!“
 „Dies würde ich auch niemals thun, Gutta!“ sprach der Junker betuernd, „und wenn ich daher jetzt zu dir sage: Gutta, ich liebe dich, so darfst du's für volle Wahrheit halten und —“

„Haltet ein,“ unterbrach ihn das Mädchen abermals mit fast ängstlichem Ausruf. „Redet nicht weiter — ich bitte Euch inständigst, gnädiger Herr!“

„Und weshalb solltet ihr nicht weiter reden?“ sprach der Junker. „Weshalb dir nicht sagen, was mir schon lange Herz und Sinn erfüllt? Warum wolltest du mich zwingen, unausgesprochen zu lassen, was ich dir schon oft gerne gesagt hätte?“

Gutta wandte den schönen Kopf ab und bedeckte ihr glühendes Antlitz mit beiden Händen. „Weil ich,“ sprach sie kaum hörbar, „vielleicht thöricht genug sein könnte, — Euren Worten zu glauben!“

Da erhob sich der Junker von seinem Sitze und nahm seinen Arm um Guttas Hüfte legend, neben ihr Platz auf der schmalen Ruderbank. „O glaube mir,“ sprach er eindringlich, „traue mir und meinem Worte: ich liebe dich, Gutta, — liebe dich voll heißer Inbrunst!“ Und sanft sie an sich ziehend,

entfernte er halb mit Gewalt Guttas Hände von ihrem Antlitz und küßte wieder und wieder ihren Mund, ihre Augen und Wangen. Gutta aber saß wie betäubt an des Junkers Seite und duldete widerstandslos seine Liebkosungen. Schweigend, mit an seine Brust gelehntem Kopfe lauschte sie dem Junker seiner Liebesworte und ein unendliches Glücksgefühl zog ein in ihre Brust. Als aber Konrad sie endlich mit bittendem Tone fragte, ob sie ihn wieder liebe, da schlang sie ihre Arme um des Junkers Nacken, blickte ihm innig ins Auge und sprach: „Ja, ich liebe dich — liebe dich von ganzem Herzen!“

Da schloß der Junker sie neuerdings an seine Brust und dankte ihr mit heißen Küßten und beredten Worten für das süße Glück, das sie ihm mit ihrer Liebe gewähre. „Immer und ewig,“ so schloß er, „will ich dir's danken, immer dich lieben und nie — niemals von dir lassen: ich schwöre dir's zu!“

Und Gutta sah ihm glücklich lächelnd ins Auge und

erwiderte: „Ja, ich glaube dir, glaube an deine Liebe wie an meine eigene, die endlos ist wie der blaue Himmel über uns, und tief wie der See unter uns. Ich glaube und vertraue dir, mein Geliebter, glaube an deine Treue, denn,“ fügte sie fast ängstlich bei, „Wenn sich je dein Herz von mir wenden würde, — wenn du uneingedenk deines Schwurs mich verließest: es wäre mein Tod!“

Aber der Junker beruhigte Gutta mit süßen Worten und versicherte sie wieder und wieder der Unwandelbarkeit seiner Liebe, daß sie sich bald aller sorglichen Gedanken entschlag und Hand in Hand mit dem Geliebten sich ganz dem Glücke, geliebt zu sein, überließ. So unter Blandern, Tändeln und Küßten entschwand wohl eine Stunde. Da plötzlich erscholl von der Hütte her über den See der langgezogene Ruf: „Gut-ta!“

Und die Jungfrau zuckte erschreckt zusammen. „Die Mutter ist erwacht,“ sprach sie, ängstlich nach dem Strande blickend, „sie ruft mich — ich muß heim!“



Schweigend, mit an seine Brust gelehntem Kopfe lauschte sie dem Junker seiner Liebesworte und ein unendliches Glücksgefühl zog ein in ihre Brust.

Der Junker wollte Einwendungen machen, aber Gutta ließ sich nicht länger von der Heimkehr zurückhalten. Hastig ergriff sie das Ruder u. trieb den Kahn dem Strande zu. Dort angelangt, sprang sie ans Land, und indem sie dem Junker überließ, die Kette des Fahrzeugs am Pflocke zu befestigen, eilte sie zu der rufenden Mutter und verschwand hinter der Thüre der Hütte. Der Junker aber raffte sein am Boden des Kahnes liegendes Angelgeräthe zusammen und trat den Heimweg nach seinem väterlichen Schlosse an.

Unmittelbar nachher tauchte aus dem Gezweige eines in der Nähe der Hütte stehenden Weidenbusches der häßliche Kopf eines rothaarigen Burschen auf. Es war der rote Dietrich, der, hier im Versteck liegend, den Junker und Gutta seit Antritt ihrer Seefahrt beobachtet hatte. Höhnisch lachte er vor sich hin. „Sieh, sieh,“ sprach er zu sich selber, „es ist mir doch recht lieb, daß ich jetzt weiß, weshalb die Jungfer Zimperlich so spröb gegen mich thut. Es geht doch nichts über das Lauschen!“

Es waren keine glücklichen Zeiten, in welchen die Bewohner der südlichen Bodenseegegenden dazumal lebten. Schon seit dem Jahre 1402 hatten sich die Appenzeller Landleute zur Abwehr der Bedrückungen des Abtes

Der Junker wollte Einwendungen machen, aber Gutta ließ sich nicht länger von der Heimkehr zurückhalten. Hastig ergriff sie das Ruder u. trieb den Kahn dem Strande zu. Dort angelangt, sprang sie ans Land, und indem sie dem Junker überließ, die Kette des Fahrzeugs am Pflocke zu befestigen,

von St. Gallen mit der Stadt St. Gallen verbündet. Der schlaue Abt Kuno von Staufeu wusste jedoch durch große Versprechungen die Stadt wieder von dem Bunde zu trennen und fiel nun, von den Adligen der Umgegend unterstützt, den Appenzellern ins Land. Diese aber erhielten Beistand von Schwyz und Glarus, besiegten den Abt bei Spiez, brachen hierauf mehrere Burgen ihrer adligen Wideracher und verbeerten das Stiftsland. Nun rief der Abt den Herzog Friedrich von Osterreich zu Hilfe, welcher auch bald, verbündet mit dem thurgauischen Adel, zwei Heere gegen „die Bauern“ führte. Aber die Appenzeller, unter dem Heerbefehl des Grafen von Werdenberg, welcher seinem Stande entsagt hatte und schlichter Landmann geworden war, gingen den Osterreichern entgegen und schlugen sie in den Schlachten am Stoß, bei Hauptlisburg und an der Wolfshalde. Jubelnd brachen sie jetzt auch die Burgen der thurgauischen Adligen und unternahm sodann im Jahre 1407 einen Rachezug gegen die im westlichen Tirol und in Vorarlberg ansässigen Ritter und Grafen. Sie wandten sich zunächst gegen die im äußern Walgau bei Gögis gelegenen beiden Montfort'schen Burgen Neu-Montfort und Sonderburg, welche nach kurzem Widerstande fielen und zerstört wurden. Dann zogen sie vor Feldkirch und die gleichfalls den Montforts gehörige Schattenburg und — die Bewohner des untern Rheinthal's und insbesondere die Bregenzer atmeten auf; denn die Letztern vor allen hatten Grund, zu befürchten, die Appenzeller würden jetzt zur Belagerung ihrer Stadt schreiten, da der ihnen verhaßte Landvogt von Thurgau, der als Minnesänger berühmt gewordene Graf Hugo von Montfort, der Freund Friedrichs von Osterreich, sich nach Bruch seiner thurgauischen Burg zu seinem Bruder Konrad geflüchtet hatte und von Burg Montfort aus Himmel und Erde in Bewegung setzte, um ein neues Heer zur Rache nahme an den „übermüthigen Bauern“ aufzubringen. Dadurch aber, daß diese wider alles Erwarten nach Einnahme der Burgen im äußern Walgau Nieme machten, auch ins innere Walgau einzufallen, schien zunächst die Gefahr für Bregenz und die Burg Montfort abgewendet und frohe Zuversicht begann daher wieder in aller Herzen Wurzel zu fassen, sowohl in der Stadt als auch besonders auf der Burg der schwergeprüften und geschädigten Grafen von Montfort.

Dies war der Stand der Dinge zu Anfang des Monats Oktober im Jahre 1407.

Trübe Wolken lagerten über dem Bodensee, der von wildem Sturme gepeitscht hochauf seine empörten Wogen türnte und sie brausend nach dem Ufer wälzte, daß sie sich donnernd am Rande desselben brachen und weithin das angrenzende Land mit schäumendem Gischt bespritzten.

Es war ein großartiges Schauspiel, das der See in seiner wilden Erregtheit bot, fast schöner noch zu schauen als jenes, das er in der ganzen Lieblichkeit jenes Maimorgens zeigte, von welchem eingangs unserer Erzählung die Rede war.

Wieder wie damals saß Gutta vor der Thüre der elterlichen Fischerhütte und ebenso wie dazumal glänzten Thränen in ihren Augen, während sie mit finster zusammengezogenen Brauen hinausschaute über den wildwogenden See. Damals weinte sie wegen der Gefahren, welche ihrer gleich einem Heiligthum im Herzen verschlossenen Liebe durch einen rohen Stiefvater und einen verhaßten Werber drohten, heute aber galten ihre Thränen der Zerstörung alles ihres Liebes- und Lebensglüdes durch — eben den Mann, welchen sie so heiß

geliebt hatte, durch den Junker Konrad, welcher, ihrer überdrüssig, sie verlassen und elend gemacht hatte, — Konrad, welcher am heutigen Morgen der schönen Gräfin Kunigunde von Hohenems seine Hand zum ewigen Bunde gereicht hatte und gegen Abend — in etwa einer Stunde — mit ihr einziehen sollte auf der stolzen Burg seiner Ahnen. Darum prangte auch heute Schloß Montfort in festlichem Schmucke und deshalb wehten von den Mauern und Zinnen die Banner und Standarten der beiden neuvereinten Familien mit ihren verbundenen Wappen. Hoch oben aber auf dem Hauptturme flatterte stolz die Fahne mit den Farben und dem Wappen des Hauses Montfort: der roten Kirchenfahne mit den drei goldenen Ringen im silbernen Felde.

Gutta sah nichts von der großartigen Schönheit des wildbewegten Sees, hörte nicht das Brausen seiner hochgehenden Wogen und fühlte nicht den spritzenden Schaum, der ihre nackten Füße benetzte. Unbeweglich saß sie, den Kopf auf die geballte Faust gestützt, und starrte vor sich hin; nur die unaufhaltsam über ihre bleichen Wangen rinnenden Thränen verrieten, daß sie lebte — und fühlte.

Plötzlich zuckte sie zusammen; es war ihr, als höre sie den Uferstrand unter eilig sich nahenden Schritten knirschen. Eine jähe Röthe ergoß sich über ihr Antlitz und wie ein Schimmer von freudigem Hoffen flog es über ihre starren, gramgefüllten Züge: für einen Moment konnte sie wähnen, der sich Nahende sei Junker Konrad, der treulose — noch immer geliebte. Sie schaute auf und — blickte in das häßliche Gesicht des roten Dietrich.

„Guten Morgen, Gutta,“ begann dieser, nachdem er sich einen Augenblick an der bestürzten Miene des Mädchens geweidet hatte. „Dast wohl einen andern als mich erwartet? Aber,“ fuhr er, mit dem Finger nach dem fahnenbesetzten Schlosse deutend und höhnisch dabei grinsend, fort, „der wird schwerlich wiederkommen, der hat jetzt keine Lust mehr — zu fischen!“

Gutta wandte sich erröthend ab. „Ich verstehe dich nicht,“ stammelte sie verlegen.

„Sieh, sieh,“ lachte der Rote, „du verstehst mich nicht, und ich rede doch so deutlich. Ich meine, der Junker Konrad wird sich jetzt nicht mehr von dir — in den See fahren lassen!“

Gutta biß sich auf die Lippen. „Was kümmert's mich und — dich?“ rief sie zornig.

„Je nun,“ erwiderte Dietrich achselzuckend, „mir freilich braucht nicht viel daran zu liegen, wohl aber dir!“

Erschreckt schaute das Mädchen in das höhnische Gesicht Dietrichs. „Was willst du damit sagen?“ fragte sie in ängstlicher Spannung.

Der Rote kniff pöflich ein Auge zu und sprach: „Das weißt du nicht, Gutta? Wohl, ich will dir's erklären, will dir sagen, daß ich recht gut weiß, wie der Herr Junker zu fischen beliebt. Siehst du dort jenen Weidenbusch? Nun denn, ich sitze gern im schattigen Gezweig eines solchen, denn ohne selbst gesehen zu werden, kann man darin so manches sehen, was sonst immer ein Geheimnis bliebe. So sah ich, beispielsweise sei's gesagt, wiederholt, wie du den Junker hinausgerudert in den See, weit hinaus, so daß ich trotz meiner scharfen Augen nicht recht sehen konnte, wie sich der vornehme Fischer — beim Angeln anstellte!“

Dietrich machte eine Pause und Gutta atmete erleichtert auf; schon hoffte sie, der nichtswürdige Lauscher habe seine Absicht nicht erreicht und wolle ihr mit

seiner Erzählung nur eine Falle stellen, um sie zu einer unvorsichtigen Auserung und zum Verraten ihres Geheimnisses hinzureißen. „Nun, was ist da weiter dabei?“ sprach sie verächtlich lächelnd. „Um dies zu sehen, hättest du nicht nötig gehabt, in den Busch zu kriechen wie ein Fuchs oder Hund, der auf eine Beute lauert!“

Dietrich lächelte verschmüht und nickte dabei zustimmend mit dem Kopfe. „Allerdings,“ sprach er, „du hättest vollkommen recht, wenn dies — alles gewesen wäre, was ich sah!“

Gutta's Mienen nahmen wieder den Ausdruck lebhafter Besorgnis an, die sie vergeblich zu verbergen sich bemühte. „Wirklich?“ sprach sie etwas unsicher, „was hast du denn noch entdeckt?“

„D nicht viel,“ entgegnete der Rote, dem dieses Schweben seines Opfers zwischen Furcht und Hoffnung Freude zu machen schien, „ich bemerkte nur, daß der Junker bei der Rückkehr niemals auch nur einen einzigen kleinen Fisch gefangen hatte. Dies kam mir sonderbar vor,“ fuhr er höhnisch fort, „denn gerade an jener Stelle, wo der Rachen gewöhnlich hielt, giebt es Fische — viele schöne und große Fische, aber wie gesagt: keinen Schwanz, keine Flosse von einem Fisch brachte er heim. Da beschloß ich, der Sache auf den Grund zu kommen und — ich kam ihr auf den Grund!“

Dietrich machte abermals eine Pause, während welcher Gutta kaum zu atmen, viel weniger eine Frage zu stellen wagte. Der Rote aber beugte seinen Kopf tiefer zu dem Mädchen herab und fuhr, seine Stimme fast zum Flüsteren dämpfend, in seiner Erzählung fort: „Eines Abends — es war am 24. Juli — fuhrst du den Junker wieder hinaus. Es fing bereits an zu dämmern und der See war ziemlich bewegt. Holla, dachte ich bei mir, wer jetzt fischen will, ist entweder ein Dummkopf oder ein großer Pfiffikus, der schon weiß, wie er sein Fischlein locken muß; solltest doch einmal sehen, wie sich die Sache verhält, vielleicht kannst du von dem schönen Junker etwas lernen. So dachte ich, kroch auf dem Bauche aus meinem Busch hervor zum Strande des Sees und schlüpfte ins Wasser. Vorsichtig, ohne Geräusch zu machen, schwamm ich dem Rachen nach — du weißt ja, ich schwimme und tauche wie eine Ente — und war stets darauf bedacht, mich in so gehöriger Entfernung zu halten, daß mein häßlicher roter Kopf nicht



Dietrich machte abermals eine Pause, während welcher Gutta kaum zu atmen, viel weniger eine Frage zu stellen wagte.

von euch gesehen werden konnte. Manchmal, wenn mir's nötig schien, tauchte ich auch unter, schwamm eine weite Strecke unterm Wasser fort und hob endlich den Kopf wieder gerade so weit in die Höhe, als nötig war, eine Nase voll Luft zu schöpfen. So kam ich euch allmählich näher und näher und so sah ich denn endlich, daß der Junker — kein Dummkopf war; er hatte ein Fischlein gefangen, das seines Herzens Freude zu sein schien, denn er hielt es in den Armen und küßte es —“

„Still, um Gottes willen still!“ rief Gutta, ihr Antlitz mit den Händen bedeckend. „Kein Wort weiter, — ich — — ich bitte dich!“ fügte sie, ihren Widerwillen bezwingend bei. Dann aber, nach einer kleinen Weile des Bedenkens, richtete sie ihre dunkeln Augen

durchdringend auf Dietrich und sprach: „Warum sagst du mir dies alles?“

„Ich wollte dir fürs erste zu wissen thun, daß ich dein Geheimnis kenne!“ erwiderte Dietrich.

„Wohl, du weißt also, daß ich des Junkers Geliebte bin —“

„Das heißt,“ unterbrach sie der Rote höhnisch, „daß du kein Liebchen warst, denn du bist es nicht mehr — du bist eine Verlassene!“

Gutta senkte den Blick auf ihre im Schoß gefalteten Hände und schwieg. Da setzte sich Dietrich, ohne lang um Erlaubnis zu fragen, dicht neben sie auf die Bank und fuhr, seinen Mund ihrem Ohre nähernd, leise flüsternd fort: „Dann aber habe ich dir's gesagt, weil ich weiß, daß sich die Liebe einer Verlassenen in Haß verwandelt —“

Mit einem Ruck richtete Gutta bei diesen Worten ihren Kopf auf und wendete ihre blickenden Augen dem Roten zu. Dieser aber bemerkte mit geheimer Freude die Wirkung seiner Worte und vollendete den Gedanken seines begonnenen Satzes, indem er fortfuhr: — — „und daß die Betrogene nur noch ein Gefühl kennt — das der Rache!“

Wie elektrifiziert sprang Gutta jetzt auf. Rache, ja das war das rechte Wort, dies das einzige Gefühl, das sie durchbebt; der einzige Wunsch, dessen ihr verratenes und zerrissenes Herz noch fähig war; Rache wollte und mußte sie haben, Rache an ihm, der sie elend gemacht; und Rache an ihr, um derentwillen Konrad sie verlassen. „Ja,“ rief sie mit den Zähnen knirschend, „ich will mich rächen, — Schmach und Schande über mich, wenn ich's nicht thue! Aber wie,“ fuhr sie,

die geballte Faust an die Stirne pressend, fort, „wie kann ich's erreichen, — was kann ich thun, ich, die arme Fischerdirne gegen den mächtigen, vornehmen Herrn?“

Da faßte Dietrich die Hand des in wilder Leidenschaft glühenden Mädchens und sprach langsam, mit nachdrücklicher Betonung jedes einzelnen Wortes: „Du kannst dich rächen, wenn du nur willst; — kannst Vergeltung üben an dem vornehmen Herrn, der dich ungestraft betrügen zu dürfen glaubte, weil du nur eine niedrige Fischerstochter bist, — du kannst ihm an seinem Hochzeitstage Wermut in den Freudenbecher gießen: du kannst verhindern, daß er da oben seine Brautnacht feiert!“

„Wie — wie?“ rief Gutta jetzt mit blühenden Augen, „sage mir, wie ich dies erreichen kann!“

„Ich will es thun,“ erwiderte der Kote ruhig, „doch nicht umsonst!“

„So nenne den Preis!“

„Willige ein, mein Weib zu werden, und ich zeige dir den sichern Weg, der dich zu deinem Ziele führt!“

Gutta schauderte, aber der Sonnenschein ihres Glücks war ja ohnehin verblichen, ihr ganzes Leben zertrübt: was lag ihr daran, wenn sie den Rest desselben weibel „Woblan,“ sprach sie entschlossen, „wenn mir durch deinen Rat wirklich möglich wird, meine Rache zu befriedigen, — wenn sich erfüllt, was du mir versprichst, so mag es sein, so will ich dir — angehören!“

„Du gelobst es mir?“

Gutta sah ihn stolz an. „Wenn ich etwas verspreche,“ erwiderte sie, „so halte ich's, auch ohne Gelöbniß!“

„Gut, gut,“ antwortete Dietrich, befriedigt mit dem Kopfe nickend, „ich will deinem Worte vertrauen. Höre also: du weißt ohne Zweifel, — doch,“ unterbrach er sich plötzlich wieder, indem er sich sorgfältig nach allen Seiten umsah, „bist du auch sicher, daß uns niemand hören kann?“

„Niemand,“ gab Gutta zur Antwort.

„Auch deine Mutter nicht?“

„Die Mutter?“ entgegnete das Mädchen schmerzlich, „du weißt es ja, sie ist irrsinnig und vollkommen teilnahmslos für alles, was vorgeht; sie selbst,“ fügte sie nach einem kurzen Blick durch das halbgeöffnete Fenster bei, „dort sitzt sie am Herd und starrt in die Glut!“

„Hm!“ brummte Dietrich, nachdem er sich von der Richtigkeit des Gesagten überzeugt hatte, „ich will gleichwohl das Fenster schließen; gut ist gut und besser ist besser!“

Mit diesen Worten drückte er den Fensterflügel zu und begann sodann, wiederum neben Gutta Platz nehmend, nochmals seine unterbrochene Auseinandersetzung.

„Es ist dir ohne Zweifel bekannt, daß die Appenzeller mit unserm Grafen in Fehde liegen und schon drei seiner Burgen im Walgau gebrochen haben. Ebenso weißt du wohl, daß sie nach Zerstörung der Schattenburg, ohne sich um unsere Stadt und das Schloß da oben zu kümmern, ins innere Walgau eindringen — nicht wahr, dies ist dir doch bekannt?“

Gutta nickte mit dem Kopfe. „Ich weiß es,“ erwiderte sie, „und wie ganz Bregenz, so freute auch ich mich, daß allem Anscheine nach die Schrecken und Gefahren einer Belagerung von uns abgewendet sind!“

Dietrich lächelte hämisch. „Wenn du dich hierüber freust,“ sprach er leise, „so warst du unklug und — voreilig, denn wisse: sie haben sich nur scheinbar von Bregenz abgewendet; heute nacht wollen sie die Burg und die Stadt überrumpeln!“

„Jesus!“ rief da Gutta in jähem Schrecken aus, aber

Dietrichs Hand verschloß ihr alsbald die Lippen, daß sie unfähig war, noch etwas beizufügen.

„Still!“ raunte er ihr zu, „willst du unser Geheimniß verraten? Willst du's in die Welt hinausstreuen, daß — deine Rächer nahe sind?“

„Meine Rächer? — Die Appenzeller wären meine Rächer?“

„Ja,“ entgegnete Dietrich mit Entschiedenheit, „sie sind's! Die Appenzeller werden thun, was dir, der armen Fischerdirne, unmöglich wäre; sie, zweihundert tapfere, kampfgelübte Männer werden es vollbringen, wenn — ich und du ihnen hierzu behilflich sein werden!“

Gutta zuckte kaum merklich zusammen und richtete ihren Blick fragend in das häßliche Antlitz des Versuchers. „Du und — ich?“ sprach sie. „Wie und auf welche Weise?“

Dietrich blickte vorsichtig nochmals rings umher, dann erst, nachdem er sich überzeugt hatte, daß kein Lauscher in der Nähe sei, begann er: „Der Graf von Werdenberg, der Heerführer der Appenzeller, wohl erkennend, daß es für ihn und seine Schar ein Ding der Unmöglichkeit sein würde, unsere feste Stadt und die noch festere Burg Montfort einzunehmen, hat beschloffen, durch List zu erreichen, was der offenen Gewalt versagt wäre. Im Laufe der heutigen Nacht wird er mit einem Belagerungsheere erscheinen, aber vorher sucht er nach einem Manne, der gegen eine Belohnung von 20 Goldgulden zur Nachtzeit auf geheimem Wege eine kleine, mit Sturmleitern versehene Schar entschlossener Männer über die Fluh* an die rückwärtige Mauerspforte führe, und ebenso nach einem Jemand, der für die gleiche Summe — um den Gebrauch der Sturmleitern unnötig zu machen — rechtzeitig diese Pforte öffne. Beide Leute hat er gefunden: ich werde deine Rächer heute nacht zur bezeichneten Pforte führen, sie einlassen aber — dies wirst du thun!“

„Ich?“ rief Gutta da aus, ohne ihren Schrecken über den ihr zugemuteten Verrat zu verbergen.

„Ja, du,“ sprach Dietrich unbeirrt weiter, „denn dir wird leicht möglich sein, mit einer Tracht frischer Seefische ins Schloß zu gelangen und unter dem Vorwand, die Festlichkeit sehen zu wollen, bei Burkhard Mangolds** Weib, deiner Gömmerin, zu verbleiben. Um Mitternacht aber, wenn die sorglosen, vom Festwein trunkenen Wächter ohne Zweifel schlafen, schleichst du zur Pforte und schiebst leise den Riegel zurück.“

„Nein, nein!“ rief Gutta voll Absehen aus. „Niemand werde ich dies Mittel für meine Rache benutzen, nie versuchen, den an mir begangenen schlimmen Verrat durch noch schlimmern zu bestrafen!“

Der Kote zog die Augenbrauen in die Höhe. „Und weshalb nicht?“ fragte er lauernd.

„Weil meine Rache mit dem allein Schuldigen auch viele Unschuldige mittrübe.“

Dietrich lachte höhnisch laut auf. „Unschuldige?“ sprach er mit einer verächtlichen Gebärde, „wen meinst du damit?“

„Den Herrn Grafen,“ erwiderte Gutta mit edlem Unwillen, „und die edle Frau Gräfin, welche stets voll Güte gegen meine arme Mutter uns mich waren —“

— „und die den Clenden gezeugt und groß gezogen haben, der so schmählich mit dir spielte und dich um

* Die Fluh ist ein kleines, am Südbang des Pfänderberges über der ehemaligen Burg gelegenes Dorf.

** Burkhard Mangold war der treue Diener des Grafen Hugo, der die Minnelieder desselben sammelte und komponierte.

dein Glück betrog," fuhr Dietrich höhrend dazwischen. „Sollte dies für dich nicht hinreichender Grund sein, diese Eltern mitzubestrafen?"

Gutta antwortete nicht; sie stand, die geballte Faust auf ihr stürmisch pochendes Herz drückend, mit zur Erde gesenkten Blicken da, aber ihre aufeinandergebissenen Zähne und der mehr und mehr sich verfinstrende Ausdruck ihrer Züge verrieten dem Noten nur allzudeutlich, daß seine Worte in ihrem Herzen auf fruchtbares Erdreich gefallen, daß sie gegen fortgesetzte Aufreizungen nicht unempfindlich sein und endlich sich zur That überreden lassen werde. Zutraulich rühte er ihr deshalb etwas näher, um ihre Leidenschaft durch seine Stachelreden noch mehr zu erregen und sie schließlich seinen Wünschen fügsam zu machen.

„Gutta," begann er leise flüsternd wieder, „sei nicht dumm und weise die einzige Gelegenheit, die dir widerfahrene Unbill zu rächen, nicht von der Hand. Rache ist süß, glaube mir, und keine Sünde, denn: „Wie du mir, so ich dir" gilt in aller Welt als guter und gerechter Spruch. Du übst nur Gerechtigkeit, wenn du Ubles mit Ublem vergiltst und — was braucht es dich zu kümmern, wenn die hochmütigen Alten dabei gleichfalls ein Ungemach erleiden? Es trifft sie nicht unverschuldet; sie haben es verdient — hundertfach verdient an dem armen Volk, durch dessen Schweiß und Blut sie sich mästen, während sie in fauler Wohllebigkeit auf ihrem Schlosse sitzen. Oder hältst du es vielleicht für gerecht, daß wir Fischer den zehnten Fisch, den wir mit Mühe, Not und Gefahr gefangen, aufs Schloß tragen müssen, — daß die zehnte Metze Hafer oder Korn, die der Bauer pflanzt, das zehnte Faß Wein, das der Winzer feldert, dem Schloßherrn gehören? Ist es recht, daß das zehnte Kalb oder das zehnte Füllen, welches der Landwirt züchtet, in die Ställe des Grafen geliefert werden muß? Ist es billig, daß die Bewohner des gesamten Bezirks zum Vorteil des Herrn Grafen, wann es ihm beliebt, ohne jeglichen Lohn schafften und fronen müssen? Nein, zehnmal nein! Dies ist ein Unrecht, das sie, wie diese stolzen Adligen alle, dem armen Volke zufügen, als ob es von Gottes und Rechts wegen so sein müsse, — ein Unrecht, welches das Volk schwer empfindet und alle die Zeit her nur deshalb ertug, weil ihm die Macht fehlte, sich desselben zu erwehren. Jetzt aber kommen die Appenzeller: die Bauern kommen über die Herren, die uns bedrücken, sie bringen die Strafe und Rache für die seit langer Zeit verübten Frevel und Verbrechen und uns selbst die Freiheit von dem Joch, in das wir wie Stiere gespartet sind. Ist's da nicht unsere Pflicht, mitzuhelfen an dem Werke, das unsere Freunde und Nachbarn zu unserm Besten unternehmen? Müßten wir ihnen nicht Hilfe und Vorschub leisten, damit die Herrenburg da oben fällt wie die im Thurgau und Walgau? Es gilt unsere Freiheit, Gutta, das Glück und die Wohlthat von Tausenden um ihre heiligsten Rechte betrogener Menschen! Willst du aus kleinlichen Bedenken deine Mithilfe zur Erreichung dieser für uns höchsten Güter versagen?"

Gutta stand noch immer schweigend, aber während Dietrich sprach, hatten ihre Züge unwillkürlich den Ausdruck der Überraschung und eines gewissen scheuen Erstaunens angenommen. So und über solche Dinge hatte noch niemals den Kopf über die Frage zerbrochen, ob die Herrschaft des Grafen als ein Ubel anzusehen sei oder nicht. Seit sie zu denken vermochte, sah der Graf von Montfort als Herr von Bregenz wie der ganzen ausgedehnten Grafschaft auf seiner festen Burg, und

es wäre ihr niemals eingefallen, dies nicht als sein wohlbegründetes, ihm von Gott und den Menschen verliehenes Recht anzusehen. Jetzt aber, von Dietrich darauf hingeleitet, konnte sie sich der Ansicht nicht verschließen, daß die Menschen, welche man die Unterthanen des Grafen nannte, glücklicher sein würden, wenn sie von der Herrschaft desselben befreit und aller Lasten, Zehnten und Fronen ledig sein würden. Gleichwohl jedoch warnte eine innere Stimme sie davor, die Hand zum Umsturz der bestehenden Verhältnisse zu bieten und einen Verrat zu begehen, — denn ein solcher, ein schnöder Bruch des Vertrauens wurde ja von ihr verlangt, und dies wollte ihr nicht zu Sinne.

„Du magst vielleicht recht haben mit dem, was du sagtest, Dietrich," begann Gutta endlich nach längerem Nachdenken, „vielleicht auch nicht; wie könnte ich, ein armes, unwissendes Mädchen, hierüber entscheiden? Das eine aber weiß ich bestimmt, daß das, was du von mir zu thun verlangst, etwas Schlechtes ist — und solches zu begehen, ist mir wider die Natur!"

„Pah," machte Dietrich geringschätzig, „das siehst du jetzt, im ersten Augenblick, so an; bei reiflichem Überlegen wirst du anderer Ansicht sein, du wirst es für ein verdienstliches Werk halten, das Land und Leute dir danken werden!"

Wieder dachte Gutta nach und schüttelte endlich ablehnend den Kopf. „Wäre es auch zehnmal wahr, was du sagst: ich will, nein, ich kann keinen Verrat begehen!"

Wiederum brach Dietrich da in ein höhnisches Lachen aus. „Das heißt also, du willst schweigend als gehorjame Magd die Schande ertragen, die der Junker über dich gebracht, — willst darauf verzichten, dich dafür an ihm zu rächen, — willst wohl gar für sein und seiner Geliebten Glück beten — ha, ha, ha!"

Eine Blutwelle schoß bei diesen höhrenden Worten über Guttas Antlitz und ein Hornesblitz aus ihren dunkeln Augen traf den frechen Spötter. „Schweig," rief sie heftig, „wenn ich auf diese Weise mich nicht rächen will, so ist damit nicht gesagt, daß ich mich überhaupt nicht rächen will!"

„Das sind Redensarten," erwiderte Dietrich, indem er sich erhob. „Ich sehe jetzt deutlich, daß du das keine Herrchen zu sehr geliebt hast, um es hassen zu können; trotz allem, was dir der Junker angethan, liebst du ihn wohl noch!"

Gutta stampfte mit dem Fuße auf die Erde. „Und wenn dies auch so ist," schrie sie, die geballten Fäuste schüttelnd, „wenn auch mein thörichtes Herz noch an ihm hängt, ich werde mich dennoch rächen!"

„Ja wohl," sprach Dietrich wegwerfend, „mit der Zunge!"

„Ich werde ihn töten!"

„Mit Worten — zur That fehlt dir der Mut!"

„Er fehlt mir nicht," rief Gutta mit blitzenden Augen, „gieb mir nur ein Mittel an, ein anderes Mittel als jenes, welches du vorgeschlagen, ein solches, durch welches ich den Junker allein treffen kann!"

„So schleiche dich doch aufs Schloß, riße ihm mit einem Messerstoß die Haut und — lasse dich dafür aufs Rad schleiten!"

Gutta biß die Zähne übereinander und schwieg. „Oder sende ihm einen vergifteten Fisch," höhnte Dietrich wieder, „und lasse ihn freundlichst bitten, denselben mit seiner Liebsten kurz vor Schlafengehen zu verspeisen!"

Gutta warf ihm einen grimmigen Blick zu. „Du giebst mir Spott statt Rat!" rief sie wütend.

„Ich wollte dir nur zeigen, wie wenig möglich es

dir sein wird, auf irgend einem andern Wege deine Absicht zu erreichen, als dem, welchen ich dir bezeichneter," sprach Dietrich ruhig. "Du willst von dem einzigen Mittel, welches dir zu Gebote steht, keinen Gebrauch machen," fügte er bei, indem er sich scheinbar zum Weggeben anschickte, "so gib dem lieber gleich alle deine Rachepläne auf, denn du wirst sie niemals ausführen können. Lebe wohl und — wenn du zum Dank dafür, daß ich dir meinen Beistand leihen wollte, mich verraten willst, so kann ich's nicht hindern; der Junker wird dir's danken, wenn er, statt zum Schwert zu greifen, in kommender Nacht ungestört bei seiner Eheleiblichen bleiben darf!"

Gutta machte eine heftige Gebärde und sah, wie im Kampf mit widerstreitenden Gefühlen, stier vor sich nieder. Als jedoch der Rote jetzt, ein Liedchen pfeifend, langsam hinwegschritt, folgte sie ihm mit glühenden Blicken, als hoffe sie, daß er zurückkehren oder wenigstens nach ihr umschauen werde. Aber weder das eine noch das andere geschah und immer größer wurde der Zwischenraum zwischen ihm und ihr. Da endlich richtete Gutta mit einem plötzlichen Entschlusse den Kopf auf und rief: "Dietrich!"

Der Rote blieb stehen und sah sich um. "Was soll's?" fragte er anscheinend gleichgültig.

Gutta winkte und Dietrich kam mit langsamen Schritten zu ihr zurück. "Was willst du noch von mir?" fragte er mit erzwungener Ruhe.

"Dietrich," sprach Gutta hastig, "gibst es wirklich keinen andern Weg, die Hochzeit da oben zu stören, — kein anderes Mittel, mich zu rächen?"

Der Rote zuckte lächelnd die Achseln. "Sahst du jemals die Taube den Falken überwältigen?" sprach er, die Arme über der breiten Brust kreuzend; "es giebt kein anderes Mittel als das eine, von mir vorge-schlagene!"

"Wohlan," sprach Gutta jetzt entschlossen, "so wähle ich dieses eine — ich öffne die Pforte!"

Dietrich hatte Mühe, seine Freude zu verbergen. "Sprichst du im Ernst, Gutta?" rief er innerlich jubelnd, "im vollen Ernst?"

Gutta nickte. "Am Mitternacht wird die Pforte geöffnet sein!" sprach sie ruhig.

Der Rote stieß, ohne sich weitem Zwang aufzulegen, einen Freudenruf aus. "Victoria," rief er, "und nochmals Victoria! Morgen um diese Zeit liegt die stolze Herrenburg in Trümmern und der Junker ist tot, ich schwöre dir's! Doch," fügte er, die struppigen Augenbrauen in die Höhe ziehend, bei, "wirst du mir dann auch Wort halten?"

"Wenn die That vollbracht und gelungen ist," entgegnete Gutta tonlos, "bin ich dein!"

"Sie wird gelingen," rief Dietrich, indem er die geballte Faust nach dem Schlosse schüttelte, "mein Doldh wird den Weg zu seinem Herzen finden, ich bürgte dir dafür. Deshalb," fügte er bei, indem er ein einfaches silbernes Ringlein, dessen Schild ein flammendes Herz zeigte, aus der Tasche zog, "betrachte ich dich als meine verlobte Braut und dessen zum Zeichen sollst du dies Ringlein tragen, — ich fand es heute früh im Uferlande und besser paßt es wohl für deine Hand als für die meine!"

Mit diesen Worten steckte er das Ringlein an den Zeigefinger der linken Hand Guttas, die es, ohne darauf zu achten, gegeben ließ. Als aber der häßliche Rottkopf hierauf noch seinen Arm um ihre Hüfte legen und sie küssen wollte, wehrte sie ihn mit unbezwinglichem Widerwillen ab. "Erst wenn du dein Ver-

sprechen gelöst hast," sprach sie, "bin ich durch das meinige gebunden; heute bin ich noch frei. Morgen, wenn du dir das Recht hiezu erworben hast, magst du mich küssen, ich werde mich nicht widersetzen oder sträuben. Jetzt geh, ich muß zur Mutter!"

Dietrich nickte mit dem Kopfe. "Leb wohl, süß Liebchen," sprach er, "und auf Wiedersehen!"

"Am Mitternacht!" entgegnete sie leise.

"An der Mauerpforte!" sprach Dietrich und schritt, ihr einen letzten Gruß zuwinkend, hinweg.

Gutta sah ihn, der seinen Weg nach dem Strain nahm, mit glühenden Blicken nach, bis er hinter den dafelbst stehenden Gebäuden verschwand. Dann senkte sie tief auf und schritt ins Innere der Hütte. Sie fand ihre Mutter noch am gleichen Platze am Herde sitzend und mit stumpfen Blicken in die Glut starrend. Der Anblick schnitt ihr ins Herz. Neben der Unglücklichen auf den Estrich niedertretend, ergriff sie sachte die Hand derselben und befragte sie sanft um ihr Befinden. Aber die Stumpfsinnige gab keine Antwort auf die gestellte Frage. Sie blieb völlig teilnahmslos und keine Veränderung im Ausdruck ihrer starren Gesichtszüge ließ erkennen, daß sie die Anwesenheit ihrer Tochter überhaupt bemerkt habe; nur ihr Blick, der bisher in die Glut auf dem Herde gerichtet gewesen, glitt langsam nieder auf die Hand, welche die ibrige gefaßt hielt. Da plötzlich, beim Anblick des Ringes mit dem flammenden Herzen, belebten sich ihre Züge in wunderbarer Weise; deutlich spiegelte sich in demselben der Ausdruck der Überraschung und der Freude wieder, während ihre Augen im Glanze geistigen Wiedererwachens und klaren Vernunftseins strahlten. Hastig, mit vor Aufregung zitternden Händen faßte sie die Hand, welche das Ringlein trug, und hob sie empor, dicht vor ihre Augen. Lange, während Gutta vor Erstaunen kaum zu atmen wagte, hafteten die Blicke der so plötzlich wieder in den Besitz ihrer Geisteskräfte gelangten Frau auf dem schmalen Silberreif; dann mit einemmale brach sie in Thränen aus und rief, ihre Lippen auf das Ringlein pressend, im Tone des herbsten Schmerzes aus: "Antonio, o mein Antonio!"

"Was hast du, Mutter?" fragte jetzt Gutta auf's tiefste bewegt. "Kennst du das Ringlein?"

"Ob ich es kenne?!" erwiderte die Arme schluchzend. "Ich selbst habe es vor langer Zeit deinem Vater Antonio geschenkt — und er trug es stets, bis zum Tage seines Todes. Da aber wurde es ihm mit allem, was er sonst besaß, von seinem blutigen Mörder geraubt. — Wo hast du das Ringlein her?!" schrie sie dann plötzlich mit schrecklicher Stimme. "Ja, Schändliche, hast du ihn erschlagen?!"

Und mit ungeahnter Kraft faßte die Wittende die Tochter an, daß diese die größte Mühe hatte, sich ihrer zu erwehren. "Mutter, Mutter," rief Gutta, indem sie auf jede mögliche Weise versuchte, die Unglückliche zu beruhigen, "bedenke doch: ich war ja damals, als mein Vater starb, noch ein Kind!"

Da ließ die Tobende ab von Gutta. "Es ist wahr," sprach sie tonlos, "du warst ein Kind — ein armes kleines Kind! Zudem hatte er dich ja so lieb — ach, so lieb, daß du unmöglich sein treues Herz hättest durchbohren können, — aber wer," schrie sie plötzlich wieder, "wer gab dir den Ring?!"

"Der rote Dietrich," rief Gutta, von entsetzlicher Ahnung erfüllt, aus, "er sagte, er habe ihn gefunden im Uferlande des Sees!"

"Gefunden?" schrie das Weib des Ermordeten jetzt mit drohender Gebärde, "den Ring, der so fest an An-

tonios Hand faß, daß der Mörder ihm den Finger ablösen mußte, um ihn an sich nehmen zu können, — diesen Ring gefunden?! Nein, nein," fuhr sie, sich hoch aufrichtend, fort, „nicht gefunden hat ihn der rote Dietrich, sondern geraubt; er — er ist der Mörder meines Vaters!"

Und als ob ihre wiedererwachte Geisteskraft nur ausgereicht hätte, um diese furchtbare Anklage aussprechen zu können, so sank das unglückliche Weib nach diesen Worten wie gebrochen auf den Sitz zurück und stierte wiederum mit weit aufgerissenen glanzlosen Augen in die Glut.

„Mutter, Mutter," rief Gutta da aufs tiefste entsetzt aus, „sprichst du wahr? Täuschest du dich nicht, indem du den Ring zu erkennen glaubst? — Sprich, Mutter, ist Dietrich wirklich der Mörder meines Vaters? — Herr, mein Gott," fuhr sie, ihre Hände ringend und den verzweiflungsvollen Blick zum Himmel erhebend, fort, „nur für eine Sekunde gib ihr noch einmal die Klarheit ihres Geistes zurück, damit sie meine Angst von mir nehmen und sagen kann: ich habe mich geirrt; der Ring ist nicht der, den ich zu erkennen glaubte; Dietrich ist nicht der Mörder! — Doch nein, nein," fuhr sie fort, nachdem sie sich vergeblich bemüht hatte, die Stumpfsinnige durch Vorhalten des Ringes nochmals geistig zu erregen und zum Sprechen zu bringen, „wie vermag ich zu zweifeln an dem, was der Allmächtige selbst durch ein Wunder bewiesen hat? Ein Wunder, ja ein großes und herrliches Wunder war das plötzliche Aufleuchten dieses unnachteten Geistes, — ein Wunder, das der barmherzige Gott in seiner Gnade und ewigen Güte vollbrachte, damit ich — mich schaudert vor der Entsetzlichkeit dieses Gedankens — ich, die Tochter des Gemordeten nicht das Weib seines Mörders würde! O Herr, mein Gott und Vater," betete Gutta sodann niederknieend zum Himmel empor, „ich danke dir, daß du mich vor solch gräßlichem Los bewahrtest und — Alsbarmherziger, jetzt erkenne ich dein wunderbares Walten — daß du mir noch zu rechter Zeit die Augen öffnest, so daß ich nunmehr erkenne, wie ich, von den Schlingen eines Böfewichts umgarnt, im Begriff war, selbst Böses zu thun. Vergieb mir diese schwere Schuld, o mein Gott, vergieb und lasse mich sie büßen und sühnen: ja sühnen will ich sie dadurch, daß ich alle Rachegeanken aufgebe, daß ich die Bedrohten warne und rette, alle — alle!"



„Was hast du, Mutter?" fragte jetzt Gutta aufs tiefste bewegt. „Kennst du das Ringlein?"

Rasch erhob sie sich und warf einen Blick durchs Fenster; draußen dämmerte es bereits. Gutta brachte daher die wieder völlig in ihren freibern Stumpfsinn verfallene Mutter so schnell wie möglich zu Bette, eilte sodann aus der Stube und schlug den kürzesten Weg durch die Stadt nach dem im Flaggenschmucke prangenden Schlosse ein.

Eine halbe Stunde später — kurz vor Sonnenuntergang — stand Gutta in dem Turmgemache, das Burkhard Mangold, der treue Diener des Grafen Hugo bewohnte, und bat den mit Zurüstungen für die angeordneten Festlichkeiten außerordentlich beschäftigten Alten flehentlichst, ihr Zutritt bei der gnädigen Frau Gräfin zu verschaffen. Aber Mangold schüttelte nur immer wieder den weißen Kopf und sprach endlich:

„Kind, Kind, was fällt dir ein? Es ist noch keine halbe Stunde her, daß die Frau Gräfin, die beiden Herren Grafen nebst den Neuvermählten hier eingezogen und vom Koffe gestiegen sind. Die edle Dame hat deshalb weder Zeit noch Lust, dich zu empfangen und dein Bittgesuch anzuhören!"

„Aber es ist ja kein Bittgesuch, das ich der Frau Gräfin vorzubringen habe," erwiderte Gutta, ihr Bitten erneuernd, „es ist etwas, was die hochedle Frau und den Herrn Grafen selbst betrifft."

„Je nun," sprach Mangold ärgerlich, „dann wird's ja nichts so Wichtiges sein, daß es nicht bis morgen Zeit hätte!"

„Doch, doch, Herr Mangold," rief Gutta eifrig, „es ist etwas Wichtiges — etwas höchst Wichtiges!"

„Bah, das Wohl und Wehe des Hauses Montfort wird nicht davon abhängen!"

„Es hängt davon ab, sage ich Euch!" beteuerte Gutta. „O, ich beschwöre Euch, führt mich zu der Frau Gräfin!"

„Morgen!" knurrte Mangold ungeduldig. „Morgen — ist's zu spät!" rief Gutta, die Hände ringend, „denn das Unheil, das dem Schlosse, dem Herrn Grafen, der ganzen gräßlichen Familie, ja allen Bewohnern der Burg und der Stadt droht, wird unabwendbar heute um Mitternacht über sie hereinbrechen, wenn nicht schleunigst Fürsorge zu seiner Abwehr getroffen wird!"

Mangold horchte auf. „Was sagst du da, Mädel?" rief er unwillkürlich erschreckt aus. „Ein Unheil — um Mitternacht? Alle Wetter! — höre," fuhr er sodann nach kurzem Überlegen fort, „nachdem du soviel

ge sagt hast, sag auch noch mehr, damit ich klar sehe in der Sache, und wenn mir's dann nötig erscheint, werde ich dich sofort zu der Frau Gräfin führen!"

Gutta sah ein, daß sie, um ihren Wunsch gewährt zu sehen, dem Alten den Willen thun müsse, und berichtete ihm daher in möglichster Eile und Kürze, welche Gefahr dem Schlosse drohe, und auf welche Weise sie Mitwifferin des furchtbaren Planes geworden sei, natürlich ohne dabei der Gründe zu erwähnen, wegen deren der rote Dietrich sie zur Mithilfe an dem schändlichen Verrat aufgefordert hatte; diese — so nahm sich das Mädchen vor — wollte sie nur der Frau Gräfin und nur dann anvertrauen, wenn es die edle Frau als Beweis der Glaubwürdigkeit ihres Berichtes verlangen sollte.

Doch die Ablegung dieser Beichte blieb dem wackeren Mädchen glücklicherweise erspart, denn Mangold, höchst betroffen von Guttas Mitteilungen, sprach alsbald mit ernstem Wiegen seines weißen Hauptes: „Du hast recht, Mädel, das ist eine Sache von höchster Wichtigkeit, die sofort zur Kenntnis der Frau Gräfin — oder besser zu der des Herrn Grafen gelangen muß; folge mir sogleich zu ihm selbst, hier ist keine Zeit zu verlieren und jede Minute kostbar!“

Dagegen nun Gutta ihren Bericht lieber der Frau Gräfin erstattet hätte, wagte sie doch keine Einwendung zu machen und folgte daher dem als Führer voranschreitenden Alten über einen mit dem Hauptbau des Schlosses zusammenhängenden Verbindungsang und gelangte nach kurzer Frist mit ihm vor die Thüre des von dem Herrn Grafen Hugo von Montfort bewohnten Gemaches. Hier hieß er das Mädchen warten und trat ohne weiteres zu seinem Herrn in die Stube. Zufällig befand sich Graf Konrad gerade bei seinem Bruder, um sich vereint mit ihm nach dem zweistündigen scharfen Ritte durch einen Trunk zu erquiden, und Mangold hatte somit Gelegenheit, beiden zugleich die Nachricht von dem Plane der Appenzeller zu überbringen und zugleich zu berichten, daß das Mädchen, welches durch einen glücklichen Zufall Mitwifferin des Geheimnisses geworden sei, vor der Thüre zur Vernehmung bereit stehe.

Graf Konrad lehnte sich bei der unwillkommenen Nachricht in seinem Stuhle zurück und starckte den Überbringer derselben mit einem Gesichte an, das deutlich seine Zweifel an der Richtigkeit des Gehörten verriet. „Die Appenzeller?“ sprach er mit ungläubigem Lächeln. „Warum nicht gar! Wir ritten doch — unter starker Bedeckung freilich — von Hohenems das Rheinthäl herab, aber nirgends war eine Spur von ihnen zu entdecken!“

Der biedere Minnesänger aber nahm erst einen tüchtigen Schluck aus seinem frisch gefüllten Humpen und rief dann: „He, alter Freund, dir träumt's wohl! Das Bauerngesindel ist ja nach der Zerstörung der Schattensburg — die schwer an ihnen gerächt werden soll — ins innere Walgau und vor Bludenz gezogen. Wie kämen sie nun so plötzlich vor Bregenz? Sie können doch nicht fliegen!“

„Wie dies möglich ist,“ erwiderte Mangold mit ernster Miene, „dies, edler Herr, mag Euch, so Ihr's verlangt, das Mädchen selbst erklären, das mir's berichtet. Ich kann Euch nur daran erinnern, wie flink die Bauern im Thurgau waren, wo sie eine Burg nach der andern brachen, ehe man Zeit hatte, sich zu ihrem Empfange zu rüsten. Der Werdenberger ist ein tüchtiger Führer und Kriegsmann!“

„Der Werdenberg — Gott verdamme ihn, den Ab-

trümmigen — der, seiner Ahnen und Ritterpflichten ver-gessend, ein Bauer wurde, um seine frühern Standes-genossen zu bekämpfen!“ schnaubte Hugo von Montfort. „Doch du hast recht, alter Mangold,“ fuhr er fort, „der vormalige Graf — Fluch über ihn — ver-steht sich nur allzugut auf das Kriegshandwerk und besonders auf ungeahnte Überfälle: zu meinem eigenen Schaden habe ich dies erfahren! Deshalb, Bruder Konrad,“ wandte er sich an diesen, „meine auch ich, wir sollten vor allen Dingen den Bericht des Mädels hören; es steht uns dann ja immer frei, so viel oder so wenig davon zu glauben, als uns gut dünkt!“

Mit diesen Worten ergriff der ritterliche Minnes-änger wiederum seinen mächtigen Humpen und that so viele gewaltige Züge daraus, als ihm zur Bewäl-tigung des Argers, den ihm Mangolds Nachricht ver-ursacht hatte, notwendig dünken mochte. Graf Konrad aber that bedächtig erst desgleichen, nickte dann zum Zeichen seines Einverständnisses energisch mit dem Kopfe und befahl, das Mädchen vorzuführen.

Schüchtern, von Mangold geführt, trat Gutta ein und blieb nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung er-rötend und mit hochklopfendem Herzen an der Thüre stehen.

Des alten Minnesängers Kernerblick ruhte wohlge-gesällig auf der schlanken Gestalt und den lieblichen Zügen Guttas. Heimlich winkte er seinem Bruder zu und dieser winkte ihm lächelnd wieder mit einem Blicke, der in Worte übersetzt so viel besagen sollte als: „Ja, ja, unsere Bregenser Mädchen können sich sehen lassen; an unserm herrlichen See gedeihen eben neben dem Wein auch die Mägdlein prächtig, — aber der Wein ist mir doch das liebere.“ Damit nahm er nochmals einen kräftigen Schluck aus dem nie vertiegenden Pokal. Graf Hugo aber fuhr sich, verständnisvoll lächelnd, mit der Hand über die spärlichen grauen Haare, die seinen Scheitel bedeckten, und dachte an den Anfang eines seiner vor langer Zeit gedichteten Minnelieder:

O Jugendzeit, o goldne Zeit,

Da Lieb um Liebe wirbt und freit, —

und für sich, anknippend an seine innerlichen Re-flexionen, setzte er in Gedanken einen weitem Reim hinzu:

„Wie liegst du hinter mir so weit!“

Darum griff auch er nach dem Pokale, seiner noch ein-zigen Liebe, und nahm einen tiefbetäubten Schluck. Dann wandte er sich zu der an der Thüre stehenden Gutta, indem er mit freundlichem Tone zu ihr sprach: „Komm näher, Mägdlein, und fürchte dich nicht; sag uns, was du zu sagen weißt von einem Überfall, den die Appen-zeller beabsichtigen, obwohl wir vor einem solchen, wie mir dünkt, nicht allzu große Besorgnis zu hegen brauchen!“

Gutta folgte der ihr gewordenen Weisung und trat, wiewohl zagend, zu dem Tische der beiden Grafen heran. „Gnädigste Herren,“ begann sie sodann nach einer nochmaligen tiefen Verbeugung, „wollt Euch dieser Meinung nicht allzu vertrauensvoll hingeben und möget vor allem überzeugt sein, daß das, was ich Euch zu berichten habe, die lautere Wahrheit ist; ich schwöre es Euch bei der heiligen Jungfrau!“ — Und mit fester Stimme erzählte sie hierauf, welches Anstehen der rote Dietrich am Nachmittage an sie gestellt und wie er mit gleichnerischen Worten und Versprechungen — sie ver-schwieg diesen Umstand keineswegs — verstanden habe, sie dem Plane geneigt zu machen. Sodann berichtete sie, wie Dietrich ihr, die er seit lange zum Weibe be-gehrte, endlich ein Klinglein an den Finger gesteckt habe, das durch ein Wunder, welches Gott in seiner Allmacht

an ihrer geisteskranken Mutter verrichtet, den Glenden als den wahrscheinlichen Mörder ihres eigenen Vaters enthüllt habe. „Seht her, edle Herren,“ fügte sie dann bei, indem sie den Silberreif an ihrer Hand zeigte, „dies ist das Ringlein, — und Gott hat in seiner Gnade mich gleichzeitig dadurch erkennen lassen, daß ich durch Begehen der That, die Dietrich mir als notwendig für die Sache der Freiheit des Volkes pries, die Teilnehmerin an einem schändlichen Verrate und Verbrechen wäre, und deshalb — schloß sie — stehe ich hier, hoch-edle Herren, um Euch zu warnen und zu bitten, Maßregeln zu ergreifen, die das drohende Unheil von Euch, der Burg und der ganzen Stadt abwenden möchten!“

Gutta schwieg und die beiden Grafen sahen sich mit bestürzten Mienen an. „Teufel,“ sprach zuerst Graf Hugo, „das ist ernsthafter, als ich gedacht! Was hältst du davon, Bruder Konrad?“

„Ich meine, das Mädchen hat die Wahrheit gesprochen,“ entgegnete der Graf, „und ich wollte darauf schwören, daß die Bauern uns wirklich und wahrhaftig für heute nacht einen Besuch zugebracht haben!“

„Meiner Treu,“ rief jetzt Graf Hugo, „so denke auch ich, kann ich gleich nicht begreifen, wo das Gefindel herkommen soll. Doch sprich, wie steht es um die Mauern der Burg, — sie sind doch fest?“

„So fest wie die Felsen, auf welchen sie stehen,“ erwiderte Graf Konrad, „und hoch genug, daß die Appenzeller Käsbauern Klügel haben müßten, um herüberzukommen!“

„Und wie stark ist die Bemannung?“

„Sechzig Knapen und Knechte,“ war die zuversichtliche Antwort Konrads; „denn zum Glück ist die Mann-

schaft, welche uns als Bedeckung von Hohenems hierher geleitet, noch vollzählig und wohlbewaffnet auf der Burg.“

„Gut, gut,“ sprach befriedigt der ritterliche Minnesänger, „sechzig Mann werden mehr als genügen, jeden Sturmversuch abzuschlagen. So, so, sie sollen sich blutige Köpfe holen! — Doch wie steht es um die Stadt?“

„Auch die Stadtmauern sind in gutem Stande, die Thore fest und die mutige, tapferere Bürgerschaft wird sie aufs äußerste zu verteidigen wissen,“ sprach Konrad wieder. „Freilich ist die Zahl der Kampffähigen nur gering, höchstens 200 Mann, die übrigen Bewohner sind Greise, Weiber und Kinder!“^{*)}

*) Bregenz hatte zu jener Zeit eine Einwohnerschaft von etwa 1000 Seelen.

„D,“ rief jetzt Gutta begeistert, „auch die Greise und selbst die Weiber werden kämpfen, wenn es die Rettung der Stadt gilt!“

Graf Konrad nickte ihr lächelnd zu. „Du bist ein wackeres und tapferes Mägdlein,“ sprach er freundlich, „und ich glaube selbst von meinen Bregenzern, daß jeder zu den Mauern eilen wird, der eine Waffe tragen kann; aber leider fehlt es an solchen in der guten Stadt!“

„So öffne deine Rüstkammern,“ sprach Graf Hugo mit vor Kampflust leuchtenden Augen. „Lasse alles an die Bürger verteilen, was zur Verteidigung des Schlosses selbst entbehrlich ist. Du, Konrad, magst Johann, wie sich's für den Herrn vom Haus geziemt, die Verteidigung der Burg übernehmen; dein Sohn Konrad soll dir hiebei behilflich sein, obgleich der arme Junge,“ fügte er scherzend bei, „wohl kaum darauf vorbereitet war, die Nacht über im Harnisch zu stehen. Ich selbst aber will die Verteidigung der Stadt und ihrer Mauern leisten!“

Mit diesen Worten schritt der ritterliche Minnesänger aus der Stube. Graf Konrad aber trat zu Gutta, klopfte ihr freundlich die Wange und sprach: „Nimm für jetzt meinen Dank entgegen, wackeres Mädchen, für deine Warnung, durch welche mir's mit Gottes Hilfe gelingen wird, mich, die Meinigen und die Stadt vor schwerem Unheil zu bewahren. Habe ich dies jedoch erreicht, dann soll es mein erstes sein, deine Treue zu belohnen, wie sie es verdient!“

„D quäd'ger Herr,“ stammelte Gutta beschämt, „es war mir nicht um Lohn zu thun.“

„Ich weiß es, liebes Kind,“ unterbrach sie der Graf, „weiß, daß du nur deinem Pflichtgefühl folgest. Aber auch ich erfülle nur eine Pflicht, wenn ich Treue und Redlichkeit belohne. Deshalb erstatte ich dir für den Augenblick meinen Dank nur in Worten; später, nach Anwendung aller Gefahr, werde ich darauf bedacht sein, ihn dir auch in anderer Weise zu Bethätigen. Geh jetzt, Kind, geh mit Gott!“

Gutta verbeugte sich tief vor dem edlen Herrn und verließ, von Mangold geleitet, wiederum die Stube. Hastig eilten beide, schweigend nebeneinander herschreitend, über Gänge und Treppen nach dem Schloßhofe und dem großen, der Stadt zugewendeten Hauptthore, wo sich Gutta von ihrem Führer verabschieden wollte. Mangold aber hielt sie zurück. „Verweile noch einen Augenblick, Mädel,“ begann er mit nachdenklicher Miene, „Wenn die Appenzeller heute nacht vor die Stadt ziehen,

nicht; sag uns, was du zu sagen weißt.“

„Ich erfülle nur eine Pflicht, wenn ich Treue und Redlichkeit belohne. Deshalb erstatte ich dir für den Augenblick meinen Dank nur in Worten; später, nach Anwendung aller Gefahr, werde ich darauf bedacht sein, ihn dir auch in anderer Weise zu Bethätigen. Geh jetzt, Kind, geh mit Gott!“

Gutta verbeugte sich tief vor dem edlen Herrn und verließ, von Mangold geleitet, wiederum die Stube. Hastig eilten beide, schweigend nebeneinander herschreitend, über Gänge und Treppen nach dem Schloßhofe und dem großen, der Stadt zugewendeten Hauptthore, wo sich Gutta von ihrem Führer verabschieden wollte. Mangold aber hielt sie zurück. „Verweile noch einen Augenblick, Mädel,“ begann er mit nachdenklicher Miene, „Wenn die Appenzeller heute nacht vor die Stadt ziehen,



„Komm näher, Mägdlein, und fürchte dich nicht; sag uns, was du zu sagen weißt.“

was nach dem, was du erzähltest, nicht zu bezweifeln ist, so dürfte das Verbleiben in eurer Hütte, außerhalb der Stadtmauern, etwas gefährlich sein; denn Kriegerleute im allgemeinen und die Appenzeller Bauern im besondern pflegen nicht allzu höflich oder fein in Feindesland zu verfahren, — ich weiß, wie sie im Thurgau gebaut haben. Darum meine ich, du solltest mit deiner Mutter baldmöglichst ein Unterkommen in der Stadt suchen, um so mehr, als dein Stiefvater beim Waffendienst auf den Mauern wird mitwirken müssen!"

Gutta erschrak, denn an eine ihrer Mutter und ihr selbst drohende Gefahr hatte sie noch gar nicht gedacht. Aber Mangolds Befürchtung war ohne allen Zweifel eine wohlbegründete; in der Fischerhütte am See war beim Anrücken des Bauernheeres nicht zu verbleiben. Aber wen in der Stadt sollte Gutta um Aufnahme für sich und die Mutter bitten?

"Ihr habt recht, Herr Mangold," sprach sie endlich nach längerem Nachsinnen, "wir müssen die Hütte verlassen; aber wohin sollen wir uns wenden? Wir haben keine Verwandten oder Freunde in der Stadt."

"Hm, hm!" machte Mangold, indem er, wie dies beim Erwägen bedenklicher Fälle seine Gewohnheit war, den Zeigefinger an die Nase legte, "das ist schlimm; doch weißt du was, Gutta? Bringe deine Mutter in Gottes Namen herauf in unsern Turm, meine Alte und ich werden schon noch ein Plätzchen für euch übrig haben!"

Ohne Zögern nahm Gutta den Vorschlag des biedern Helfers in der Not mit herzlichsten Dankesworten an und enteilte, denn schon begann es zu dunkeln. Mangold aber ging zurück in seine Turmwohnung, um mit Hilfe seiner "Alten" die nötigen Vorbereitungen zur Unterkunft seiner Gäste zu treffen.

Unmittelbar nachher begann ein rühriges Treiben in dem von Fackeln erhellten Schloßhofe. Einige Knechte schleppten eisenschlagene Speere, andere eine Anzahl Armbrüste nebst den dazu gehörigen Pfeilen, wieder andere große Schwerter, sogenannte "Zweihänder", Harnische und Sturmhauben herbei und legten sie in voneinander abgetrennten Haufen, zur Verteilung an die Bregenser Bürger bereit, auf die Erde nieder. Gleichzeitig musterte Graf Konrad die durch ein Trompetensignal rasch zusammengerufenen Knappen und Reifigen, welche die Verteidigung des Schloßes übernehmen sollten, und teilte ihnen in Kürze mit, wessen man für die Nacht gewärtig sein müsse. Sodann wurde ein Teil der Mannschaft zur Übernahme des Wachedienstes in die Mauertürme befehligt, einzelne Posten auf dem Mauerkranz aufgestellt und der Rest der Reifigen inmitten des großen Hofraumes als eine Art Reserve gelagert, um sie bei einem Angriff jeweils nach dem am meisten bedrohten Punkten dirigieren zu können. Zum Führer dieser aus etwa einem Drittel sämtlicher Reifigen und Knechte bestehenden Abteilung wurde Junker Konrad ernannt, der — mit etwas verdrießlicher Miene freilich — vollständig gewappnet mit seinem Vater im Hofraume erschienen war und sofort den ihm überwiesenen Dienst antrat.

Zur selben Zeit wurden auch in Bregenz alle Vorbereitungen zu einer wirksamen Verteidigung gegen den beabsichtigten Überfall getroffen. Graf Hugo hatte sein Roß bestiegen und war hinabgeeeilt in die sorglose Stadt, wo er zunächst durch Läuten der Stürglocke die Bürgerschaft alarmieren und beim Rathause sich versammeln ließ. Mit lauter Stimme, vom Roß herab sprechend, kündigte er sodann den Überraschten an, welchen Plan die Appenzeller auszuführen gedächten, und forderte die Bürger zu mannhafem Widerstand gegen die über-

mühtigen Bauern auf. Ein kräftiges Hoch auf die Grafen von Montfort war die begeisterte Antwort auf die Ansprache des tapfern Minnesängers, der alsbald die Kampffähigen sich in einen besondern Haufen aufstellen und zählen ließ. Es ergab sich ein beträchtlich günstigeres Resultat, als Graf Konrad von Montfort bei der Vorberatung angenommen hatte; es waren nämlich 283 kampfesmutige Männer, unter ihnen freilich fast ein Drittel kaum den Kinderstuhlen entwachsene Knaben, ferner Greise und Gebrechliche. Aber Graf Hugo wies auch diese letztern nicht zurück, denn zum Dienste auf den Mauern und besonders zum Wachedienst waren sie immerhin zu gebrauchen. Sodann ließ der Graf alle diejenigen, welche schlechte oder gar keine Waffen hatten, an eine abge sonderte Stelle treten. Es waren 150 Mann, die sofort nach dem Schlosse zum Empfang der fehlenden Waffen gesendet wurden. Die Besitzer eigener Waffen aber übernahmen alsbald in ähnlicher Weise wie auf dem Schlosse den Wache- und Sicherungsdienst auf den Mauern. Die Thore wurden sodann verschlossen, nachdem vorher noch die außerhalb der Stadt wohnenden Ortsangehörigen so viel als thunlich ein Unterkommen in der Stadt gesucht hatten.

Auch Gutta hatte — allerdings fast nur durch Anwendung von Gewalt — ihre Mutter dazu vermocht, sich von ihrem Lager zu erheben und mit ihr nach dem Schlosse zu wandern. Sie wurden, dank der Fürsorge Mangolds, der die Thorwache von dem Kommen der beiden Frauen in Kenntnis gesetzt hatte, alsbald eingelassen, und unter dem Lärm der Vorbereitungen zum Kampfe gelang es Gutta, unbemerkt von dem Junker — wie sie gehofft hatte — mit ihrer Mutter in Mangolds Turmwohnung zu gelangen. Fieblich wurden die beiden Flüchtlinge daselbst von Mangolds Frau aufgenommen, die das oberste, dicht unterm Dach gelegene und mit vier schmalen, schartenähnlichen Fenstern versehene Gemach für sie hergerichtet hatte. Ein gutes Bett für die Kranke stand in der einen Ecke, während in der andern ein mit Spreu gefüllter Sack nebst einer warmen Decke als Lager für Gutta bereitet war. Auch für einen Imbiß hatte die wackere Hausfrau gesorgt, für einen tüchtigen Haferbrei, der nebst einem Laibe rauhen, aber kräftigen Roggenbrotes auf einem mit sauberem Linnen gedeckten Tische stand. Guttas Mutter konnte auch dem verlockenden Anblick nicht widerstehen und machte sich mit dem Geisteskranken eigenen Heißhunger über das herrlich duftende Gericht her; Gutta selbst aber war gemüthlich viel zu sehr erregt, als daß sie in stunde gewesen wäre, einen Bissen zu sich zu nehmen. Sie saß schweigend am Tische und gedachte, während die Mutter aß, aller der Ereignisse, die in so rascher Folge über sie gekommen waren: ihrer eigenen Thorheit, mit der sie blindlings den Schwüren des so hoch über ihr stehenden Junkers vertraut hatte, — ihrer Verzweiflung und ihrer Rachegedanken, als sie sich verraten sah, — der Versuchung des roten Dietrich, und endlich der furchtbaren Entdeckung, die sie durch Gottes gnädige Fügung gemacht, daß der schändliche Versuchler, dem sie sich ganz zu eigen geben wollte, aller Wahrscheinlichkeit nach der Mörder ihres nie ver-gessenen, geliebten Vaters sei. Thränen rollten bei diesem Gedanken über ihre Wangen und ein heißes Dankgebet stieg aus ihrem übervollen Herzen zu Gott empor, der so gnädig über ihr gewaltet hatte.

Endlich hatte die Mutter ihr Mahl beendet und Gutta konnte sie zu Bette bringen, wo die Ermüdete alsbald in Schlaf versank. Sie selbst aber war weder müde noch schläfrig. Sie trat ans Fenster und sah hinab auf

das geschäftige Treiben im Hofe, das Hin- und Herrennen der Reitigen und Knechte, das Zutragen und Verteilen der Waffen und das Aufziehen der Wachen und Posten auf den Mauern. Einzelne Personen, insbesondere den Junker, welchen Guttas späherndes Auge im allgemeinen Gewühle suchte, vermochte sie jedoch nicht zu erkennen; hiezu war das Facelicht im Hofraum zu unstät und die Höhe des Turmes zu beträchtlich.

Allmählich ward es unten stiller und endlich trat vollkommene Ruhe ein; es war nicht mehr weit bis Mitternacht. Da öffnete sich plötzlich die Thüre des niedrigen Gemaches und Mangold erschien auf der Schwelle. „Kind,“ sprach er leise, um die schlafende Kranke nicht zu wecken, zu dem Mädchen, „der Herr Graf, den ich von deinem Hiersein in Kenntnis setzte, verlangt dich zu sprechen: folge mir zu ihm!“

Gutta warf einen Blick auf ihre Mutter; diese schlief fest. Die sorgsame Tochter konnte deshalb wohl wagen, sie für kurze Zeit zu verlassen. Leise, auf den Zehen, schlich sie aus dem Gemach und folgte Mangold über die steile Treppe nach dem Hofe. Mit hochklopfendem Herzen durchschritt sie letztern, — es war ja nur allzu wahrscheinlich, daß der Junker sie auf diesem Wege erblicken würde. Aber was sie befürchtete, geschah nicht. Sie zwar sah ihn im Eisenkleide, das blanke Schwert in der Faust, im Halbdunkel inmitten seiner Knechte stehen; er aber achtete nicht auf die Vorübergehende, er mochte sie wohl für eine der Mägde des Schlosses halten.

Nach wenigen weitem Schritten stand sie vor dem Grafen Konrad, der in der Nähe der kleinen Mauerpforte, welche Gutta öffnen sollte, sich aufgestellt hatte. „Höre, Mägdlein,“ begann der Graf leise, „ich habe einen Plan eronnen, wie ich mit deiner Hilfe des roten Dietrich, der Burg und Stadt an die Appenzeller ver-raten wollte, habhaft werden mag. Ich glaube nämlich zuverlässlich, daß der Schurke sich zuerst allein nach der Pforte schleichen wird, um sich zu überzeugen, ob sie wirklich geöffnet ist. Deshalb habe ich den Wachen auf der Mauer anbefohlen, sich versteckt zu halten und den einzelnen ungehindert herankommen zu lassen. Thut er dies nun, so öffne den rechten Thorflügel und verleihe ihn unter dem Vorwand, du vermöchtest den Riegel am linken Flügel nicht zu ziehen, daß er hereintritt. Leistet er Folge, so wird, sobald er den Riegel zurückzieht, das vor der Pforte befindliche eiserne Fallgitter herabstürzen und ihm den Rückgang abschneiden. Gleichzeitig fallen meine im Dunkel der Mauernischen versteckten Knechte über ihn her und fassen ihn. Hast du mich verstanden?“

„Ja, gnädigster Herr!“

„Und hast du Mut genug und kaltes Blut zur Ausführung der That?“

Gutta zögerte einen Augenblick mit der Antwort; dann aber, emer plötzlichen Eingebung folgend, erwiderte sie: „Ich glaube es bestimmt, gnädigster Herr!“

„Nun denn, so mache deine Sache gut!“ sprach der Graf ermutigend, „sei ohne Furcht, es kann dir nichts dabei geschehen: meine Knechte stehen zu deinem Schutze bereit. Geh jetzt, Kind, es ist Zeit!“

Gutta gehorchte und trat an die ihr bezeichnete Stelle, während der Graf sich zu seinen bereits im Verstecke liegenden Knechten begab. Es war ihr seltsam zu Mut. Was der Graf von ihr verlangt hatte und was sie jetzt auszuführen im Begriffe war, kostete sie eine gewisse Überwindung, denn es war — auch ein Verrat, durch welchen ein Mensch, wenngleich ein schlechter und verabscheuungswürdiger Mensch, unfehlbar in Gefangen-

schaft und Tod gestürzt werden mußte. Wäre Gutta nun vollkommen überzeugt gewesen, daß er es war, der ihren Vater erschlug, so hätte sie nicht im geringsten Anstand genommen, das Verlangen des Grafen zu erfüllen. Aber es war ja immerhin auch möglich, daß ein anderer das dem Ermordeten geraubte Klinglein verloren und Dietrich dasselbe in Wahrheit nur gefunden habe; in diesem Falle würde sie nun einen an der Bluthat Unschuldigen ihrem Wahne opfern. Dieser Gedanke quälte und peinigte sie. Doch es gab ja ein Mittel, ehe sie Dietrich unabwendbar dem Hente auslieferte, noch im letzten Momente die Wahrheit zu erfahren, und sie beschloß, es anzuwenden.

Mit vor Aufregung laut pochendem Herzen spähte das Mädchen durch das an der Eisenpforte angebrachte „Guckloch“ hinaus in die schwarz vor ihr liegende Nacht, um das Nahen Dietrichs beizeit zu entdecken; doch lange regte sich nichts in dem tiefen Schweigen, das ringsum herrschte. Endlich aber — Gutta mochte etwa eine halbe Stunde auf der Mauer gestanden sein — meinte sie ein leichtes Geräusch wie von vorsichtig sich nahenden Schritten zu vernehmen. Gleich darauf ließ sich ein leises Klopfen an der Pforte hören und: „Gutta, bist du da?“ fragte leise flüsternd eine Stimme draußen. Statt aller Antwort zog Gutta jetzt, wie ihr anbefohlen war, den rechtsseitigen Thorflügel zurück und — der rote Dietrich stand ihr gegenüber.

„Willkommen, süß Liebchen!“ sprach er leise. „Ist alles sicher?“

„Ja!“ gab Gutta fast unhörbar zur Antwort.

„So öffne die Pforte ganz!“

„Ich vermag's nicht,“ flüsterte sie zögernd, „der Riegel widersteht meiner Kraft!“

Da trat Dietrich ein und erhob die Hand nach dem schweren, rostigen Eisen, um es selbst zurückzustößen, doch — Gutta hielt ihn davon zurück.

„Dietrich,“ sprach sie, entschlossen, jetzt ihre Zweifel zu lösen und die Wahrheit zu erfahren, „wo hast du das Klinglein her, das du mir heute abend gegeben? Du hast es nicht gefunden!“

Unwillkürlich zuckte der Rote zusammen bei dieser gänzlich unerwarteten Frage, doch faßte er sich rasch. „Nun denn,“ erwiderte er gezwungen lachend, „wenn ich's nicht gefunden habe, so — ist's auf andere Weise in meine Hände gelangt!“

„Du nahnst es — einem wandernden Krämer ab, den du einst bei Rorschach erschlugst!“ sprach Gutta jetzt mit vor Aufregung zitternder Stimme.

Dietrich prallte förmlich zurück. „Ha, verflucht!“ zischte er, „woher weißt du —?“

Gutta hatte genug gehört. Mit einem Sprunge war sie an der Pforte und riß den Riegel zurück; rasselnd stürzte da das Fallgitter nieder.

Dietrich zuckte erschreckt zusammen. „Teufel,“ rief er, „was thust du?“

„Ich überliefere den Mörder meines Vaters der Strafe und Rache!“ erwiderte Gutta, indem sie einen Schritt zurücktrat, um den herbeistürzenden Knechten Raum zu geben.

Dietrich erkannte, daß er verloren war, und riß den Dolch, den er am Gürtel trug, aus der Scheide.

„Steht es so?“ schrie er wütend, „dann fahr zur Hölle, Verräterin!“

Mit diesen Worten sprang er, ehe es den Knechten gelingen konnte, ihn zu fassen, wie eine Katze auf einen überlisteten Vogel, auf Gutta los und stieß ihr mit aller Kraft den Dolch in den Busen. Mit einem Schrei sank die Unglückliche zu Boden.

Gleichzeitig war der schändliche Mörder niedgerissen, überwältigt und gebunden.

Der mit seinen Knechten herbegeeilte Graf aber wandte alsbald seine Sorge dem an der Erde liegenden schwer verwundeten Mädchen zu. „Fackeln her!“ schrie er, „schnell, schnell!“

Da eilte der Junker, in der Meinung, es habe an dieser Stelle ein Angriff der Appenzeller stattgefunden, mit seinen Leuten herbei. Zwei derselben trugen Fackeln in den Händen, bei deren Scheine Junker Konrad sah, was geschehen und — wer die Verwundete sei. „Heiliger Gott,“ rief er, „Gutta du, — du hier — blutend — verwundet?“

„Feinde vor der Burg!“ schrie in diesem Augenblick der auf der Mauer aufgestellte Wächter, und der Graf eilte mit seinen Knappen hinweg nach der Stelle, wo die Appenzeller soeben den Versuch machten, mittelst Sturmleitern auf den Mauerkranz zu gelangen. Nur Junker Konrad blieb bei Gutta zurück. Sanft nahm er den Körper der Sterbenden in seine Arme und legte ihren Kopf auf sein Knie. „Gutta,“ rief er ihr dabei mit schmerzbelegter Stimme ins Ohr, „o sieh mich noch einmal an, — Gutta, Gutta, höre mich und sage mir, daß du mir verzeihst!“

Da öffneten sich noch einmal die schönen, schon halbgebrochenen Augen Guttas und mit dem Ausdruck der innigsten Liebe blickten sie in das Antlitz des über sie Gebeugten. „Ich verzeihe,“ hauchte sie, „lebe wohl, — lange — und glücklich!“ Dann senkten sich ihre Lider und ihre Seele entfloß.

Der Junker aber küßte mit einer Thräne im Blick die Stirne der schönen Leiche, ließ ihren Kopf sanft zur Erde gleiten und eilte hinweg auf die Mauer zum Kampfe.

Der Versuch der Appenzeller, Schloß Montfort zu überrumpeln, wurde glänzend abgewiesen und die Stirnenden mit blutigen Köpfen von den Mauern gestürzt und zurückgeschlagen. Erbittert über ihre Niederlage schlossen jetzt die Bauern die Burg und die Stadt Bregenz ein, um sie durch Hunger zur Übergabe zu zwingen. Drei volle Monate dauerte die Belagerung. Da endlich, am 13. Januar 1408, zogen die Bauern ab; denn die Fürsten und der Adel der gesamten Umgebung zogen mit Übermacht zum Entsatz der schwer bedrängten Stadt heran und zwangen die Appenzeller, in ihre Berge zu-

rückzukehren, um so mehr, da auch der deutsche Kaiser Ruprecht ihnen befahl, ihren Bund aufzuheben und sich dem Abt von St. Gallen wieder zu unterwerfen.

So ward, als die Not im Schlosse und der belagerten Stadt bereits aufs höchste gestiegen war, endlich alle Gefahr beseitigt. Die aber, welche durch ihre rechtzeitige Warnung hauptsächlich dazu beigetragen und jedenfalls die Burg gerettet hatte, die großherzige Gutta, schlummerte sanft auf dem Friedhofe bei der St. Galluskirche. Der dankbare Graf Konrad hatte ihr eine prächtige Leichenfeier veranstaltet, und der alte Minnesänger Graf Hugo hatte dabei noch einmal den Pegasus bestiegen und in einem gefühlvollen Gedichte des edlen Mädchens That geschildert und dessen unglückliches Ende.



„Ich verzeihe,“ hauchte sie, „lebe wohl, — lange — und glücklich!“

Dietrich wegen zwielfachen Mords und Verrats der Prozeß gemacht. Trotzig und ohne Reue gestand er die ihm zur Last gelegten Verbrechen ein. Am 31. Januar wurde er der damals üblichen barbarischen Strafweise gemäß gerädert und die zerbrochenen Gliedmaßen seines noch lebenden Körpers aufs Rad geflochten.

Seine Leiche wurde außerhalb der Friedhofsmauer in ungeweihter Erde im „Armenfunderanger“ verscharrt.

Gute Auskunft.

Frau: „Können Sie mir vielleicht sagen, wo der Kapitän von dem Schiff dort ist?“
Steuermann: „Gehen Sie man aufs Deck, der mit'n schwarzen Bart und zweitausend Thaler Gehalt, der ist es.“

Der Schlaf des Gerechten.



Schlimmes Erwachen.

Glücklich derjenige, welcher eines ruhigen Schlafes genießt und ein gutes Gewissen zum Kopfstützen hat. Glücklich? Ja, hie und da, aber nicht immer. Freilich soll das Glück im Schlafe kommen, allein unser gutes Erdmännlein hier auf dem Bilde macht leider eine andere, schlimmere Erfahrung. Es hat sich müde geschafft bei schwerem Wichtelwerk tief in der Erde Echoß und gedenkt nun im schattigen Walde, in wüßziger Luft friedlich auszuruhen von den Beschwerden, die es in der finstern, feuchten Erzgrube erduldet. Es hat aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Während es sanft schlummert, kommen seine Nachbarn, die boshaften Schwarzelfen, und angeln ihm seine Wichtelkappe weg, die doch ein notwendiges Bestandteil seiner Ausrüstung ist.

So erging es einst auch den biedern Deutschen, welchen man ehemals mit Recht den bitteren Spruch zu Gemüt führte:

Verschlaf die Zeit, verlern das Denken,
Verändere nie dein Schafsgesicht,
Laß dich von jedem Ochsen lenken,
Und wenn er stößt — so murre nicht!

Ja, so war es. Während der gute Michel schlief, kamen seine heimischen Freunde, die nur sein Bestes wollten, und seine boshaften Nachbarn zogen ihm das Gasthüttlein ab, lobten ihn dabei und sagten: „Ja, der Michel ist brav, er träumt so schön und es kommen ihm im Schlafe prächtige Gedanken — er ist eigentlich zu gut für diese schlechte Welt, wir wollen schon für ihn sorgen!“ Und wie gedieh das dem Michel? So gut, daß es hieß:

„Da singen sie im hohen Ton
Von einer deutschen Nation,
Erlaubt mir nur den Einwand:
Ist denn Charpie noch Einwand?“

— Daraus geht die weise Lehr' hervor: Schlafen, ruhig schlafen mag recht angenehm und behaglich sein. Wenn man aber von schlimmen, heutzugierigen Feinden umgeben, ist es klüger, zu wachen und — sein Pulver trocken zu erhalten. Merk's!

Für Geist und Herz. *)

Alle Menschen in der Welt
Streben nur nach Gut und Geld;
Und wenn sie es dann erwerben
Legen sie sich hin und — sterben.

Wenn ich mein eigenes Leben betrachte,
So scheint es mir kläglich;
Wenn ich das Leben anderer betrachte,
Wird's wieder erträglich.

*) Aus „Ähren und Blüten. Eine Sammlung von Sprüchen der bedeutendsten Dichter und Denker in Poesie und Prosa.“ Verlag von Moritz Schauenburg in Jähr.

Hurra! Was bin ich so groß!

Schaut einmal den Knirpsen an, der sich in seinem eigenen Lichte ein „Schattenspiel an der Wand“ vormacht. Hat das Kerlchen ein Mäfler! Heidi — was bin ich so groß — wer will mit mir anfangen?

Er komme her, der Lumpenhund,
Ich bog' ihn nieder auf den Grund.

Ja, nicht allein die Wichteln, sondern auch ganz andere Leute machen sich das Vergnügen, Großmämler zu spielen. Wenn's nur immer so wohlfeil abginge wie hier im Bilde, wo ein alter Unschlittstumpfen genügt, um den faulen Zauber hervorzubringen. Oft kostet es aber Geld, viel Geld und leider auch viel Menschenblut, bis so ein umgekehrter Peter Schlemihl seinen Riesen-schatten an die Wand gezaubert hat, und weil er an die Wirklichkeit glaubt, leichtsinnig zur That schreitet.

Ich bin so groß — ich bin so groß,
Der Rachekrieg der bricht bald los;
Herbei, herbei zum blut'gen Streit,
Bin erzbereit, bin erzbereit!

Jedes Ding hat aber zwei Seiten, und steht auf der einen: „Vor der Schlacht!“ so lautet die Inschrift der andern: „Nach der Schlacht!“ Das mögen die bedenken, welche Schattenbildern nachjagen; — die rauhe Wirklichkeit zerreißt mit grausamer Hand die schwankenden Gebilde. Übrigens, wo am meisten geschrien wird, ist der wenigste Ernst.

Nicht der grollende Donner trifft, sondern der stille Blitz. Also laßt sie in Gottes Namen schreien wie unser Heintzelmännchen:

„Heidi — was bin ich so groß!“



Ei wie groß!

Für Geist und Herz.

Das Gewissen ist eine Majestät. Vor seiner Autorität beugen sich alle Menschen. Man kann seine Befehle mißachten, aber man muß dann seine strafende Stimme hören. Das Gewissen ist nicht abhängig von unserm Willen, wir stehen nicht über, sondern unter ihm. Die Thatsache des Gewissens ist der größte Beweis Gottes.

Jede Schmeichelei, gesprochen, geschrieben, gedruckt und gemalt, ist eine Grobheit wider ihren Gegenstand

Großer Volkstafelender für 1888.

und wider die Natur. Sie will ihn besser machen, als die Natur ihn gemacht hat.

Was verkürzt nur die Zeit? — Thätigkeit.
 Was macht sie unerträglich lang? — Müßiggang.
 Was bringt in Schulden? — Harren und dürden.
 Was macht gewinnen? — Nicht lange besinnen.
 Was bringt zu Ehren? — Sich wehren.

Die ewigen Liebesleut'.

Von Wilhelm Meyer-Markau.

1.



ine Herbstlandschaft in den östlichen Ansläufem der Lüneburger Heide: sandiges, blaches Ackerland, abgeerntet und streckenweis nach Kartoffeln durchwühlt. Dazwischen breite Raine mit schwindfüchtigem Gestrüpp, ab und zu von einzeln stehenden Eichen überragt, von Eichen, denen in solcher Umgebung nach der Einsamkeit hoch oben gelüftete. Im Hintergrunde die platten Bursche des deutschen Waldes — verkrüppeltes Föhrengebüsch; im Vordergrunde eine kahle, heidebraun überlaufene Hügelkette; in der Mitte der Ebene ein Fahrweg, dessen Flugland auch

dem dürrstigen Gras- und Heidekraut das Hervorsprossen verwehrt; und zu beiden Seiten dieses Weges ewig flüsternde Epen.

Ein leiser Wind haucht durch das stark gelichtete Blätterwerk dieser Epen, und lustig tänzelnd, nicht als ginge es in den Tod, sinkt wieder eine Handvoll falben Laubes nach unten aufs Feld und auf den Weg.

Zwei, drei dieser Wahrzeichen des Herbstes flüchten sich auf den Hut eines Wanderers, der bei dem Scheine der rotglühend am Himmel verschwindenden Abendsonne langsam, bedächtig fürbaß schreitet.

Er darf sich schon Zeit nehmen, der einsame Wanderer; denn das mühselnde Knarren eines Ziebrunnens, das soeben mit herbstlich hellem Weitklänge an sein Ohr tönt, kündigt ihm, daß das nächste Dorf, sein Reiseziel, nicht mehr weit sein kann, daß es vor Einbrechen der Dunkelheit noch sehr gut zu erreichen sein wird.

Alein es bedarf dieses Merkzeichens zur Abschätzung der Entfernung gar nicht. Der Wanderer weiß es auch ohnedem, wie nahe er seinem lieben Dörflein wieder ist, obwohl er es seit mehr als zwei Jahrzehnten nicht mehr betrat. Kennt er doch jeden Hügel, jeden Weg und Steg, ja fast noch jeden Baum und Strauch hier weit und breit herum, als sei er erst seit gestern fern gewesen.

Ja, das war sie noch, die alte traute Heimat; nicht nur noch dieselbe wie vor zwei Jahrzehnten, auch noch dieselbe wie in den Tagen meiner glücklichen Kinderjahre (denn ich selber war der einsame Wanderer)!

Und wie aufmerksam es von ihr war, mich diesmal in buntem Herbstschmuck zu empfangen, der ich ja auch im Spätherbste des Lebens stehe.

Wie mannigfache Erinnerungen aus längst vergangenen Tagen auf Schritt und Tritt auf mich einströmten! Bei jeder Ackerbreite stand mir dessen einstiger Besitzer vor der Seele; bei fast jedem Hügel fiel mir eine Sage oder irgend ein Erlebnis meiner Jugendjahre wieder ein; bei diesem und jenem alten knorrigen Eichenbaume wurde mir das Gedächtnis einer knabenhaften Heldenthat wieder wach.

So in seligen Erinnerungen schwelgend, durchschritt ich endlich in einem schmalen Quertale die Hügelkette und stand nun an der letzten Wegbiegung. In stiller Abenddämmerung lag mein Heimatdörflein wieder vor mir. Auf den Wanderstab gestützt, blickte ich auf dasselbe hin.

Es war das alte Dorf geblieben, wenngleich einige blutjunge Häuser mit dem rüchichtslosen Hervordrängen der Jugend ihre roten Ziegeldächer über die strohbedachten wendischen Bauernhäuser hinweg zur Schau stellten.

Dort rechter Hand, gleich neben dem Dorfeingange, lag mein väterliches Gehöft; mein Stammhof, wie ich als Bauernsohn es bis auf diesen Tag mit Stolz nenne. Die Thoreinfahrt war in der Dämmerung noch ganz gut zu erkennen. Und im hintern Hofraume stand die uralte Schafstallung, aus der ich als Knabe so oft die geduldigen Wollträger den Weg hier herauf zur Weide trieb. Ich mußte lächeln, als ich jetzt daran gedachte, wie hurtig ich in der Abenddämmerung immer mit meiner Herde an dem Friedhofe hier

linker Hand vorbei und nach Hause zu kommen suchte. Ist's doch — Einbildung kleiner und großer Kinder weiß es bestimmt — auf keinem Friedhof geheuer.

Der Friedhof!

Nichtig, da blinkten die weißen Steinkreuze neben dem Hohlwege zu mir herüber, als wollten sie mir winken, an ihnen nicht vorüberzuschreiten, bevor ich dort nicht lieber Toten gedacht.

Ich war ihrem Winken gefolgt.

Mit andächtigem Schauern stand ich an dem gemeinsamen Grabe meiner längst heimgegangenen Eltern, meiner früh vollendeten Schwester.

Da regte sich etwas in meiner Nähe; ich sah hin und bemerkte erst jetzt auf dem Begräbnisplage des Lehnschulzenhofes ein altes Mütterchen, das sich an einem frisch aufgeworfenen Grabhügel zu schaffen machte.

Meine stille Andacht war gestört.

So trat ich denn zu dem Mütterlein und bot ihm nach Landesbrauch den Abendgruß. Als es mir denselben zurückwünschte, glaubte ich die vor mir Stehende zu erkennen.

„Bist du's, Annrei?“ *) redete ich sie an, „hast in den letzten Tagen was Teures von dir geben müssen?“

„Ach ja, Wilhelm, denn du bist's doch wohl, wie ich zu sehen glaub.“

„Wen hast denn begraben?“ so fragte ich teilnahmsvoll, obwohl ich's eigentlich schon wußte, wer allein der Tote mir sein konnte.

*) Annrei = Anna Maria.

„Wen? nun ihn!“ gab sie Auskunft.

„Arme Annrei!“

„O nein, Wilhelm, so mußt nicht reden, so nicht! Sehen uns beid' ja bald wieder; und dann wird's anders werden, ganz anders, als es hier war.“

„Hast recht, Annrei, nimm mein Gered' nicht verübel, hast recht!“ pflichtete ich mit einem Händedrucke bei, als wir aus dem Kirchhofthor traten und nach „dabeim“ einbogen.

„Hört's schon, daß du kämst. Hast lang nicht nach uns geschaut. Die Zeiten sind nicht mehr die alten,“ gab Annrei dem Gespräch eine andere Richtung.

Wir redeten dann noch dies und das, von jenen längst vergangenen Zeiten und von den jetzigen, bis wir uns im Dorfe trennten. Des Toten gedachten wir mit Worten nicht mehr: ich Annreis wegen, Annrei aus andern, noch bessern Gründen nicht. —

2.

„Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.“

Nur die Erinnerung ist die Zauberin, welche uns längst entschwindene Erdentage aus dem dunkeln, tiefen Schachte der Vergangenheit wieder heraufsteigen lassen kann. Sie auch zeigt mir das Mütterlein Annrei in einstiger Jugendschönheit ihres Lebensluzes.

Ist's mir doch, als fände ich mich wieder in einer niedern, dumpfen Bauernstube, und in derselben schnurrt und surrt und summt und brummt es wirt durcheinander, beinahe wie in dem größten Bienentorbe in Nachbar Imkers Garten. Bald ist's ausgelassenes, übermüthiges Lachen, das an mein Ohr schlägt; bald

Gesang von Volksliedern, die in keinem Liederbuche stehen; bald leises Richern, bald lautes Durcheinanderreden. Und dann wieder werden Rätsel aufgegeben und unter Scherzreden gelöst. Dazwischen immer das ewig gleichmäßige Gesurre und Geschnurre! Eine winzige Hängelampe müht sich vergeblich, den niedrigen dumpfen Raum dem Dunkel streitig zu machen.

Beim trüblichen Scheine derselben sitzen in drei oder vier Reihen dicht nebeneinander an ein Duzend derber Bauernmädchen und dazwischen, an Zahl nicht geringer, stämmige Bauernburischen. Und vor jedem Mädchen und vor jedem Burschen steht ein Spinnrad, auf dessen Spindel fleißige Hände aus Flachs oder Hede Garn schaffen. Und auf dem Tische, inmitten all der ge-

räuschvollen Geschäftigkeit, sitze ich als etwa zehnjähriger Knabe, einige wenige Lichtstrahlen mit einem aufgekloppten alten Kalender auffangend und eifrig lesend.

So hatte ich dereinst unzählige Male auf dem Tische in der elterlichen Wohnstube gesessen, wenn diese die Spinnstube beherbergte und ich von dem kostbaren Raume da unten auf den Tisch verbannt wurde.

Auch ist's mir, als hörte ich reden, genau wie der-einstens.

„Na aber, Hansjochen, möcht' doch wirklich wissen, was ihr zwei beid', die Annrei und du, den ganzen tuscheln (flüstern) und geschlagenen Abend mit'nand' zu heimlich zu thun habt!“ neckt



„Na aber, Hansjochen, möcht' doch wirklich wissen, was ihr zwei beid', die Annrei und du, den ganzen geschlagenen Abend mit'nand' zu tuscheln (flüstern) und heimlich zu thun habt!“

einer der Burschen — es war des Lehnschulzen Großknecht — ein Paar, das in einer Ecke ganz abseits von den andern sitzt und sich nicht an dem Hin und Wider der allgemeinen Unterhaltung beteiligt. Es hat an der eigenen genug.

„s hält jeder, wie's ihm gut dünkt, Hansjochen.“ Kannst dich auch zu deiner Mreiphei*) setzen,“ gab der Geneckte gelassen zurüd.

„Werd' schon ohn' ihn fertig,“ kam's schnippisch aus dem entgegengesetzten Winkel als ungeforderte Antwort.

Hansjochen schluckte die Bille hinunter, die ein Stücklein irdischer Wiedervergeltung dafür war, daß er gestern abend als öfter als nötig Jennrichs Andor***) den Faden zerupft hatte. Darum auch schien's dem schuldberuhten Hansjochen vorteilhafter, seinen Wisz an Hansjochen und Annrei, statt an Mreiphei zu üben.

„Bist ihn denn noch nicht satt, Annrei?“ wandte er sich aufs neue dahin, „hast dich mein' Seel' nachgrad lang genug mit ihm gezogen.“

Annrei gab nicht Antwort; eine jähe Röte übergoß ihr hübsches Gesicht bis unter die aschblonden dichten Haare hin, so daß die roten Lippen von diesem überpurpurten Untergrunde gar nicht abzustechen vermochten, so sehr sie sich dieserhalb auch abmühten.

„Hör, Hansjochen, wahre deine Worte!“ mahnte Hansjochen. Allein der von Hansjochen angeschlagene Redton fand einen viel zu lebhaften Anklang, als daß

*) Hansjochen = Johann Joachim.

**) Mreiphei = Marie Sophie.

***) Andor = Anna Dorothea.

man sich's hätte verjagen können, in ihn mit einzustimmen. Im Zorne ernstlich aufbrauen, das gab's ja bei dem gutmütigen Hansjochen nicht; und nachhaltig etwas läbel nehmen, war erst recht nicht seine Sache.

„'s ist wahr, Janjochen, ziehen sich wirklich bald lang genug mit 'nand', der Hansjochen und die Annrei!'' pflichtete Janhinnerk*) vom Kamperhose bei. „Fingen's schon als Schulfinder an.“

„Weißt's noch, wie Kantors Vater **) dazumal Singstund' hielt und Hansjochen immer nach Annrei 'nüberschiele, statt in sein Buch zu sehen?“ gab ein dritter dazu.

„Und wie Kantors Vater sich dann vor Hansjochen stellte und meinte: „Guck, Gucker, nun guck! So kleine Jüngschen müssen ins Buch und nicht nach Mädchen gucken!““ ergänzte ein vierter.

„Ja, ja, 's waren schon dazumalen Liebesleut', der Hansjochen und die Annrei!“ meinte wieder einer so bedächtig, als habe sein schwerfälliges Hirn diese funkel-nagelneue Entdeckung joeben höchstselber gemacht.

„'s war doch schön bei Kantors Vater, Jüngens und Dirnen!“ spann eine der letztern den Faden der Unterhaltung nach dieser Richtung hin weiter. Füllners Mriel***) war's; ihr that ihre Freundin Annrei leid, sie wollte dieselbe mit Weiberlist aus der peinlichen Lage befreien.

Und das muntere Völkchen fand die vielen unschuldigen Schulscherze und all das kleine Schulleid in der Erinnerung so ergötzlich, daß es Annreis und Hansjochens darüber gänzlich vergaß.

Das war den beiden schon recht; waren sie nun doch wieder einander überlassen, gehörten sie so lediglich wieder einer dem andern inmitten dieser ausgelassenen Schar junger Menschenkinder. —

3.

Auch jener traurig-schönen Osterzeit, wie ich sie als Knabe zum letztenmale im Elternhause verlebte, muß ich wieder gedenken, indem ich wie das rückwärts gewandte Gesicht des alten heidnischen Zeitgottes in die Vergangenheit blicke und Annrei und Hansjochen in der Vollkraft ihrer Lebensjahre schaue.

Mit gedachten Ditem war's just so, wie's mit den andern seit meinen ersten Kindertagen und wie's eine Ewigkeit vorher auch immer gewesen war. Der Frühlingssturm brauste seine uralte Niederweife über Felder und durch Wälder dahin; er zerzauste mit dem ewig gleichen Übermute die fahlen Baumkronen draußen im Hag. Die wärmenden Frühlingssonnenstrahlen schmelzen wie all die Jahrtausende vordem die letzten hinter Hecken und Büschen verloren liegenden Schnee-reste langsam auf; dieselben Strahlen unsfächelten mit ihrer milden Wärme gerade so lind wie sonst die grüne Saate. Das Schneeglöcklein läutete nicht anders wie schon manch tausend Jahrlein den Frühling ein.

Und doch war's für mich Dorfjungen ein anderes Ostern, als ich bis dahin eines verlebte, diese Osterzeit vor meinem Weggange zur „großen Schul“ in der Stadt, wie beide, das Gymnasium und das nahe Landstädtchen, in dem es sich befand, von uns gewichtig benannt wurden.

Scheiden! — Das eine Wörtlein war's, welches mir diesmal die ganze wieder erwachende Natur in einer gar eigenartigen Beleuchtung erscheinen ließ.

*) Janhinnerk = Johann Heinrich.

**) Kantors Vater = Lehrer.

***) Mriel = Maria.

Wenn ich einsam und weltverloren im schaurigen und doch so anheimelnden Halbdunkel des Tannichts stand, und der Frühlingssturm durch die Wipfel der Bäume fuhr — bald wildbewegt und mächtig dröhnend, bald finster und zornverregt murrend —: dann war es mir immer, als sei das der gewaltige Scheidegesang, den die Natur mir antimmte. Mochte ich durch die Wälder, mochte ich durch die Felder streifen; mochte ich die wieder erwachende Natur wo auch immer in ihrem Keimen und Werden belauschen: stets wurde es mir wehe ums Herz bei dem Gedanken, daß das nächste Jahr alles so ganz ohne mein Dabeisein wieder geschehen werde.

Ja freilich, der halbwichsige Knabe war bereits, was man den Mann im Leben so oft gescholten: ein Träumer.

Ein Träumer war ich jene Ostern zwar nicht immer. Als Omsen Jürgen, der Pausback vom Flurschützen, mir die Freudenmär anvertraute, er habe in des Neubauern Heidamp Osterstangen entdeckt, wie's schlankere in der ganzen Feldmark keine geben könne, und wir zwei wollten sie holen — da war 's Träumen vorbei. Dem gesüchteten Neubauern die Stangen wegholen, das reizte meinen Knabenübermut. In diesem Jahre sollte er uns nicht wieder erwischen, der Kinderfeind. Und wir wurden auch nicht erwischt.

Einen Bienenkorb brauchten wir nicht heimlich zu holen, der Imker schenkte uns 'deren sogar zwei, und der Schulze gab uns eine alte Wagennabe obendrein.

Welch ein Jubel, Welch ein Jauchzen bei uns glücklichen Dorfkindern, als die drei teergetränkten Dien-spanbehälter am ersten Osterabend hoch in der Luft über der Kruppe des Pferdehimmel-Berges aufklammten, als die Lohe vom riesigen Holzstoße darunter hell auf den Himmel schlug und in die dunkle Nacht weit hinein leuchtete!

Aber nicht nur uns Kindern brannte das Frühlingsfeuer, sondern auch den Alten und dem Jungvolk. Während erstere von unten im Dorfe aus andächtig auf den Feuerchein blickten, alte Sprüche murmelten und mit ängstlicher Bedachtsamkeit erwogen, ob auch ihrem Saatfeld das Licht vom heiligen Berge leuchten werde, zogen Burschen und Mädchen leichtem Sinnes und fröhlicheren Herzens Arm in Arm unter Singen und Scherzen zu uns nach oben. In lustigen Ringelreihen tanzte die muntere Schar um unser Feuer.

Ein Paar allein stand abseits und sah stillvergnügt der gemeinsamen Freude, dem lauten Jubel zu. Und dann wieder blickte es einander so glücklich an, als habe es ohne die ganze Welt rings herum lediglich aneinander genug.

Es waren die Liebesleut' Hansjochen und Annrei.

4.

Bis zur vorletzten Schulklasse hatte ich die Staffel erträunter Gelehrsamkeit erklettert, als ich eines Mittags auf dem wackeligen Tische meines Schülerstübchens die Einladungskarte zur Hochzeit des jungen Freibauern vorfand. Der „Junge vom Reiterhose“ hatte bei dieser „Köst“ einen gewichtigen Ehrenposten zugeteilt bekommen: als nächster männlicher Anverwandter des Hochzeitors sollte ich einer der beiden „Fragereiter“ sein, also dem Hochzeitszuge die Entscheidung des „Köstvaters“ darüber einholen, ob er sich die Braut als Schwiegertochter wolle ins Haus führen lassen.

Der Hochzeitstag kam.

Im vorschrittmäßigen Aufputze saßen Braut und Bräutigam im Brautwagen, und vor diesem ritten wohl an die fünfzig buntbebanderte Voreiter und ein volles

Duzend Musikanten. Allen voran aber ritt ich mit einem Bauernburfchen, der freilich mehr denn mal so alt war als ich.

„Jetzt heißt's reiten, Wilhelm, nicht Schulbankdrücken!“ scherzte dieser.

„Nur tapfer vorwärts, Hansjochen, wollen's heut ausprobieren, wer's dem andern zuvorthun kann,“ gab ich Antwort.

„Hei, wie wir jetzt dahinflausten, wie die bunten Bänder in der Luft flatterten, wie die Hufe der Kofse den Erdboden stampften, daß es weithin dröhnte!

Als wir beide aus dem Dorfe zurück hasteten und an den Brautwagen heransprengten, der unserer am Grenzgraben harzte, leuchteten uns zwei Mädchenaugen aus demselben entgegen, so herzlich, so glücklich, so selig! Die der Brautjungfer Annrei waren's, die voll bräutlichen Stolzes auf ihren stattlichen Bräutigam an meiner Seite blickte.

„Sähest gewiß lieber an des Bräutigams Stelle und hättest statt der Braut von heut Annrei an deiner Seite,“ neckte ich meinen Genossen, als die Brautfrage gethan war und wir an der Spitze des Zuges trabten.

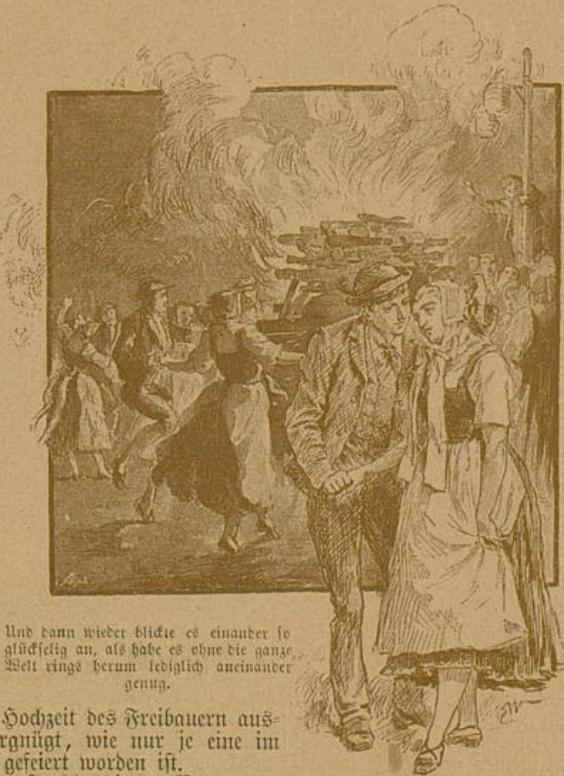
„Guck einer, wie's Studieren geseit macht!“ meinte Hansjochen. „Kannst wirklich recht haben, Wilhelm. Soll aber auch nicht lang mehr dauern, dann kannst für mich fragen reiten.“

„Topp, Hansjochen, das gilt ein Wort!“

„Sicherlich! 's wird wirklich Zeit; nennen uns so schon seit ein paar Wintern „die ewigen Liebesleut“ wegen des überlangen Brautstandes von uns.“

Wir haben sodann die Hochzeit des Freibauern ausgefeiert: so lustig, so vergnügt, wie nur je eine im ganzen Hansjochenvinkel gefeiert worden ist.

Das meiste Glück aber strahlte einem Paare aus den Augen, welches sich während dieser vier Tage fast gar nicht voneinander trennte. Das waren keineswegs die Hochzeiter — es waren „die ewigen Liebesleut“ Hansjochen und Annrei.



Und dann wieder blickte es einander so glücklich an, als habe es ohne die ganze Welt rings herum lediglich aneinander genug.

5
„Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können; selbst die ersten Eltern waren nicht daraus zu verreiben.“

Ja, wenn Erinnern nur immer Paradiesesfreuden brächte!

Noch heute zerreißt es mir das Herz, wenn ich all der Leiden, all des Kummers, all des Herzeleids wieder gedenke, das ich schwer geprüftes Menschentkind derzeitig über andere gebracht, als ich eines Tages ins Elternhaus zurückkehrte als ein meines Amtes entsehter Mann, ich, der ich dieses Amt noch kaum besessen!

Die gute alte Mutter!

Mit Thränen im Auge empfing sie ihren Liebling, der ein brotloser Mann geworden trotz seiner Gelehrsamkeit.

Die jüngern Geschwister schauten alleamt verschüchtert auf ihren „Herrenbruder“, den der so hochverehrte König aus dem Dienst gejagt.

Der Vater allein machte bei meiner unzeitigen Heimkehr kein trauriges Gesicht. Finster zog er die Brauen zusammen, als ich ihm mit Handschlag den Gruß bot.

„Komm in die Staatsstube!“ befahl er kurz.

Ich gehorchte.

„Jetzt, Jung', sag mir, ob's wirklich so und kein Haarbret daneben ist, was du von deinem Absetzen geschrieben!“

Bei dem Worte „Absetzen“ wollte seine Stimme anfangs stoden, doch willenskräftig stieß er es darauf um so schärfer hervor. Ich antwortete, wie ich nicht anders konnte, daß Wort für Wort meines Briefes leider wahr sei.

„Man hat dich also dabongejagt, weil du früher als Student und später als Assessor bei der Jugendschwärmerci für das erträumte Alldeutschland „mit Herzen, Mund und Händen“, wie wir aus dem Gesangbuch singen, mitgethan hast, gleich den andern?“ vergewisserte er sich nochmals ausdrücklich und fast genau mit den Worten meines Schreibens.

Ich bestätigte wieder. Dabei sah ich dem alten Bauersmann, der mein Vater war, fest ins Auge. Mein Herz freilich wollte schier springen vor Furcht und Warten der Dinge, die da kommen würden; aber im Vollbewußtsein meiner Unschuld zuckte ich mit keiner Wimper.

Lange schwieg der Vater; es schien in seinem

Zunern etwas vorzugeben. Er, der Bauer vom Reiterhof, hatte dem Könige einen Sohn in den Dienst geben wollen — und der König hatte dies Angebot verschmäht. —

Endlich kam's von des stolzen Alten Rippen, schwer, bedächtig, als wöge jedes Wort sein vollgewichtiges Pfund: „Dann ist's gut so, daß du fort bist aus dem Dienst. Eine Stellung, in der ein Mann nicht selber denken und handeln darf, würde niemals eine geworden sein für den Sohn eines freien deutschen Bauersmannes!“

Nie im Leben ist zwischen meinem Vater und mir über die Angelegenheit wieder ein Wort gewechselt worden; sie war mit jener Unterredung abgethan. Und wie schwer muß vor allem er daran getragen haben, daß gerade sein Sohn, der Sohn eines der ersten Bauern

weit und breit herum, nun als Bettelmann leben mußte; denn der Hof war bereits dem ältesten Sohn verschrieben, und Hab und Gut, das noch anderweitig dagesewen, den übrigen Geschwistern vermacht.

Und weggejagt hatten sie seinen Jungen, der sicherlich um seinen roten Sechlers Wert weniger gelernt hatte als einer der Richter in der Kreisstadt; weggejagt, sowie er, der Reiterbauer, früher einen Taugenichts von Knecht fortzujagen pflegte, wie's sein Sohn, der Jungbauer, auch heut noch that.

Es hat dem alten stolzen Manne an seinem Lebensmarke gekehrt, bis sie ihn draußen auf dem Friedhofe eingebettet haben in das dunkle, stille Grab. —

Und ich? Als was bin denn ich daheim umhergegangen?

Als ein erwachsenes Kind, das seine gefunden Gliedmaßen nicht brauchen gelernt hat.

Auf einem Bauernhofe heißt's arbeiten mit seinen beiden Händen, heißt's sauer schaffen im Schweiß seines Angesichts. Ich armer „Gestudierter“, welcher zweifelhaften Ehrentitel man mir gegeben, wie man ihn auf dem Lande auch einem tolleren Pferde anhängt — wo sollte ich körperliches Arbeiten gelernt haben!

Hätte ich den Bauern ihre Prozesse führen, hätte ich das unter steifnackigen Bauersleuten einträgliche Handwerk eines Winkeladvokaten ergreifen wollen: der Posten hätte mich sicherlich ernährt. Aber dazu wäre nicht nur der Burschenschaftler, dazu wäre schon der Sohn des Großbauern zu stolz gewesen.

Es verlernt sich nicht so arg leicht, was man an Gesinnung mit der Muttermilch eingefogen; und mehr als einer hat's als Beamter nie zu etwas gebracht, wird's nie zu etwas bringen, weil er den Fehler beging, als Sohn eines knorrigen Bauern aufzuwachsen.

Die einzigste Verwertung meiner juristischen Kenntnisse in jenen Tagen bestand in der vorläufigen Aufzeichnung von „Beschreibungen“. Wo ein Bauersmann sein Gehöft an seinen „Ältesten“ abtreten wollte, da ließ er sich auch von weither den Weg zu mir nicht verdrängen, um sich meinen Rechtsbeistand zu erbitten.

Und wer da eines Tages auch zu mir kam, kurz bevor ich der Heimat schon wieder Valet zu sagen gedachte, das war — nein, ihrer vier waren's: die beiden greisen, aber rüstigen Elternpaare der ewigen Liebesleut', des Hansjochen und seiner Annrei. Sie selber waren nicht dabei; es wäre das auch gegen den „Schick" gewesen. Der Alten Sache ist's, wie, was und wann sie an ihre Kinder vererben wollen: was geht's diese an!

So ganz glatt ging's bei diesem Geschäft diesmal nicht ab, wie's doch eigentlich hätte sein können. Zuerst wollte Hansjochens Vater, der Lehnschulze, jährlich

200 Thaler „Altenteil“, und für seine Frau forderte er 50 Thaler „Trinkgeld“ — und dann, ja dann waren's noch ein ganzer Erntewagen voll „Nichtsricht“ und „Dhnbelang“ an Schinken und Eiern und Hähnchen und Rauchfleisch und Würsten und frischem und gedörtem Obst und Wolle und Leinwand und Hemden und Jacken und Kitteln und Halstüchern — ja, was weiß ich noch, was es alles gewesen sein wird! Und pünktlich auf die Stunde wurde von jedem Teil die Lieferungsfrist bestimmt: Maria Pichtmeß das Rauchfleisch und Peter Ketten das gesponnene Flachsgarn, Dreikönigstag das letzte Backobst und zum Dionysius-Markt die Tücher und so immer lustig fort, bis ich an die drei Bogen drum verschrieben. Das war den „Gegenpartnern“ natürlich viel zu viel, so schlimm konnten sie ihr einzig Kind nicht setzen. Wohl oder übel mußte der Alte nachlassen, und so ließ er 25 Thaler für seinen Kopf und 20 für „Muttern ihren“ schwinden; sicherlich ein Scheffelsack voll nach seinem Meinen; denn vom Varen trennt sich der Bauersmann am schwersten, es wächst ihm nicht zu, wie so viele Gottesgaben.

Nun folgte das Feilschen um die Mitgift der Braut; da wollte der Vater derselben doch auch „näbrig“ (aufs Seinige bedacht) erscheinen, wo ihm so ein gutes Vorbild gegeben worden. Ganze 500 Thaler wollte er abhandeln; damit aber kam er bei seinem Gegenmann nicht durch, es glückte ihm nur mit der Hälfte. Der Geizhals hätte sich sicher mit noch weniger zufrieden stellen lassen; er lebte offenbar des Glaubens, Petrus werde ihn dormalen mit seiner Geldtruhe durch die Himmelsthür schlupfen lassen, so daß er dem einzigen Kind zum Schluß nichts dazulassen brauche.

Nun folgte das Feilschen um die Mitgift der Braut.

Mein gütlich Zureden hatte zuunterlegt doch noch über alle Fährlichkeiten hinweggeholfen. Leicht wurde mir's freilich nicht gemacht. Aber wenn ich schon einmal unwillig die Feder hinwerfen und davonlaufen wollte, dann war's mir immer so und nicht anders, als schauten Hansjochens treue und Annrei's vertrauende Augen bittend hinter den Alten hervor zu mir herüber — und dann redete ich den „Steifnackig'n“ wieder zu, wie man — nun, wie sprechen sie doch daheim bei solchen Fällen — ja so! „wie man 'ner franken Kuh zuredet.“

Um's kurz hierher zu stellen: am dritten Morgen nach diesem Tage „mit der Sonne“ saßen sechs Menschen auf dem „Schriftwagen“ und fuhren zur Stadt zum „Beschreiben“.

„Weißt, wohin die wollen?“ fragte der Dorfschneider, der bei sich selber stark im Geruche stand, ein Witzbold zu sein, den Wegfrieder, als dieser mit seinem einsichtsvollsten Gesichte dem Wagen nachstierte.

„Ja? Wer soll's denn mir zu wissen gethan haben?“ fragte er zurück.

„Ein Gescheiter weiß manches aus sich, Wegfrieder!“



Die wollen die ewigen Liebesleut' begraben! spielte der Schneider sein Truntpfaß aus.

„Wa—wa—was sagst? Begraben? Lebendig?“ stotterte der Gefoppte ganz erschrocken. „Sitzen ja beid' heil und ganz vor'm Schüttbrod.“

„Schafskopf! Begraben, um sie nachher als ehelich' Bauersleut' wieder aufstehen zu sehen,“ schmunzelte der Schneidertoni befriedigt.

„So herum freilich! hätt's mir können denken, daß wieder witzeln würdest! Na, diesmal ist oberein noch Wahrheit, was in dem Witz steckt; ich geh' auf der Stell' zum blauen Löwenwirt, um ihn beim „Schlud“ unter die Leut' zu bringen.“

Der Wegfrieder sollte seinen Brantwein wie schon so oft umsonst getrunken haben, obwohl er ihn heute ausnahmsweise bar erstand.

6.

Die schriftliche Aufstellung der „Beschreibung“ Hansjochens und Annreiß war der Schlüsselstein meiner Jurisprudenz in meinem unfreiwilligen Verbannungsort gewesen: „ein schöner Schlüsselstein“, sagte ich mir mit innerlicher Befriedigung, als ich am selbigen Morgen, an dem der Schriftwagen zur Stadt gelenkt wurde, in entgegengesetzter Richtung abreiste, um in einer rheinischen Stadt die Leitung eines Blattes zu übernehmen.

Bereits länger denn vier Monate war ich in meiner neuen Stellung, in der ich mich bei meinen bescheidenen Lebensansprüchen recht behaglich fühlte, als der erste Brief aus dem Elternhause einlief. Man schrieb sich derweilen noch nicht so häufig wie in unserer verkehrsschnellen Zeit.

Die ungesägten Schriftzüge meines guten Vaters erzählten mir von mancherlei, was daheim vorgegangen: von Flur und Wald, vom Viehstand und sodann auch etwas wenigens von den Menschen. Am meisten erregte eine Nachschrift meine Teilnahme. Der biedere Alte schrieb wörtlich:

„Daß Du's auch erfährst, aus der Hochzeit ist nichts geworden, obwohl schon beschrieben war, ganz so wie Du's aufgesetzt. Annrei ihr Vater hat vor dem Anspannen die Beche beim Thorbrauer nicht bezahlen wollen, und da hat's Hansjochen sein Vater erit recht nicht getan. Es ist doch bloß eigensinnig (das Wort hatte mein Vater zweimal unterstrichen), um eine Wirtshauszeche von 18 gGr., soviel soll's nur gewesen sein, eine Köst unzustößen.“

Ich kannte meine Landsleute viel zu gut, als daß ich auch nur entfernt auf den Gedanken hätte verfallen können, mein sonst so ernsthafter Vater wolle sich mit seinem Jungen einen Scherz machen. Hatte denn nicht ganz derselbe verständige Mann, der die Geschichte mit der 18 gGr.-Zeche ganz richtig als „eigensinnig“ bezeichnete, dereint auf's Haar ebenso gehandelt? Zwang er nicht seinen Sohn, den Jungbauern, gegen dessen Neigung zu freien? Und um was denn? Weil's der Vater nicht über sich zu bringen vermochte, dem Verkommen gemäß die erste Anfrage an die Eltern der Braut seines Sohnes ergehen zu lassen, damit eine zwölfjährige Liebchaft endlich durch die Ehe gekrönt werde.

„Nein, alles, nur das nicht!“

Und welches war der Grund solches Handelns?

Die Brauteltern besaßen 300 Morgen, während mein Vater nur 250 sein eigen nannte. Seinen Sohn in den größten Hof „hineinbetteln“ sollen, das konnte man doch dem Reiterbauer nicht zumuten!

Warum alsdann die Eltern der Braut keinen Schritt entgegen thaten?

Konnten sie's denn? Litt es das Verkommen, und besaßen sie nicht die fünfzig Morgen mehr, wenigleich diese auch nur auf der magern Seite des Dorfes — hinter dem Friedhof — nicht auf der fetten Feldmark lagen.

Fünfzig Morgen Acker waren allerdings ein wenig mehr als eine Wirtshauszeche von 18 gGr., um die jetzt zwei liebende Herzen voneinander getrennt worden waren.

Ich schrieb an Hansjochen einen Brief voll herzlicher Teilnahme. Der gute Mensch gab mir Antwort, es sei nicht einmal das Schlimmste, was ich erfahren. Zwischen Annreiß Vater und dem feinigem sei obendrein ein Prozeß wegen Rückgängigmachung der „Beschreibung“ aufgekommen. An seine Verbindung mit Annrei werde schwerlich jemals zu denken sein; darum aber wollten sie nicht minder treu zueinander stehen und nach wie vor verbleiben, was sie nun schon solange gewesen: die ewigen Liebesleut'.

7.

Diese beiden Briefe hatten mir die letzte Kunde von den ewigen Liebesleuten zugetragen.

Wohl war ich wieder in der Heimat gewesen, ein allereinziges Mal zwar nur in den vielen, vielen Jahren; und das war damals, als wir Kinder vom Reiterhof unsern guten Eltern das letzte Geleit zu geben hatten. Sie waren beide fast in einer Stunde gestorben, zuerst die treue Mutter; und dann hatte der willensstarke Vater gemeint, ohne seine Frau sei er hier zu nichts mehr nütze, da wolle auch er nur gleich sterben. Eine Stunde später schon war der kränkelnde Alte sanft hinübergeschlummert.

Nur einen Tag hatte ich dort verweilen können, wo früher mein „Zuhause“ gewesen: ich mußte ungesäumt auf meinen Posten zurück; das ist einmal das Los von uns Zeitungskleuten, allzeit „unabkömmlich“.

Bei solch kurzer Frist war von den eigenen Angelegenheiten soviel zu reden gewesen, wie hätte ich da auch noch an Annrei und Hansjochen denken können.

So war ich denn jetzt, da ich nun wieder zu meiner Kindheit trauten Heimat gekommen, da ich Annrei beim Eintritt in dieselbe so unvermutet von allen alten Bekannten zu allererst angetroffen, ganz besonders darauf gespannt, wie sich der einfache Liebesroman der ewigen Liebesleut' seit jenen längst entschwundenen Zeiten fortgesponnen, bis sie Hansjochen kühl gebettet hatten.

Ich hätte meine Angehörigen anderntags drum befragen können, allein ich wollte doch lieber eine günstige Gelegenheit abwarten, bei der ich's von Annrei selber vernehmen konnte.

Schon am dritten Tage darauf — es war Sonntag nachmittag — traf ich Annrei allein im Felde.

Das alte Mütterchen benutzte diese Stunden stets dazu, durch die Fluren zu wandern und dort zu thun, wozu sie alltags nicht Zeit fand: sich umzuschauen. Und indem sie mir das erzählte, setzte sie hinzu, so hätten's Hansjochen und sie bis zu des Seligen Tode stets gehalten, so auch wolle sie's fütder halten, so lang sie's noch vermöge.

Wenn ich etwa gemeint haben würde, es bedürfe eines besondern Dazuthuns, um Annrei zu vermögen, mir von Hansjochen zu erzählen, so wäre ich im Irrtum gewesen. Ganz wie selbstverständlich begann sie von ihm zu sprechen, nicht als sei er gestorben, nein, als sei er nur vor der Hand von ihr gegangen.

Dort jenes gerodete Stück Land hatte Hansjochen erst noch vorigen Sommer urbar legen lassen; den Eickbaum am Berg dahinten hatte er als Kind an

diese Stelle gepflanzt, als Pflänzling stand er im Bischof — er hatte oft davon erzählt —; jenen Feldweg ließ er vor nunmehr gerade zehn Jahren anlegen. So redeten der alte Frau Baum, Feld, Weg und gar viel anderes noch von dem Heimgegangenen; sie konnte sich von solchen Dingen nicht müde erzählen.

„Auch meine Knechte hat er stets mit beaufsichtigt, er war immer bereit, für mich etwas zu thun,“ lobte die eine treue Seele die andere.

„Ihre Knechte waren also nicht zugleich die seinigen; so waren denn die beiden ewigen Liebesleut' nie Mann und Weib!“ schloß ich im stillen, und laut fuhr ich fort: „Warum habt ihr beid', Hansjochen und du, euch nur nicht gefreit, Amrei? Eure Eltern konnten doch längst nichts mehr dagegen haben,“ fügte ich scherzend hinzu.

„Hast wohl recht, Wilhelm, die konnten längst nicht mehr dagegen sein, sind ja — der Herrgott hab' sie selig! — an die dreißig Jahr tot. Warum wir uns aber eigentlich nicht gefreit? Am End' nur nicht, um die ewigen Liebesleut' bleiben zu können!“ scherzte auch sie jetzt. „Das wär' freilich wenig trüftig gewesen!“ redete ich dagegen.

„Freilich nicht; aber warum im Grund genommen wir uns nicht gefreit, so recht weiß ich's selbst nicht.“

„Siehst, als damals die dumme Geschichte' mit der 18 gGr.-Reche dazwischen kam — und die bei Licht befehl doch nur ein Vorwand war für die beiden alten Leut', weil sie sich einer vom andern beim Bescheiden überdortelt glaubten — siehst, da kam die Not über uns beide mit dem Scheiden- und Weidenjollen wie der Schnee im Winter über das zurückgebliebene Rotbrüstchen (Rotkehlchen). Geholten hat's freilich bligwenig,“ gestand die gute Alte mit schelmischem Lächeln.

„Als dann aber das Prozeßten ist losgegangen, da war's schier nicht anders, als sei der Gottseibeinuns eigens deswegen in unser Dorf gekommen, um unser Glück alle zu machen.“

„Den Streuplan — du weißt's gewiß noch, daß es sein bester war — hat Hansjochens Vater selig für die Prozeßkosten richtig verkaufen müssen; und mein Vater selig konnt's sich nicht versagen, ihn unter der Hand zu erstehen, damit er nachdem seinen Todfeind damit kränken konnt'.“

„'s war gut, daß gerad' er ihn gekauft! Als ich später den Streuplan mit dem andern zusammen erbe, konnt' ich ihn doch Hansjochen zurückgeben, wenn er sich auch mit Hand und Fuß dagegen gestemmt hat.“

„Daß die Feindschaft zwischen den beiden Alten noch größer hat werden müssen, wofern solches ein Ding der Möglichkeit gewesen, als Hansjochens Vater selig meinen Vater selig in den Besitz des Ackers kommen sah, das konnt' nicht anders sein. Aber daß ich's meinem Vater selig auf dem Sterbebett hätt' in die Hand versprechen müssen, Hansjochen nie zu freien — wie die Leut' sagen — das ist nicht so gewesen! Von Versöhnung freilich hat der alte Mann nichts hören wollen vor seinem End', soviel ihm auch der Herr Pfarrer zugesagt hat. Auch Hansjochens Vater hat ihn für sein später Leben nicht gebunden auf dem Totenbett, Hansjochen hat's mir oft genug gesagt.“

„Als wir zwei beid' nachhin freie Leut' geworden sind und jedes seinen Hof selbstn gehabt hat, da hab' ich im Anfang auch gemeint, Hansjochen werde mich jeztund in sein Haus holen, obwohl der ein' wie der ander' nahe an die Fünfzig gekommen war.“

„Aber er hat mich nicht geholt. Er hat sich nimmer

so recht zu ein' Sach' entschließen können, wenn er gewußt, daß sein Vater anders als er dazu gedacht. Der alte Mann ist ihm bei Lebzeiten zu stark im Willen gewesen. Schon als sein Vater selig längst nicht mehr da war, hat er sich bei einer Sach' immer zuerst gefragt, was wohl unser Vater selig dazu meinen würde. Und wenn er sicher gewesen, der würd' sie nicht billigen, dann hätt' er sie nicht eingericht' um alles in der weiten Herrgottswelt nicht. So war er nun einmal, mein Hansjochen selig.“

„Und bei uns, da hat er nun gar noch obenein gemeint, es würd' ganz sonderlich kein Segen drauf ruben können, wenn wir uns zusammenthäten. Er mag auch recht gehabt haben; ich glaub's selber, die beiden Alten hätten sich im Grab' rumgedreht, wenn sie hätten müssen die Glocken für uns läuten hören.“

So berichtete die alte Frau, die also das Glück in dem Frieden des weltverschlossenen Dörfleins ebenso wenig gefunden, wie ich im Leben und Treiben der großen Welt. —

Ein paar Tage später, als wir wieder voneinander Abschied nahmen, da meinte sie, es werde wohl das letzte Mal sein, daß wir zwei beid' einander Lebwohl zu sagen hätten.

Sie hat recht gehabt, die treue Amrei.

Im nächsten Briefe schon, den mir meine Angehörigen aus der alten fernen Heimat schrieben, meldeten sie mir, daß Amrei nun auch neben ihrem Hansjochen begraben liege.

Sie könne hier auf Erden ohne ihren Hansjochen nicht dauern, habe sie gemeint, als meine Schwägerin sie zum letztenmale besuchte, — und am andern Morgen sei sie zu ihrem Hansjochen heimgewesen. —

Schnepfenjeller.

Von Karl Georges.



In den glücklichen Jugendentagen, da ich noch das Gymnasium unserer Provinz besuchte, gehörte es in den Ferien, welche in die bessere Jahreszeit fielen, zu meinen vornehmsten Vergnügungen, daß ich Wanderschaft und Felleisen aufnahm und das traute liebe Heimatländchen nach allen Richtungen durchstreifte. Wir jungen Leute von damals lebten noch mit unsern Vätern in dem nun freilich überwundenen

Vorurteil, daß man kraft der „mitgebornen Liebe zum angestammten Vaterland“ auch im engern Umkreis seine

Reiseerholung suchen und finden könne. Noch war nicht so allgemein wie jetzt die Ansicht in Geltung, daß eine jede Familie, welche die Kosten einigermaßen aufzubringen imstande, statt vorerst die eigentümlichen Schönheiten der weitem Heimat kennen zu lernen, eine Sommerreise in entfernte Gegenden unternehmen müsse, um dort ein von den Reisehandbüchern vorgeschriebenes und vorher dagesesehenen Frischlern erprobtes Programm mit peinlicher Genauigkeit herunterzulegen. Wir gingen noch im eigenen Lande auf eigenen Touren dem Genuß der Natur nach und hatten die nie fehlende Gemüthung, wenig Reue und viel Erholung mit heim zu bringen.

Die Landschaft that das Ihre, daß man sich mit jedem neuen Zug durch sie hin in jenem Vorurteil aufs neue bestärkte; je genauer man mit ihr bekannt wurde, desto reicher entfaltete sie ihre Reize. Saftige Wiesen wechselten in bunter Folge mit dem herrlichsten Ackerland, dessen Halmfrüchte sich unter der goldenen Körnerfülle bogen; an die fruchtbaren Thäler, belebt von dem Silberglanz der Flüsse, schlossen sich waldbekrönte Berg- und Hügelreihen. Ob dem wohlgehegten Wildstand der Wälder lagte dem Weidmann das Herz im Leibe. Zahlreiche Ruinen aber von Burgen und Schlössern, in denen einst wehrhafte Geschlechter gehaust, sie leiteten den Blick des friedlichen Wanderers zurück in eine kampfs- und sturmbewegte Zeit, da der Rösse Eisenfuß die Felder zerstampfte und der Keißigen Heer zugleich mit den Mauern das Glück der Überwundenen zerbrach.

Und das Bölkchen, das diese gesegnete Landschaft bewohnte, es zeigte sich der väterlichen Absichten, die der Schöpfer mit ihm gehabt, gar wohl würdig. Denn es war treu und bieder, im Handel ehrlich und im Wandel gottesfürchtig. Der Fremde war bei ihm wohl gelitten, wenn auch mit einiger Zurückhaltung aufgenommen.

Besonders günstig für die leichte Ausföhrung meiner Aufreisen war mir der Umstand, daß so viele liebe Anverwandten väterlicher- wie mütterlicherseits in der Landschaft ihren Wohnsitz hatten. In den Pfarrhäusern auf dem Lande, in den Beamtenfamilien der kleinen Städtchen wurde stets die herzlichste Gastfreundschaft gegen den Einkehrenden geübt. Liebreicher konnten die eigene Mutter und die leiblichen Schwestern sich nicht um die Wohlfahrt des Sohnes und Bruders bemühen, als diese zahlreichen Tanten und Bäschen für den Neffen und Better sorgten.

Meine lieben Eltern wußten mich also wohl geborgen, wenn sie mich das schöne Fleckchen Erde durchschweifen ließen, und so wanderte ich denn auch wieder in den Pfingstferien des Jahres 1861, „ein Sträußchen am Gute, den Stab in der Hand“, in Gottes frische freie Natur hinaus. Ein herrlicher Maishimmel blaute auf die Erde herab und ich sog die würzigen Däfte um so gieriger ein, als es vielleicht für lange Zeit die letzte dieser wohlthuenden Aufreisen durch mein Heimatländchen sein mochte. Als bald nach der Beendigung der Ferien sollte der schriftliche Teil der Maturitätsprüfung seinen Anfang nehmen; ich sollte eine entfernte Universitäts besuchen — wer mochte wissen, bis wann es mir wieder vergönnt sein würde, Kopf und Herz in den heimischen Lüften gesund zu baden.

Und heute war mein letzter Reisetag! Ich war in der Frühe aufgebrochen, um zu Mittag das Dörfchen zu erreichen, wo ein alter kinderloser Onkel des Pfarramtes waltete. Ich wollte der ebenso alten Tante nicht die Unruhe eines Übernachtsbesuches ins Haus bringen und darum noch im Laufe des Nachmittags mein elterliches Heim aufsuchen.

Ich hatte die größere Hälfte des Wegs zurückgelegt und durfte daher den Einflüsterungen meines dank seiner jugendlichen Leistungsfähigkeit mir zu bald kurrenden Magens mit bestem Rechte Gehör schenken, der mir immer eindringlicher riet, doch einmal nachzusehen, um was eigentlich meine Tante Lore den Jubel meines Mänzels beim Abschied heute in der Früh vermehrt hatte.

Etwa fünf Minuten seitab der Wegstelle, wo mein knurrender Freund mir eben jetzt am erfolgreichsten zugehört hatte, öffnete sich der Wald und gestattete von ziemlich steil abfallendem Bergesrückden einen herrlichen Ausblick in ein Thal, das ich bei meinen Wanderungen von dieser Stelle aus wohl schon oft gesehen, aber trotz seiner lockenden Schönheiten noch nie betreten hatte. In der Thalsohle längs des plätschernden Flüsschens und zum Teil an die Bergeshalbe angelehnt, lag die Stadt Kastmirsthal, die mit ihren turmbewehrten Mauern, mit Wallgraben und Burgschloß den mittelalterlichen Charakter bis zur Stunde unverfehrt zur Schau trägt und mich immer gemahnte wie ein Stück lebendiger Geschichte. Jener Ausrichtsstelle schien die Stadt um das Doppelte näher gerückt, als sie von deren Grenzen aus wirklich zu erreichen war, und da an derselben Stelle gar noch rohgefögte Bänke zum Ausruhen einluden, so mußte es schon Freund Stomachus, wenn auch unter lebhaftem Widerspruch, über sich ergehen lassen, daß ich erst dort ein ihn zufriedenstellendes Zwiegespräch zu halten beschloß.

Um den ohn Unterlaß Belsernden nur einigermaßen mit meinen romantischen Nebenabsichten zu versöhnen, schickte ich mich an, die kurze Strecke Wegs in einer möglichst raschen Gangart zurückzulegen. Als ich aber dann wirklich auf das Ausrichtsrondell hinaustrat, da bot sich den erstaunten Augen ein Anblick, der sofort alle materiellen Anwandlungen von vorn in den Hintergrund drängte.

An einer der Bänke, mit dem Gesichtchen gerade mir zugekehrt, kniete die in duffigen Weiß gekleidete Gestalt eines etwa zwölfjährigen Mädchens. Ich meinte, ein Gebild aus Himmelsöhnen zu schauen, so übermenschlich schön dünkte mich ihr Anblick. Was aber in meiner überraschten Seele den Eindruck des Überirdischen ganz besonders wahrrief, das war der goldne Schein, der auf ihrem Scheitel lag, gerade so wie ich es an den wenigen mir bis jetzt zugänglich gewordenen Gemälden mit Darstellungen der heiligen Familie wahrgenommen hatte. Bei genauerm Hinehnen freilich löste sich der frappierende Schein in eine Anzahl goldblonder Vöckchen auf, mit denen der Sonnenstrahl sein tändelndes Spiel trieb; aber die ganze Erscheinung der Knieenden blieb mir darum nicht minder hehr und verehrungswürdig. Denn auf dem Antlit des Mädchens lag eine unsagbare Traurigkeit ausgeprägt, wie wenn sie vor kurzem einen unerseßlichen Verlust erlitten habe, und um die feingeschnittenen Lippen zuckte es schmerzlich von verhaltenem Weinen.

Ich stand wie gebannt. Ich überlegte, ob ich nicht lieber, um jede Störung von dem offenbar betenden Kinde fernzuhalten, geräuschlos dahin zurückkehren sollte, von woher ich gekommen, als sie gerade das Auge hob und so meiner ansichtig wurde. Sie richtete sich sofort völlig auf und nun entstürzten auch ihren Augen die hellen Zähren.

Ich trat rasch mehrere Schritte näher und stotterte mit aller Verlegenheit, deren nur ein neunzehnjähriger Jüngling fähig ist: „Ich bin sehr unzufrieden mit mir über die Störung, die ich hier verursacht habe; aber

ich will's gutmachen, indem ich mich sofort wieder entferne!"

"D nein! o nein! thun Sie das nicht, helfen Sie mir lieber das Amulett suchen, das ich hier verloren habe. Ach, mein Talisman! mein Talisman!" schluchzte sie von neuem, „werde ich dich je wiederfinden!"

Ich erklärte meine Bereitwilligkeit, suchen zu helfen, wenn ich nur erst wüßte, auf was eigentlich ich meine Aufmerksamkeit zu richten habe, und erfuhr denn, daß es sich um eine kleine, an blauem Seidenbändchen befestigte Kupfermünze handle, welche deren Trägerin am Tage zuvor im Spiel mit Altersgenossen an eben dieser Stelle verloren hatte.

Dem bittenden Ausdruck in Gesicht und Stimme des Mädchens vermochte ich nicht zu widerstehen, und so machte ich mich denn mit Eifer und Beharrlichkeit daran, das Verlorene zu suchen.

Aber alle meine Mühe war vergebens, und als ich erst die Erfolglosigkeit meines Beginns selbst einzusehen begann, da machte ich auch meiner Partnerin Mitteilung von meiner Enttäuschung. Auch sie hatte während der ganzen Zeit mit gleicher Emsigkeit gesucht und in dem Suchen allmählich ihre Fassung wieder gewonnen; auf meine entmutigende Mitteilung hin brach sie aufs neue in heftiges Weinen aus.

Um nur etwas zu sagen, hat ich sie, mir doch näheres über ihren Verlust mitzutheilen, und so erfuhr ich denn, daß sie das einzige Töchterchen eines fürstlichen Beamten in der nahen Stadt sei. Ihre Mutter war gestorben, als sie eben dem Kinde das Leben geschenkt. Eine entfernte Verwandte der Verstorbenen — Tante Barbara nannte sie die kleine Erzählerin — hatte sich des verwaissten Haushaltes angenommen und das Mädchen bis jetzt erzogen. Der Vater schien sich seinerseits wenig um die Erziehung seines Kindes bekümmert zu haben, wie aus einer Reihe von Anordnungen hervorging, welche die Tante im Leben ihres Böglinges getroffen und welche die Einsicht eines aufgeklärten Mannes sofort als Ballast über Bord geworfen haben würde.

Dahin gehörte eine ganze Unsumme abergläubischer Vorschriften und Beobachtungen, dahin gehörte insbesondere auch das Tragen eines Amuletts, über dessen Verlust die Kleine jetzt so unglücklich war.

"Hüte nur ja deinen Talisman, Hedwig!" also pflegte die Tante Barbara sich jeden Morgen vernehmen zu lassen; „ich habe ihn gefunden in der Stunde, da deine unglückliche Mutter des Todes verblüht. Ohne das Amulett, das ich dir noch in derselben Stunde um den Hals hing, wärest auch du längst eine Beute des Todes geworden. Darum hüte den Talisman, wenn dir das Leben lieb ist!"

"Und nun hab' ich ihn doch verloren," fuhr jung Hedwig in ihrer tragikomischen Erzählung fort. „Tante Barbara schrie auf vor Schreck, als sie heute morgen den Verlust bemerkte. Sie schickte alsogleich unsere Magd in die Schule, um mich krank zu melden, mich selbst aber hierher mit der Warnung, nur ja nicht ohne den Talisman heimzukommen. Und nun kann ich ihn nicht wiederfinden und muß wohl sterben — und das Leben ist doch so schön!"

Ein erneutes Schluchzen erschütterte die zarte Gestalt. Mich jammerte die Kleine. Wie viel war hier schon durch eine verkehrte Erziehung gesündigt worden und welche Zerrüttungen konnte Tante Barbara noch in der jungen Seele verschulden!

"Wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn! liebe Hedwig, und wenn wir Gott nur recht lieb haben, so nimmt er uns in seinen besondern Schutz. Das

aber heißt ihn nicht lieben, wenn wir glauben, durch Amulette und andere abergläubische Narretei seine weisen Absichten zu durchkreuzen. Er gehet seine Wege für und für. Darum betrachte du es lieber als eine gütige Fügung des Himmels und rechne es dir zum Gewinn, daß dir das in Verlust geraten, was du jetzt so kleinmütig beklagst. Gott hat dir gezeigt, was das für ein schwacher Schutz, unter welchem du nach der Lehre deiner Tante dich geborgen wähneste; er will, daß du mit dem sichtbaren Zeichen deines Aberglaubens auch diesen selbst aus deinem Herzen reißest. Und einst wirst du, wenn du nur den Weg, den dir die Gottheit gezeigt, mit mutigem Vertrauen wandeln willst, voll Freude und Dankbarkeit auf den Tag zurückblicken, der dir eine Prüfung und Läuterung der Seele wurde."

Sie lächelte mich unter Thränen an. „O, wie danke ich Ihnen für diese Worte! Ich will sie in meinem

Herzen bewahren immerdar und sie zur Richtschnur meines Lebens wählen. Nie wieder soll Tante Barbaras Irrlehre in meinem Gemüthe wurzeln!"

Sie reichte mir zum Abschied die zarte Hand und enteilte, indem sie den Abstieg nach der Stadt einschlug, flüchtigen Schrittes meinen Blicken.

Ich setzte mich auf eine der Bänke nieder und war nahe daran, mich in einiges Nachdenken über das Wesen des Aberglaubens zu versenken, als mich Freund Stomachus, der die ganze Zeit über in löblicher Rücksichtnahme auf die Anwesenheit eines weiblichen Wesens sich keinerlei Einwürfe erlaubt hatte, mit zwingender Gewalt meinen transcendentalen Gedanken entriß und mich dem realen Leben wiedergab. Ich ließ also dem dunklen Schoße meines Känzels alle die schmachhaften Dinge entsteigen, welche meine Tante Lore in der Frühe darin verborgen, und in der That, Freund Stomachus



An einer der Bänke kniete die in dultiges Weiß gekleidete Gestalt eines etwa zwölfjährigen Mädchens.

mochte noch so ausgehungert sein, die Fülle des Gebotenen reichte zu hinlänglichster Sättigung aus.

Als mein Magen und ich uns schon eine geraume Weile gütlich gethan, fiel es mir ein, einmal nachzusehen, welche Stunde eigentlich unserm Frühstück unter den Bäumen leuchtete. Mein bescheidener Zeitmesser, den ich mir schon als Sekundaner durch Erteilen von Privatstunden erworben, zeigte die Mittagsstunde. Ich erschrak ein wenig. Es war also zu spät, bei dem guten alten Pfarrontel die Hade unterzustellen. Das that mir leid, denn ich hätte ihn gerne noch einmal vor der Studentenzeit gesehen. Aber die Tante würde sich Umstände machen, wenn ich nach dem regelrechten Mittagessen bei ihr einträfe. Ich beschloß daher, hier unter freiem Himmel ein wenig Mittagsruhe zu halten und dann geradewegs heimzueilern.

Ich streckte mich, das Felleisen als Kopfstütze untergehoben, auf der Bank aus, und die Blicke in die von einem leichten Zephyr gefächelten Baumwipfel gerichtet, schlief ich alsbald den gesunden Schlaf der Jugend.

Ich träumte. Tante Barbara, lang und hager, unfraktal mit unzähligen Fingern das Herz der kleinen Hedwig. Ich löste mit übermenschlicher Kraft, ein echter Ritter ohne Furcht und Tadel, die umstrickenden Fänge von dem zuckenden Muskel. Als ich aber nun das vor lauter Freude und Dankbarkeit bebende Herz der Eigentümerin zurückgeben wollte, da verwandelte sich jener Urquell aller Freude und alles Schmerzes in eine totkalte Kupfermünze und — ich erwachte.

Ich rieb mir die Augen. Ob wir mit geschlossenen Augen Dinge zu sehen vermögen, die den geöffneten sich verbergen? Oder ob wir wachenden Auges oft mehr im Dunteln stapfen, als unsere kluge Einsicht einzuräumen gewillt ist? Genug, ich sah jetzt, was vorhin ich nicht zu sehen vermocht. Ich hatte das Amulett Hedwigs gefunden. Dort drüben hing es saunt dem blauen Bändchen an einem niedrigen Strauche.

Mit einem Sprunge war ich heran. Ja, meine Wahrnehmung war keine Sinnestäuschung gewesen. Da hing das blaue Bändchen in dem Gezweige des Dornbusches, an der Stelle, da es das Amulett getragen, von der Länge der Zeit durchgerieben; und daß die Münze selber nicht bei dem Falle weithin weggeschleudert worden, das war nur dem Umstande zu danken, daß sich die Dornen derselben an einem Dorne festgehalft.

Ich befah mir den Talisman näher, und obwohl ich erst vor kürzester Frist mit voller Überzeugung gegen solch thörichten Brauch geeifert, konnte ich jetzt unter dem frischen Eindruck des aufregenden Traumes nicht ohne eine gewisse Scheu den Gegenstand beaugenscheinigen, welcher bislang das Innenleben meiner Hedwig in so hohem Grade beschäftigt hatte.

Meiner Hedwig? Ja, so nannte ich sie in diesem Augenblick und so wollte ich sie nehmen, bis es mir vergönnt sein würde, ihr den verlorenen Gegenstand wieder zuzustellen.

Was diesen selbst anlangte, so machte er im ersten Ansehen ganz den Eindruck eines gewöhnlichen Hellers, wie solcher im deutschen Vaterlande damaliger Gestaltung und zerrissenen Angedenkens in mehreren Staaten als Zahlungsmittel im Gebrauch war. Erst bei näherem Hinsehen erfaunte man, daß es keine Münze eines zur Prägung von Zahlungsmitteln berechtigten Staates sei. Es fehlte die Angabe des Landes, es fehlte die Angabe des Wertes. Die allgemeine Form allein war der eines gewöhnlichen Hellers gleich. Auf dem Avers befand sich, von einem Lorbeerfranz umgeben, der verschlungene Namenszug ECFZY, auf dem Revers aber war das Abbild einer Schnecke zu sehen.

Ich nahm beides, Band und Heller, zu mir, hing mein Felleisen über und enteilte, indem ich noch einen Abschiedsblick über Kasimirsthal hinandte, waldeinwärts, um zu guter Zeit die väterlichen Fluren zu erreichen.

Nabezu fünf Jahre waren seit dem eben geschilderten Vorgang verstrichen. Ich hatte meine Gramina bestanden, mein Probejahr an dem Gymnasium der Residenzstadt abgeleistet und war nun als Hilfslehrer an der höhern Bürgerschule in Kasimirsthal bestellt worden. Seit jenem Morgen, da ich das Abenteurer mit der kleinen Hedwig erlebt, hatte ich das altertümliche Städtchen nicht mehr zu Gesicht bekommen, wie ich überhaupt die heimatliche Landschaft seit eben jener Wanderung wenig mehr durchstreift hatte. Ich mußte mit allem Eifer und allem Fleiß arbeiten, um möglichst rasch an mein Ziel, zu einer selbständigen Stellung, zu gelangen. Jüngere Brüder wuchsen heran, die gleiche Ansprüche, wie vorher ich, an die mäßigen Einkünfte unseres Vaters stellten; da war mit Alotria treiben, Studentenjur machen und Ferientouren unternehmen wenig Zeit für mich zu verlieren. Ich wurde darum noch kein vorzeitiger Philister; aber ich hielt Zeit und Geld zu Rate und ich habe es bis heute nicht bereut.

Als ich den Erlass, der mich nach Kasimirsthal schickte, in Händen hielt, da stand mit einemmale jung Hedwig und die Begegnung mit ihr gleichsam wie etwas Gegenwärtiges vor mir. Wohl war mir das Erlebnis nicht aus dem Sinn geschwunden und der Anblick des Amuletts mit dem verblassten Bändchen, welches ich tagaus tagein in meiner Brieftasche auf der Brust trug, rief stets von neuem das Andenken an die einstige Besitzerin wach. Aber so leibhaftig, so sprechend hatten doch nie Hedwigs Züge vor meinem geistigen Auge gestanden wie eben jetzt, da mir die Aussicht sich öffnete, sie in der Bälde mit meinen wirklichen Augen wiederzusehen. Wie würde sie sich entwickelt, wie würde ihr Geist sich gebildet haben? Würde auch sie noch unserer Begegnung auf dem Aussichtsrondell gedenken? Würde sie mich wiedererkennen?

Solche und ähnliche Fragen stürmten auf mich ein, und ich sah dem Tag mit Ungeduld entgegen, der mir Antwort auf sie bringen würde, und um ihn um so rascher herbeizuführen, ließ ich es mir alsbald nach meinem Einzug in Kasimirsthal angelegen sein, die Antrittsbesuche bei den Honoratiorenfamilien der Stadt mit größter Gewissenhaftigkeit abzustatten. Obgleich es mir keineswegs an Arbeit fehlte — hatte ich doch wöchentlich achtundzwanzig Unterrichtsstunden an der Anstalt zu erteilen, welche ich des targaen Gehaltes wegen noch um einige private vermehrte — so hatte ich doch in kürzester Frist in allen Häusern, welche nur irgendwie Anspruch darauf erheben konnten, mich als neuen Mitbürger vorgestellt. Aber so sehr ich auch meine Augen, und zumal wenn ich mich den weiblichen Angehörigen fürstlicher Beamten gegenüber sah, zum Wiedererkennen anstrengte, ich vermochte Hedwig nicht zu entdecken. War sie aus der Stadt verzogen oder hatte gar ein früher Tod die zarte Knoipe gepflückt, noch ehe sie sich entfaltet?

Noch gab ich nicht jede Hoffnung auf, die schmerzlich Vermißte zu finden. Sie konnte bei meinem Besuche nicht zu Hause oder am Erscheinen verhindert gewesen sein. Ich schlug nur zwecks meiner Nachforschungen einen andern Weg ein. Ich betheiligte mich an allen geselligen Veranstaltungen, bei welchen auch die Gesuchte möglicherweise anwesend sein konnte; ich versäumte kein

Tanzvergüßen, keine Landpartie, welche von der Honoratiorengesellschaft ausging. Vergebens! Von Hedwig war nirgends eine Spur.

Sollte Tante Barbara sie völlig abgeschlossen halten von der Welt? Aber die Kirche mußte sie die Nichte doch besuchen lassen! Es herrschte in Kasimirsthal der Gebrauch, daß sich die Honoratioren stets an einem und demselben Plage zur Teilnahme an den öffentlichen Gottesdiensten einfanden. Das war — wie mich dünkte in Erinnerung an die frühchristliche Basiliken-Einrichtung — der Chor der im gotischen Stile erbauten Stadtkirche, und zwar saßen auf der einen Seite die Damen, auf der andern die Herren, zwischen beiden Partien in der halbbrunden Apsis die Schüler unserer Lehranstalt. Die letztern während des Gottesdienstes zu beaufsichtigen, unternahm ich an vier Sonntagen hintereinander; aber auch bei diesen Gelegenheiten gelang es mir nicht, einer jungen Dame ansichtig zu werden, die auch nur irgendwie eine Ähnlichkeit mit dem Bilde hätte aufweisen mögen, welches ich von Hedwig in der Erinnerung trug.

Ich habe bereits früher des mittelalterlichen Charakters Erwähnung gethan, welchen die biedere Stadt Kasimirsthal ihrer ganzen Anlage und Bauart nach zur Schau trug. Obgleich ich nun die Mauern, welche die Stadt umschlossen, samt ihren Rundtürmen, Thoren und Brücken allbereits genau kannte, so begann ich doch jetzt, die eindringendste Forschung an diesen Baudenkmalen vorzunehmen, und namentlich waren es die aus alter Zeit überkommenen Wohnhäuser, welche mein Interesse reizten. Bald gab es kein malerisches Erkerfenster mehr, das ich nicht mit Sorgfalt skizzirt hätte. Aber wie mancher neugierige Kopf auch während meiner zeichnerischen Bemühungen hinter den Fenstern sichtbar wurde, von all den blonden Gvastsöchtern wollte keine die mir so sympathischen Züge jung Hedwigs zeigen.

Zur Besserung meiner Gemüthsstaae, die nachgerade nicht nur mir selbst bedenklich vorkam, begann sich in jenen Tagen in den Landen deutscher Zunge ein Ereignis abzuspielden, das nur zu sehr geeignet schien, einen jugendlichen Geist von unfruchtbarem Nachsinnen abzuziehen und der Teilnahme an der Wirklichkeit zuzuführen. Es war der Ausbruch des Krieges, welchen Preußen gegen Oesterreich und gegen die süddeutschen Staaten zu führen nicht umhin konnte, und welcher den deutschen Bund, jene brüchige Kaffeetasse, vollends in Trümmer zu schlagen bestimmt war.

Meine Sympathie war auf seiten Preußens, in welchem ich Deutschlands Heil und Zukunft sah, und ich machte aus dieser meiner Ansicht kein Geht. Aber da kam ich schon bei den Kasimirsthälern an. Das Städtchen war durch und durch auf Oesterreichs Seite, zu dessen Politik auch die Regierung unseres Landes neigte. Nun, wir sollten diese Neigung bei der schließlichen Abrechnung schwer zu büßen haben.

Einstweilen freilich war alle Einsicht nur auf seiten der Kasimirsthäler und ich hatte in wiederholten Wortkämpfen für meine freimüthigen Ansichten so viel Bitterkeiten zu hören bekommen, daß ich hinfort nur mehr auf direkte Aufforderung meine Meinung zu sagen beschloß. Aber auch so noch gab es der Bänkereien übergenug, und ich begann, nicht mehr mit derselben Regelmäßigkeit wie früher an den Beratungen des Kasimirsthäler Vierkollegs teilzunehmen. Das war dann den Herren auch wieder nicht recht; denn es schien ihnen eine gar so angenehme Sache, zu zehn und zu zwanzig gegen einen recht zu haben, und gelegentlich der mit

den Damen gemeinschaftlichen Zusammenkünfte, bei welchen ich aus oben dargelegten Gründen noch immer nicht fehlen wollte, bekam ich dann regelmäßig mein Fernbleiben vorgeführt.

Das war auch heute wieder der Fall gewesen, da wir, d. h. die zu den Honoratioren gezählten männlichen und weiblichen Einwohner der guten Stadt Kasimirsthal eine Partie nach einem nahen, mit landschaftlichen Reizen lockenden Punkt unternommen hatten. Ich war dabei mit dem fürsichtigen Kammerrat Breidenstein, der mich in einer, wie mir dünkte, ihm nicht zukommenden Weise über mein Fernbleiben zur Rede stellte, in einen Wortwechsel geraten, welcher die Grenze des gesellschaftlichen Tones zu überschreiten drohte. Um Weiterungen zu vermeiden, brach ich kurz ab und zog mich zurück; aber der Kammerrat wußte mir wenig Dank für meine Zurückhaltung, wie sein weiteres Verhalten gegen mich im Laufe des Nachmittags bewies. Ich hatte es gründlich mit ihm verdorben, und er ließ mich das fühlen.

Ich wollte mich vorläufig nicht allzusehr über die ungünstige Gemüthung des alten Herrn grämen. Ich hatte ihm gezeigt, daß ich nicht gewillt sei, in einem unangemessenen Tone mit mir sprechen zu lassen. Und wenn er den Kasimirsthäler Gemüthungsgeossen Mittheilung darüber machte, wie ich ihm begegnet, so war zu erwarten, daß diese ähnliche Begegnungen mit mir vermeiden würden. So suchte ich das an sich unliebsame Vorkommnis noch zu meinem Vorteil auszulagen. Wie sehr ich mich darin getäuscht, das sollte sich mir nur zu bald offenbaren.

Auf dem Heimweg führte mich der Zufall in die Nähe meines Widerstachters, der sich mit seinem Vorgesetzten, dem Kammerdirektor Adlung, aufs angelegentlichste unterhielt.

„Bei alledem,“ hörte ich den letztern sagen, „begreife ich nicht, wie Sie in dieser kriegerischen Zeit Ihre Fräulein Tochter immer noch in dem norddeutschen Institute belassen mögen. Wer weiß, was uns die nächsten Wochen bringen können; wer weiß, ob unter den Wirnissen und Drangsalen, die dieser unselige Bruderkrieg noch mit sich bringen wird, Ihre Fräulein Tochter ungefährdet in das Vaterhaus zurückkehren kann. Und doch möchte ich an Ihrer Stelle mein Kind in diesen entscheidungsvollen Tagen nicht in Feindes Land wissen!“

„Ich bin derselben Ansicht, Herr Direktor,“ hörte ich den Kammerrat entgegenen, „und ich habe auch der Leitung der Anstalt meinen Wunsch wiederholt zu erkennen gegeben. Aber diese hatte geantwortet, daß sie keinen Grund sehe, wegen der ihre Gehend gar nicht berührenden Feindseligkeiten den Unterrichtskursus zu unterbrechen. Im Gegentheil, die jungen Damen seien bei ihnen besser aufgehoben als in unserm heimge-suchten Süden, und darum halte sich die Direktion noch besonders verpflichtet, die Schülerinnen nicht vorzeitig zu entlassen.“

„Vorzeitig,“ wiederholte der Direktor mit leisem Hohn in der Stimme; „wie wenn die Entscheidung des Krieges sich nicht bis in den Winter hinein verschleppen könnte!“

„Ich bin der gleichen Ansicht, Herr Direktor!“ versicherte Breidenstein, „und darum werde ich auch morgen ein kategorisches Wort an die Institutsleitung richten. Meine Tochter hatte zwar die erwähnte Antwort der Direktion mit ein paar Zeilen begleitet, worin sie den lebhaftesten Wunsch aussprach, den Selektkurs vollständig absolvieren zu dürfen. Aber man weiß ja, welchen moralischen Zwang die Herren Institutsleiter bei dergleichen Wunschkäufungen auszuüben wissen. Nötigen-

falls zahle ich das Pensionsgeld ohne Anspruch auf die Gegenleistung. Dies Ultimatum wird sie schon bestimmen, meinem Wunsche nachzukommen, und so hoffe ich denn, noch im Laufe dieser Woche Hedwig wieder bei mir zu haben. Cousine Barbara, die mir all die Jahre über so treulich zur Seite gestanden, wird zudem täglich künftiger, sodaß ich das Mädchen notwendig zur Beaufsichtigung meines HausweSENS brauche. Ja gewiß, ich werde Hedwig morgen zurückrufen.“

Hedwig! Barbara! Da war ja endlich die gesuchte Spur! Aber Hedwig die Tochter des Mannes, den ich eben erst gekränkt, vielleicht gar mir zum unversöhnlichen Feinde gemacht hatte! Welch eine widrige Verfertigung der Umstände. Es wäre besser gewesen, wenn ich meinem Unmut dem alten Herrn gegenüber nicht hätte die Zügel schießen lassen. So es aber einmal geschehen und ich der Gereizte gewesen, wollte es mein Stolz nicht zugeben, daß ich das erste Wort zum Ausgleich gesprochen hätte.

Mit erklärlicher Spannung sah ich dem nächsten Sonntagsausflug der Gesellschaft entgegen. Würde Hedwig daran teilnehmen? Wenn sie zurückkam, ohne Zweifel; denn in Kasimirsthal konnte sich niemand ohne sehr und allgemein auffällige Gründe einer gewissen Pflicht entziehen. Als eine solche galt aber unter den Kasimirsthalern ganz vorzugsweise die Teilnahme an diesen von dem Vorstand der Gesellschaft angeordneten und von der fürstlichen Familie öfters durch ihre Anwesenheit ausgezeichneten Sommerkasinos. Daß ich sie bis jetzt trotz ihrer häufigen Wiederkehr so regelmäßig besuchte, hatte mir in der Meinung vieler Kasimirsthaler zu wesentlichem Vorteil gereicht; denn sie verniechten, mich darum so viel eher als einen der übrigen betrachten zu dürfen. In solch kleinen und von dem Weltverkehr nicht oder doch nur wenig berührten Städtchen, wie man sich das Kasimirsthal der damaligen Zeit vorstellen hat, bildet sich mit dem Laufe der Zeit ein ganz bestimmter Ton heraus, in welchen einzustimmen als eine selbsterkaltende Pflicht jedes neu Zugiehenden betrachtet wird.

In Kasimirsthal ging dieser Grundton von dem mediatisirten fürstlichen Hofe aus; selbstverständlich, denn wer sonst hätte den Ton angeben sollen? Eben so selbstverständlich wurde dieser Ton von sämtlichen Beamten der Fürsten aufgenommen und festgehalten. Weniger begründet war es, daß auch die staatlichen Beamten unentwegt miteinstimmten. Daran war eben die Gewohnheit, die von Generation zu Generation vererbte Gewohnheit schuld.

Wie zur Erklärung derselben erzählte man mir das folgende. Einer der frühern Kasimirsthaler Fürsten hatte die Jahre, da er noch nicht „Regierender“ war, im österreichischen Militärdienst zugebracht und mit seinem Ausscheiden den Rang eines Rittmeisters erhalten. In der Uniform dieser Charge sah er sich auch in seinen gereifern Tagen noch gerne und besonders bei den von ihm befohlenen Hoffestlichkeiten liebt er es, das Soldatenkleid zu tragen. Aber auch seinen Mitmenschen vergönnte er gerne das Vergnügen, sich im Glanze der Uniform zu zeigen, und so ordnete er gnädigst an, daß die Einladungskarten zu den betreffenden Festlichkeiten jedesmal die Bemerkung enthielten, in welchem Anzug er die Geladenen bei sich zu sehen wünschte. Da stand denn zu lesen, ob kleine Uniform, große Uniform oder gar Gala beliebt wurde.

Man erzählte mir, so schaltete hier mein Gewährsmann ein, als ich mit den beregten Eigentümlichkeiten des hiesigen gesellschaftlichen Lebens bekannt gemacht

wurde, von einem Thoren, der vor einer längern Reihe von Jahren als staatlicher Verwaltungsbeamter neu hierher gekommen war und alsbald nach seiner Ankunft mit einer Einladung an den fürstlichen Hof beehrt wurde. Der Neuling hatte geglaubt, die Vorschrift von wegen des Anzugs ignorieren zu dürfen, und war infolge dieser Einbildung im bürgerlichen Tract erschienen. Und was war die Folge seines Fehltritts? Man hatte ihn in dem glänzenden Zirkel gar nicht bemerkt, der dunkle Punkt, wo er sich jeweilig befand, war für die Strahlen der fürstlichen Sonne unerreichtbar, und so folgerichtig vollzog sich dies Naturgesetz, daß auch die Trabanten zu ihm in keine Beziehung traten; die Lafaien betrachteten den Platz, da er saß, als leere Luft. Er konnte sich nach diesem Vorkommnis in seiner hiesigen Stellung nicht halten. Alles war wider ihn, nichts gelang. Die von mehreren Seiten zugleich in Vorschlag gebrachte Pensionierung des unfähigen Beamten beantwortete zwar der Staat mit dessen Versetzung in eine andere gleichwertige Stelle; aber in Kasimirsthal hatte man doch die Genußthnung, nie wieder etwas von dem Verächter der hergebrachten Ordnung zu hören.

Civilkleidung wurde also nie beliebt, und daher war auch jeder, der kein amtliches Feierkleid zu tragen den Vorzug hatte, von diesen Festlichkeiten ausgeschlossen, zum großen Leidwesen vieler weiblichen Seelen, die an ihren männlichen Hälften von Jahr zu Jahr solchen Mangel immer unerträglicher fanden.

Für den menschenfreundlichen Sinn des Fürsten aber legte der Umstand das beste Zeugnis ab, daß er diesen mangelhaften Existenzen nach Möglichkeit aufzuhelfen trachtete. Daher konnte einer, der fünfundsiebenzig Jahre hinter dem Pudentisch hantiert, oder einer, der ebensolange die väterliche Scholle bebaut hatte, mit Sicherheit darauf zählen, daß sein unterthänigstes Gesuch um die Verleihung des Charakters als fürstlicher Kommerzienrat oder fürstlicher Oeconomierat in Gnaden gewährt wurde. Mit diesem Titel war die Befähigung zum Tragen der fürstlichen Uniform verbunden und dem also Geförderten standen sonach die gastlichen Pforten des Fürstenthofes offen.

Infolge dieser huldvollen Rangverleihungen erhielt die gute Gesellschaft von Kasimirsthal fortgesetzt zahlreichen Zuwachs, wie denn der Mathematiker der höhern Bürgerchule in stande gewesen sein sollte, kraft seiner erakten Wissenschaft den Zeitpunkt zu bestimmen, bis zu welchem in Kasimirsthal nur noch Honoratioren existieren würden. Den Eintritt dieses Zeitpunktes hatte nur die Mediatisierung des fürstlichen Hauses verhindert.

Ich war von Hause aus zu kritisch veranlagt, um nicht hinter dem Erzähler den Schalksnarren zu wittern. Aber wenn ich so immer wieder die ängstliche Abhängigkeit wahrnahm, in welcher sich die guten Kasimirsthaler Leute ihrem Hofe gegenüber hielten, dann wollte es mir fast scheinen, als ob in diesen Mitteilungen sich doch manches Körnchen Wahrheit verborgen halte.

Der Sonntag, von welchem ich ein Wiedersehen mit Hedwig erhoffte, kam heran. Seltsamerweise war das Ziel des von der Gesellschaft zu unternehmenden Ausflugs eben jene Aussichtsstelle am Waldrande, wo ich einst mit ihr zusammengetroffen. Sollte sich das wie eine Vorbedeutung betrachten lassen? Ich begab mich ziemlich frühzeitig an den Versammlungsort, um die Ankunft der verschiedenen Gruppen sorgfältigst beobachten zu können. Aber unter den Ankommenden war keine junge Dame, die ich nicht bisher schon bei allen gesellschaftlichen Vereinigungen gesehen hätte, und als nun gar

noch der Kammerrat in Gesellschaft seines Direktors ohne weibliche Begleitung erschien, da sank meine Hoffnung auf Null herab.

In meiner Enttäuschung war ich schon nahe daran, mich von der Gesellschaft wegzustehlen, als ich plötzlich dicht hinter mir ein silbernes Lachen hörte, dessen Klang mir gleich einem elektrischen Strome durch die erregte Seele ging. Ich hatte es noch nie gehört und es war mir doch so bekannt. Ich drehte mich um und gewahrte drei junge Damen, von denen zwei mir gesellschaftlich bekannt geworden waren, die dritte war — — —

Ja, das mußte sie sein! Das war dasselbe herzige Gesichtchen, dessen liebliche Züge mich einst so sehr für sich gewonnen und deren Vorstellung seitdem nie in mir erloschen war. Das waren dieselben tiefblauen Augen, die mich einst unter Thränen angelächelt, das war dasselbe blonde Gelock, um welches vor nunmehr fünf Jahren an eben dieser Stelle die Sonnenstrahlen den schimmernden Goldschein woben. Das war dieselbe feingegliederte, vom schönsten Obermaß getragene Gestalt, wie sie einst mein geblendeter Blick umfing. Nur vollkommener, nur gereifter war das alles wie einst, denn aus dem anmutigen Kinde war ja nun eine Jungfrau geworden, die schönste, welche ich je gesehen, wie mein trunkenes Auge verriet.

So sah ich Hedwig wieder, und als ob ein freundliches Gesicht mir noch ein besonderes äußerliches Erkennungszeichen vergönne, das die Vergangenheit mit dem Jetzt verknüpfe, so war gar der Anzug, den die Wiedergefundene heute trug, demjenigen ähnlich, wie ich das liebliche Kind von ehemals in der Erinnerung trug; denn das lichtweiße, hoch an den schlanken Hals anschließende Kleid zeigte als Verzierung kleine Seidenschleifen von derselben blaßblauen Farbe, welche ich damals schon für Hedwigs eigenartige Schönheit so ungemein kleidsam gefunden hatte.

Ich wurde ihr vorgestellt und wir wechselten die gebräuchlichen Höflichkeitsphrasen. Ich that mir Gewalt an, um mein Geheimnis, daß ich sie wieder erkannt, vor den Umstehenden zu wahren, und ich glaubte wahrzunehmen, daß auch in ihrer Stimme ein Ton lag und in ihrem Mienenspiel etwas durchleuchtete, was wie ein Zurückdrängen trauriger Empfindungen gedeutet werden konnte. Sollte auch sie mich auf den ersten Blick wiedererkannt haben, trotz der Veränderungen, welche der Lauf der Jahre meiner äußern Erscheinung aufgedrückt? Denn aus einem blassen hochaufgeschossenen und wohl etwas überschulterten Jüngling schmerzte ich mir, den Übergang in die Gestalt eines breitschulterigen Mannes vollendet zu haben, dem der dunkle Vollbart nach Wunsch und Hoffnung sproßte.

Noch auf dem Heimweg sollte mir darüber Gewißheit werden. Ich gefellte mich wie von ungefähr zu Hedwig und ihrer Begleiterin, es einem glücklichen Zufall überlassend, ob er mir ein paar Augenblicke ihre Gesellschaft allein vergönne. Und er zeigte sich mir in der That so günstig, wie ich es kaum zu hoffen gewagt. Denn die Freundin war so lebenswürdig, etwas seitwärts vom Wege Blumen suchen zu wollen, und obgleich nicht sonderlich glücklich in diesem ihrem Vorhaben, hielt sie doch eine ganze Weile mit rühmlicher Beharrlichkeit dabei aus. Die ganze übrige Gesellschaft aber, die ebenfalls in kleinern und größern Gruppen wanderte, war uns um eine kleine Strecke voraus, die ein vertrautes Wort wohl ermöglichte.

„Ich preise mich glücklich,“ hob ich an, „Ihnen in diesem ersehnten Augenblick des Alleinseins die Mitteilung machen zu können, daß ich im Besitz eines

Ihnen vor Jahren ungemein theuren Gegenstandes bin.“

„Sie haben also damals das Amulett noch gefunden?“ unterbrach sie mich in freudiger Erregung.

„Ah, Sie haben mich also auch wiedererkannt!“ lächelte ich.

„An Ihren Augen,“ bestätigte sie.

„Ich sah ihr entzückt in die ihren, die sich unter diesem Blick — mir nur zu eilig — hinter den dunkeln Wimpern bargen.“

„Und an der Stimme,“ vollendete sie, „im übrigen sind Sie ja auch ganz verändert.“

„Wir sind zu Jahren gekommen,“ verallgemeinerte ich.

„Und haben manches erlebt,“ spezialisierte sie.

„Ich für meinen Teil nicht sonderlich viel, nicht mehr als eben ein von dem Erfolg seiner Studien den baldigen Lebensunterhalt erwartender, mit kargen Geldmitteln ausgerüsteter Student erleben darf.“

Sie sah mich mit einem eigentümlich sinnenden Blick an. „Ich wollte Sie nicht kränken,“ sagte sie einfach.

„Das befürchtete ich auch gar nicht,“ beeilte ich mich, ihre feinfühlende Versicherung zu erwidern. „Doch Sie, mein Fräulein, was für Gutes und Schönes haben Sie nicht alles aus Fortunas Füllhorn empfangen?“

„Ich bin, um in Ihrem heidnischen Sprachbilde zu bleiben, der Göttin für ihre Gaben zum vollsten Dank verpflichtet. Sie wissen ohne Zweifel noch, welche heilsamen Lehren Sie mir damals mit auf den Weg gaben. Die Befolgung derselben brachte mich mit Tante Barbara gar bald in einen so einschneidenden Gegensatz, daß mein Vater das Einsehen gewann, er werde meine Erziehung andern Händen anvertrauen müssen. So kam ich noch im Laufe desselben Sommers in das nordische Pensionat, in welchem ich bis vor wenigen Tagen verblieb.“

Daß die Resultate dieser erziehenden Unterrichtsanstalt ganz ausgezeichnete, dabon sollten mich die nächsten Begegnungen mit Hedwig immer überzeugender belehren, wie denn ihre Kenntnisse umfassende und eingehende waren. Was mich aber noch mit ganz besonderer Befriedigung erfüllte, das war die Wahrnehmung, daß ihr Verstand nicht auf Kosten ihres Herzens ausgebildet worden. Ihr Gemüth war tief und reich entwickelt und entfaltete ungekünstelt die schönsten und edelsten Blüten.

Der Zauber ihres Wesens nahm mich so vollständig gefangen, daß ich bald kaum eines andern Gedankens mehr fähig war, als an sie und die Erringung ihrer heißbegehrten Gegenliebe. Nur die erste Entwicklung, welche die politischen Dinge nahmen, hielt mich noch eben zurück, ihr zu gestehen, daß sie als siegreiche Königin in meinem Herzen Einzug gehalten. Konnte ich es doch nicht mit meinem innersten Gefühl vereinen, von Glück und Hoffnung für mich zu sprechen, während das große allgemeine Vaterland im Bruderkrieg blutete. Aber gerade dieser Krieg und seine Folgen, wie sie sich in unser stilles abgelegenes Städtchen weitertrugen, sie sollten zur plötzlichen Klärung unseres gegenseitigen Verhältnisses den Anlaß bieten.

Blutige Schlachten waren bereits geschlagen worden, und wenn sie auch in weiter Ferne von unserm Kamirsthale stattfanden, so waren doch die Thatfachen hinreichend, der Physiognomie der Stadt, dem Benehmen seiner Bewohner einen ganz andern Charakter zu geben. Die geselligen Vergnügungen, worin wir seither so viel geleistet hatten, wurden eingestellt; die Frauen und Jungfrauen, die seither einzig und allein an Tanz und Pfänderspiel ihre Genüge zu finden schienen, sie fanden

sich jetzt in kleinen Birkeln zusammen und zupften mit zierlichen Fingern aus altersschwachem Linnen weiche Charpie für die verwundeten Soldaten, oder sie nähten mit emsiger Nadel schwarz-rot-goldene Feldzeichen; denn diese noch jüngst so verpöbten Farben sollten ja alle die gemeinsame deutsche Sache gegen den nordischen Feind verfechtenden Krieger am Arme tragen. Auch eine Art Talisman!

Der nabeliegende Vergleich erinnerte mich daran, daß ich bis jetzt, wenn schon vielleicht passende Gelegenheit dazu gewesen wäre, unterlassen hatte, Hedwig ihr Eigentum wieder zurückzugeben. Ich trug es nach wie vor in der Brieftasche bei mir. Die Absicht, das Anulett in Hedwigs Hände zurückzulegen, und der Wunsch, die schöne Eigentümerin von Angesicht zu Angesicht wiederzusehen, ein Wunsch, der sich gar bald zu begehrender Sehnsucht steigerte, sie führten mich an einem der nächsten Tage in das Haus des Kammerrats Breidenstein, den ich mir bei einer persönlichen Begegnung wieder zu veröhnen hoffte.

Aber ich hatte die Stunde ungünstig gewählt. Hedwig war mit dem Vater ausgegangen und Tante Barbara nicht geneigt, mich zu empfangen. Das erstere bedauerte ich, das letztere nicht. Ich kam wieder und wieder und erhielt jedesmal denselben Bescheid. Hier lag offenbar die bestimmte Absicht vor, mich von dem Hause des Kammerrats ferne zu halten und auf diese Weise mir Hedwig mehr und mehr zu entfremden. Um so häufiger und eingehender beschäftigten sich meine Gedanken mit dem geliebten Mädchen, dessen Besitz mir nun mehr wie je das Höchste auf der Welt dünkte. Es ist ja ein Erfahrungssatz, den selbst fischblütige Philosophen zu Recht bestehen lassen, daß mit der Trennung und Entfernung die Leidenschaft der Liebsten ins Unberechenbare, ins Riesige wächst, ebenso wie alle Hindernisse, welche man den von jenem himmlischen Feuer Berührten in den Weg legt, nur ebenso viele Blasebälge bedeuten, den Funken zur lodernden Glut zu entfachen.

„Mittlerweile waren Teile der süddeutschen Bundesarmee in Verfolg ihres strategischen Aufmarsches auch durch unser kleines Kasimirsthal gekommen, hatten da genächtigt und gut gepflegt den Marsch fortgesetzt. Für die gute Aufnahme hatten sie — es waren treuherzige Schwaben — den Kasimirsthaler Quartiergebern versprochen, ihnen bei der Rückkehr „den Bismärker“ mitzubringen. Dieser Wit, immer wieder variiert, schien den Leuten ein ungemeines Vergnügen zu bereiten. Für mich wurde er die Veranlassung zu einer That, deren Folgen auf mein ganzes späteres Leben bestimmend einwirken sollten.

Ich hatte an dem Vormittag, in dessen Frühe die süddeutschen Bundesbrüder unsern Ort wieder verlassen hatten, eine Geschichtsstunde in einer der höhern Klassen unserer Unterrichtsanstalt zu erteilen. Ein etwas vorläuter Junge benötigte die Gelegenheit, den Wit der Soldaten im Schulzimmer zu erzählen, als ich gerade

in die Thüre trat und mich nicht enthalten konnte zu sagen: „Ja, wenn sie ihn nur schon hätten,“ hinzufügend, daß die eisernen Würfel des Kriegs wohl bald zu einer Entscheidung rollen würden, die jeden schlechten Wit von den Lippen scheuche.

Der Primus der Klasse trug mir nunmehr im Namen seiner Mitschüler vor, wie sie eigentlich nur sehr wenig über die Ursachen des obschwebenden Bruderkrieges unterrichtet seien, und knüpfte daran die Bitte, ich möchte doch durch einen kurzen belehrenden Vortrag ihrem Verständnis der politischen Lage etwas aufhelfen. Ich war von dem Anliegen nicht angenehm überrascht, konnte es aber auch wieder meiner innersten Überzeugung nach nicht als unberechtigt zurückweisen. Doch möchte ich nicht die Unterrichtsstunde dafür verwenden, dem Wunsche nachzukommen, und so willigte ich dem darin, daß ich am selben Nachmittag eine Stunde vor dem Beginn des regelmäßigen Unterrichts im Klassenzimmer einen Vortrag halten wollte, dem wer immer wolle beiwohnen möge.

Als ich um ein Uhr nachmittags mich in das Schullokal begab, war ich nicht wenig erstaunt, nicht nur die Schüler meiner Klasse, sondern so ziemlich alle

Schüler der Unterrichtsanstalt mit Ausnahme der drei untersten Abteilungen schon im Schulhose versammelt zu sehen. Meine Absicht war sehr rasch bekannt geworden, und so hatten sich denn die sämtlichen Oberklassen eingefunden, um mich zu bitten, an dem Vortrag teilnehmen zu dürfen. Ich sagte zu, führte die Versammelten in das größte der Klassenzimmer und entledigte mich in einem einstündigen Vortrag meiner Aufgabe in, wie ich glaubte, streng objektiver Weise.

Noch am selben Abend sprach man in ganz Kasimirsthal von nichts anderem als von meinem „landesverräterischen“ Vortrag, der die Jugend, die unerfahrene und urteilslose, für die Preußen habe gewinnen wollen. Einige der größten Heißsporne versammelten sich noch zu später Nachtstunde unter meinem Fenster, trafeelten und tobten und sprachen dafür, man solle mich wie einen Spion behandeln, andere waren für die mildere Praxis des Fensterreinwerfens. Ich verhielt mich ruhig innerhalb meiner vier Wände und hatte bald auch die Beruhigung, daß die Polizei kam und die pöbelhaften Menschen auseinandertrieb.

Aber auch unter den Honoratioren hatte mein Vortrag böses Blut gesetzt und ich sollte schon am folgenden Morgen einen Beweis davon erhalten. Mein Schuldirektor beschied mich nämlich in feierlicher Weise zu sich in das Konferenzzimmer und eröffnete mir, daß ich, wie er zu seinem Bedauern habe hören müssen, gegen die Schulregulative gehandelt habe, indem ich verbotene Geschichte und noch dazu verbotene deutsche Geschichte den Schülern vorgetragen habe; denn es müsse mir doch bekannt sein, daß die Geschichte nur bis zum Jahre 1815 gelehrt werden dürfe. Es fehlte nicht viel und der gestrenge Schulmonarch hätte mich mit einer



Mein Schuldirektor beschied mich in feierlicher Weise zu sich in das Konferenzzimmer.

vorläufigen Dienstentlassung bestraft. Aber meine hohe Stundenzahl — 28 wöchentlich wollten gegeben sein — ließ ihn davon absehen; doch erklärte er, daß er von dem Fall der vorgesezten Schulbehörde Anzeige erstatten müsse.

Gegen diese seine Absicht half meine Erklärung, wie alles gekommen und wie ich die Sache behandelt, durchaus nichts, und damit nun nicht nur der Bericht meines Direktors, der die Angelegenheit zweifelsohne durch die von Vorurteilen stark getriebne Brille der Kasimirsthaler Gesellschaft betrachten würde, sondern auch eine weitherzigere Darstellung des Vorgangs der Oberstudien-direktion in der Residenz zugänglich werde, zu dem Ende setzte ich mich alsbald nach meiner Heimkunft an den Schreibtisch und teilte einem Mitglied lesterwähnter Behörde, dessen Pflichttreue als Staatsbeamter ebenso erprobt war wie seine Liberalität in politischen Ansichten, die Angelegenheit von A bis Z mit. Er war einst mein Lehrer gewesen und mir persönlich immer ge-wogen; gewiß würde er seinen Einfluß zu meinen Gun-sten geltend machen. Und daß er es denn auch gethan, das wurde mir immer mehr zur Gewißheit, als Tag um Tag verging und die Kasimirsthaler noch immer nicht die Genußthnung hatten, mich wegen meines Ver-gehens gemasregelt zu sehen. Sie gaben sogar ihrem Befremden hierüber wiederholt mehr oder minder offenen Ausdruck, was mich wohl anfangs kränkte, bald aber meinen Gleichmut nicht weiter mehr störte.

Ich lebte jetzt ein überaus friedliches Leben, in nichts mehr von den Kasimirsthälern und ihren geselligen Tugenden behelligt. Hatte ich des Vormittags bis zwölf Uhr meine Stunden gehalten, so nahm ich das Mittagessen bei meinem Quartierwirt ein, der ein ge-schickter Metzger war und dessen Frau wie eine Mutter für mich zu sorgen sich unablässig mühte. Sie bereitete mir die sämtliche Verpflegung, auf daß ich dem leidigen Wirtshausleben und seinen Konsequenzen mich ganz entziehen konnte. An den Nachmittagen war ich glück-licherweise vom Dienst befreit, und da die Kasimirsthaler wohl fürchteten, ich möchte ihre hoffnungsvolle Jugend am Ende gar mit preussischen Ideen großfüttern, wenn sie ihre Knaben, wie es bisher zahlreich geschehen war, bei mir Privatunterricht nehmen ließen, so war ich in diesen Stunden fast immer vollkommen Herr meiner Zeit. Waren sie sogar in dem nach Norden gelegenen Zimmer zu sommerheiß für ein gedeihliches Studieren, so verträumte ich sie, und welcher geliebte Gegenstand dann allen meinen Phantasiegebilden als Vorwurf diente, das bedarf wohl hier kaum einer be-sondern Aufklärung. Die spätern Nachmittagsstunden aber brachte ich auf weiten Spaziergängen in die wald-reiche Umgegend zu und oftmals kehrte ich erst zu später Stunde durch die laue Abendluft in meine Woh-nung heim, zur stillen Verzweiflung meiner besorgten Wirtin, die mir auch an den Abenden, trotz meiner ernstlichen Abmahnung, immer ein warmes Essen glaubte vorsetzen zu müssen.

Wie oft stand ich nicht auf all den herrlichen Höhen, die knorrige Eichen und glattgerindete Buchen bestanden, und schaute hinab in die Thäler zu meinen Füßen. Ein wehmütiges Erinnern an die frühen Jugendtage durch-zog dann mein Herz, an die Tage, da ich mich noch eins wußte in meinem Fühlen und Empfinden mit all den Bewohnern dieses schönen Fleckchens Erde. Ja gewiß, die Politik ist ein häßlich Ding. Sie hatte es sogar zuwege gebracht, die sonst so friedfertigen Land-bewohner in der Umgegend von Kasimirsthal in ha-dernden Eifer zu versetzen, wovon ich mich zu häufigen

Malen überzeugen mußte. Nichts mehr von jenem Leben, das in dem Gedanken an Gott und in dem harmlosen Umgang mit Natur und Menschen sein volles Genügen hat, wie ich es hier vor Zeiten gefunden; überall die Leidenschaften aufgestachelt, überall Haß und Groll gegen die, welche den Krieg sollten ins Land gebracht haben, nirgends der Wille, die weitverzweigten, in ferne Jahre zurückreichenden Ursachen verständig zu würdigen. Ein-seitig verdammendes Urtheil, Mißtrauen gegen jedes aus-gleichende Wort, feindselige Zurückweisung jeder Aufse-rung, die sich wie Hoffnung auf eine glückliche Entwickelung der Zukunft zu geben suchte — was sollte mir der Verkehr mit diesen Menschen? Ich gab ihn auf und dehnte meine Gänge durch Feld und Wald, über Berg und Thal um so weiter aus.

Eines Abends kehrte ich noch später wie gewöhnlich von meiner Streiferei nach Hause zurück. Im Städt-chen war während meiner Abwesenheit Einquartierung eingetroffen, wie ich bald erkennen sollte dasselbige Re-giment, welches bei seinem neulichen Durchmarich „den Bismärcker“ mitzubringen versprochen hatte. Es hatte die der zuerst eingeschlagenen entgegengesetzte Richtung eber genommen, als daß es an die Erfüllung seines Versprechens hätte denken mögen. In der jetzigen Kriegs-lage waren sie hauptsächlich auf Spionsjägerci erpicht, wie sie auch in jedem die gewöhnliche Größe einiger-maßen überschreitenden Frauenzimmer einen verkappten feindlichen Parteigänger witterten. Das erfubr ich aller-dings erst später, als ich schon instand gesetzt war, aus sicherer Ferne ihr mutmaßliches Verfahren auf meine Person zu exemplifizieren.

Als ich eben die Treppe zur Wohnung meines Miets-herrn emporsteigen wollte, löste sich aus dem Schatten der Wand eine Gestalt los, welche sich beim Heran-treten als die eines kleinen, vielleicht dreizehnjährigen Mädchens erkennen ließ. Die Kleine ergriff mich bei der Hand und zog mich unter allerlei geheimnisvollen Reden in den Schatten, der sie selbst vorhin verborgen. Hier vertraute sie mir nun an, daß sie im Auftrage einer jungen Dame, die aufs äußerste um meine per-sönliche Sicherheit besorgt sei, mich an einen sichern Ort führen solle, wo mir weitere Aufklärung zuteil werden würde. Damit ich nicht im Zweifel sei, daß ich der Botschaft vertrauen könne, schide die Dame gleichzeitig ein Erkennungszeichen, welches die Kleine denn auch in meine Hand legte. Ich trat etwas aus dem Schatten, um zu sehen, was für eine Art von Zeichen das sei, und ein Ausruf des Erstaunens entfloß wider Willen meinen Lippen. Es war ein Schneepfenheller. Kein Zweifel, die Botschaft kam von Hedwig, und die sich um mich sorgte, war niemand anders als sie selbst.

So rasch als die leichtfüßige kleine Botin mir aus-schreiten konnte, ging es nun dem Orte des Stellwäch-ers entgegen, durch alle möglichen engen und winke-ligen Gäßchen, hinaus aus der Stadt und eine mit Weinbergen angepflanzte, ziemlich ausgedehnte Anhöhe hinan.

Damit dir nicht, lieber Freund, bis dahin, daß wir an Ort und Stelle kommen, die Zeit ebensovlang we-re, wie sie mir damals in meiner Ungebuld geworden, will ich zu deiner Unterhaltung hier das einschalten, was ich über die Bedeutung der mehrerwähnten Münzen mit dem auffälligen Namen in Erfahrung gebracht habe.

Von alten Zeiten her gehörte es mit zu den Gerech-t-samen der Fürsten zu N.-B., deren Stammschloß und Residenz mehrere Meilen von dem Schauplatz der Erzählung abgelegen ist, daß sie Münzen von der eingangs

näher bezeichneten Form prägen ließen, welche nach Beendigung der Schnepfenjagd im Frühling unter die Treiber geworfen wurden. Daraus erklärte sich das Bild auf der Rückseite der Heller und ihr Name. Aber man beschränkte sich nicht darauf, die Treiber mit den Münzen zu beschenken, sondern man erfreute damit auch die Kinder, welche am zweiten Osterfeiertag nachmittags in den fürstlichen Schlosspark kamen, damit ihnen da der Osterhas lege. Dieser schöne Gebrauch hat sich meines Wissens bis in die jüngste Zeit erhalten. Ein gefeslich anerkanntes Zahlungsmittel sind die Schnepfenheller nie gewesen, doch wurden sie vor Zeiten im gewöhnlichen Verkehr als Heller angenommen. Auf diesem Wege waren wohl einzelne Exemplare der seltsamen Münze auch nach dem ziemlich entfernten Kasimirthal gekommen, hatten in Tante Barbara die Idee zur Anbringung eines Amulett, in meiner künnehrigen Beschützerin aber die glücklichere eines Beglaubigungsbandes entzündet.

„Wir sind am Ziele!“ sagte meine Begleiterin endlich, als ich mich nachgerade darauf gefaßt gemacht hatte, die ganze Nacht durch in die Kreuz und Quere geführt zu werden. Sie blieb bei den erlösenden Worten vor einer Weinbergsmauer stehen, in deren verschlossener Eingangstür sie einen Schlüssel umdrehte. Die Pforte öffnete sich und ich trat ein. „Gehen Sie nur auf dem Wege ruhig weiter,“ bedeutete mich das Mädchen. Die Thüre wurde wieder zugeschlagen, der Schlüssel knirschte in dem Schloß und ich war allein. Einen Moment wollte es mich bedünken, als habe ich einen recht thörichten Streich gemacht, mich hier auf mir völlig fremdem Gebiet einschließen zu lassen. Aber ein Blick überzeugte mich, daß die Mauern und Zinne nirgends so hoch waren, daß man sie nicht auch an andern Stellen als dem gebräuchlichen Eingang hätte passieren können, und so schritt ich denn auf dem rechts und links von Weinspalieren eingefassten Wege meinem Schicksal beherzt entgegen.

Blösiglich — es war in der Nähe eines in Fachwerk aufgeführten und mit Ziegeln eingedeckten Gartenhäuschens — stand Hedwig vor mir. Sie mahnte mich zur Vorsicht und trat in den Schatten, den der Bau auf die mondbeglänzte Fläche warf. „Jugend wer,“ flüsterte Hedwig, „hat Sie bei dem heute hier einquartierten Regiment als preussischen Spion denunziert und das Kommando will Sie deshalb gefangen nehmen und mitführen lassen. Ich hörte von der Absicht durch einen Zufall, der mich wider Willen und ungesehen zur Zuhörerin einer Unterredung machte, welche zwei in unserm Hause einquartierte Offiziere im Garten miteinander führten. Der eine beschwerte sich, daß ihm nicht einmal die nach dem anstrengenden Marsche wohlverdiente Ruhe vergönnt sei. Er müsse um Mitternacht ein Spionsnest ausheben, und nun erzählte er, was ihm durch Regimentsbefehl bekannt gegeben war, und was

Großer Volkskalender für 1888.

leider nur zu gut auf Jore Person und Ihre Wohnung paßte. Diese Beschimpfung Ihnen zu erparen, habe ich Sie durch meine kleine Botin hierher bitten lassen, damit Sie die Nacht in dem sichern Versteck, welches Ihnen dies Gartenhäuschen bietet, zubringen. Ich bitte Sie, kein Licht anzuzünden, das Häuschen fest zu verschließen und es nicht eher zu verlassen, als bis Sie die kleine Botin morgen früh dazu auffordert. Das Regiment marschiert nämlich, trotz des Sonntags, in der Frühe weiter. Gute Nacht, mein Herr Gefangener!“

„Hedwig,“ brach es heiß von meinen Lippen, „das alles thun Sie für mich! So darf ich hoffen, daß ich Ihnen . . .“

„Sachte!“ ermahnte mein schönes Gegenüber, „sachte, wir sind hier ganz in der Nähe unseres Gartens, durch welchen ich jetzt ins Haus zurückeilen muß. Also gute . . .“

„O, noch nicht, Hedwig, noch nicht! Lassen Sie zuvor mich Ihnen sagen, was mein Herz . . .“

„Sie haben ja einst mich aus geistiger Knechtschaft befreit, es ist nur wenig, wenn ich heute mein zufälliges Wissen dafür einsetze, um Ihnen die persönliche Freiheit zu bewahren!“

„So ist es also nur ein Werk der Dankbarkeit, das Sie an mir thun,“ sagte ich enttäuscht.

„Ich stelle mich dem Kriegsgericht,“ fuhr ich nach kurzer Pause entschlossen fort, „und verteidige männhaft meine Ansichten. Gute Nacht, Fräulein Breidenstein! Ihre Bemühungen sind sehr dankenswert, aber ich kann von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen. Gute Nacht!“

Ich wandte mich zum Gehen. „Am Gottes willen, bleiben Sie hier! ich fürbe, würde man Ihnen etwas zuleide thun!“ Der Ton, mit dem sie das sprach, er mehr noch als die Worte kündete mir die beseligende Gewißheit, daß die knospende Leidenschaft auf dem Punkte stehe, aufzuspringen und mir, der noch soeben erst gezagt und gezweifelt, ihren berausenden Blütenduft zu erschließen.

„So liebst du mich, Hedwig, wie ich dich heiß und innig verehere?“

„Ja,“ flüsterte das süße Mädchen, „seit unserm ersten Begegnen.“

Ich umschlang sie und küßte den herzig plaudernden Mund, bis laute Stimmen und Kommandoworte von dem Hause her zu uns drangen und Hedwig daran mahnten, daß es nun die höchste Zeit sei, in ihr Heim zurückzukehren. Sie bat mich, doch ja recht vorsichtig in meinem Versteck zu bleiben, bis sie mir Nachricht gebe. Morgen um die Mittagsstunde dürfe ich in ihrem Vaterhaus einen Besuch abstaten; sie werde dafür sorgen, daß ich diesmal ganz gewiß empfangen werde. Ein Gutenachtkuß, der sich auf meine dringenden Bitten zweimal erneute, — dann entwand sie sich mir und eilte dem Hause zu.

Ich stand noch eine Weile und sah nach der Stelle hin, wo sie meinen Augen entschwunden war, bis wiederholte militärische Bewegungen, die ich in der Ferne ausführen hörte, mich an das Versprechen erinnerte,



„So liebst du mich, Hedwig, wie ich dich heiß und innig verehere?“

welches ich in ihre Hand gegeben. So suchte ich denn schleunigst das Gartenhäuschen auf, dessen Thür ich von innen verriegelte.

Das Mondlicht drang durch die verschlossenen Jalousiefäden, gerade genug, daß ich mich notdürftig in dem kleinen Raum zurechtfinden konnte. Ich entdeckte an der Wand ein lebernes Kanapee, auf das ich mich ausstreckte, um, sobald das meine aufgeregten Nerven erlaubten, im Reiche der Träume die Erlebnisse der Wirklichkeit noch einmal durchzukosten. Wieder und wieder küßte ich das Geständnis ihrer Segenliebe von den Lippen des schönen Mädchens, als mich mit einemmale ein heftiges Poltern an der Thür des Häuschens jäh aus dem Schlafe auffahren ließ. Zugleich hörte ich das Klirren von Waffen. Mein Herz schlug höher, aber ich bezwang mich zur äußersten Ruhe und hatte die Gemüthung, daß sich die Patrouille wieder entfernte. Sie hatte sich, wie ich aus mehreren gewechselten Worten entnehmen durfte, nur hierher verlaufen; wie hätte auch der Lieutenant den Spion im Bereiche des eigenen Quartiers vermuten mögen.

Mit dem Schlafe war es nun freilich aus und die Stunden, bis ich aus meiner freiwilligen Gefangenschaft befreit wurde, sollten mir noch recht lange werden. Zeigte doch meine Taschenuhr bereits zehn Uhr vormittags, als die kleine Ariadne vom gestrigen Abend an meine Thüre pochte und mich versicherte, daß der Weg nun frei sei. Sie öffnete mir das Wingertsförtchen und bald war ich wieder in meinem Quartier.

Meine Wirtin schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als sie mich so mit heiler Haut daher kommen sah, und die helle Freude leuchtete dabei aus jedem Zug ihres ehrlichen runden Gesichts. Um Mitternacht, so erzählte sie — sie hätten gerade im ersten Schlaf gelegen — da habe es fürchterlich an die Hausthür gedonnert, eine Militärpatrouille habe Einlaß begehrt. Ihr Mann habe der Aufforderung entsprochen und alsbald sei das Militär in alle Räume des Hauses gedrungen, alle Thüren und alle Fenster habe es besetzt; dann sei der Offizier mit einer größeren Anzahl Leute hinauf nach meinem Zimmer gestiegen, ihr Mann habe vorausgehen müssen, um den Weg zu zeigen. Oben angekommen, habe der Offizier fürchterlich geklopft, weil er das Nest leer gefunden. Denn das Essen auf dem Tisch stand unberührt, ebenso wie das Bett. Alsobald wurde eine Meldung an das Regimentskommando geschickt, welches den Befehl zurückgab, die Mannschaft solle sich in Hinterhalt legen,

um den Heimkommenden abzufangen. Die Patrouille blieb denn auch in der Nähe des Hauses versteckt, der Lieutenant mit einem Unteroffizier und mehreren Soldaten hielten mein Zimmer besetzt und mein Quartierwirt mußte ihnen Gesellschaft leisten. So dauerte die sonderbare Bewacht bis in den frühen Morgen hinein. Als schon das Regiment zum Ausmarsch bereit stand, kam eine Ordonnanz, um den Lieutenant mit seiner Mannschaft zum Sammelplatz zu befehlen. Es seien keine Segenswünsche gewesen, was sie beim Verlassen ihres nächtlichen Beobachtungspostens auf mein schuldloses Haupt herabgefleht.

In meinem Zimmer waren die Spuren des kriegerischen Überfalls dank der fürsorglichen Thätigkeit meiner Wirtin schon wieder verwischt. Ich durfte daher alle meine Mühe darauf verwenden, meinen äußern Menschen in einen Zustand zu versetzen, daß ich mit Ehren meine Antrittsvisite im Hause des Kammerrats Breidenstein abstellen konnte.

Punkt zwölf Uhr zog ich die Klingel. Das Dienstmädchen öffnete die Korridorthür und ließ mich in den Salon eintreten. Gleich darauf erschien Hedwig, und wir lagen uns in den Armen. Ein kurzer Augenblick des Glücks.

„Meine Tochter hat mir gesagt, in welche Beziehungen Sie zu ihr getreten sind, Herr Doktor Frankenberg; allein ich bedauere, daß ich ihrer Wahl den väterlichen Segen vorenthalten muß.“

Diese alle unsere früh erblühte Hoffnung mit einem Schlag zertrümmern Worte ließen uns erschreckt aneinander fahren.

„Vater,“ flehte Hedwig, „du sagtest heute morgen nichts . . .“

„Ganz recht,“ unterbrach sie der Kammerat, „ich sagte nichts, weil ich meine Weigerung nur ein für allemal und in beider Reflektanten Gegenwart aussprechen wollte. Herr Frankenberg weiß, daß er sich mit mir und der ganzen hiesigen Gesellschaft in grundsätzlicher Meinungsverchiedenheit befindet. Wir hängen hier alle mit ganzer Seele an unserm Vaterland, das ihm zu klein dünkt zur selbständigen Existenz, und an den eingelebten Formen unseres patriarchalischen Gemeinwesens, die er verböhnt und verachtet.“

Ich unterbrach den alten Herrn, der sich immer mehr in Eifer redete, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er mich und meine Ansichten durchaus falsch beurteile, wie seine Worte bewiesen hätten.

„So, wie ich,“ fuhr der Kammerat unbeirrt fort, „beurteilt Sie hier alle Welt, und es wird Ihnen darum unmöglich sein, hier eine dauernde Stellung zu gründen.“



Als mich mit einemmale ein heftiges Poltern an der Thür des Häuschens jäh aus dem Schlafe auffahren ließ.

Ein Mann von Ihren politischen Grundsätzen hat nicht die geringste Aussicht, von unserm durchlauchtigen Fürsten zur definitiven Besetzung einer Stelle an hiesiger höherer Bürgerschule präsentiert zu werden, und Sie werden daher . . ."

"Ich habe auch," fiel ich dem alten Herrn ingrimmig lächelnd ins Wort, „durchaus keine Absicht, mein Leben hier als provisorischer Lehrer zu beschließen. Nicht in jeder Stadt unseres Landes wird man so engherzig sein, die Qualifikation zur Besetzung einer Lehrämterstelle von dem politischen Glaubensbekenntnis des Kandidaten abhängig zu machen. Sollte das aber doch wider Vermuten der Fall sein, dann ist ja Preußen groß und, wie die Erfahrung gezeigt hat, immer gerne bereit, geeignete und strebame Ausländer in seine Dienste zu nehmen. Ich würde mich nicht einen Augenblick besinnen."

Der alte Herr schauderte. „Das fehlte mir noch, meine Hedwig, mein einziges Kind, wieder außer Landes zu geben, nachdem ich sie kaum zurück erhalten. Sie bleibt jetzt und immerdar in ihrem Vaterland!"

„Und Hedwig?" fragte ich feierlich, „was sagt Hedwig, meine süße Braut?"

Sie slog an meine Brust. „Ich folge dir, Eugen, bis an das Ende der Welt!"

„Mit meinem Fluch!" drohte der Vater und stürzte in toderndem Zorn aus dem Gemach.

„Weh! nun liegt all unser Glück in Scherben, so sah ich den Vater nie!"

„Wir werden aussharren, mein Lieb, bis er uns segnet!"

„Getrennt verbunden!"

Ein Kuß besiegelte das Gelöbniß.

Die kriegerischen und politischen Ereignisse drängten sich jetzt in rascher und schwerwiegender Folge. Entscheidende Schlachten wurden geschlagen, Waffenstillstände vermittelt und endlich der Friede geschlossen. Er garantierte zwar unserm Lande die Selbstständigkeit, aber er zog es doch so sehr in die Machtphäre Preußens hinein, daß gar vieles Alte und Herkömmliche in sich zusammenfiel und neuen Schöpfungen und Entwickelungen Raum geben mußte. Im Schulwesen zumal machte sich der nordische Wind als eine kräftige Brise bemerklich. Die Aussicht, ihren Schülern das zum Einjährig-Freiwilligendienst berechtigende Reifezeugnis erteilen zu dürfen und auf diese Art mit den höhern Schulen in eine gewisse Konkurrenz zu treten, stachelte den Ehrgeiz vieler Leiter bisher kleinerer Schulen und deren Dotierer zur Er-

weiterung und Verbesserung ihrer Lehranstalten auf Die Realschulen zweiter Ordnung blühten zahlreich empor und füllten sich in kaum geahnter Weise mit Schülern. Die Folge war die lebhafteste Nachfrage nach Lehrkräften und meine alsbaldige Berufung an eine derartige neu organisierte Schule, die dank der Verwendung des mir persönlich gewogenen Oberstudienrats für mich eine recht vorteilhafte war.

Ich war also an dem ersehnten Ziele angelangt, mit fünfundzwanzig Jahren definitiv angestellt zu sein, und konnte mir, wenn ich immer wollte, einen eigenen Hausstand gründen. Ich machte von diesen meinen veränderten Verhältnissen dem Vater Hedwigs gebührende Mitteilung und bat ihn, er möge nunmehr sein Vorurteil gegen mich aufgeben und sich mit der politischen Neu-

ordnung in Deutschland, wie mit der von seiner Tochter getroffenen Wahl ausöhnen. Aber zu meinem größten Leidwesen beharrte der alte Herr auf seinen politischen Antipathien ebenso hartnäckig wie auf seinem Widerstand gegenüber meiner Neigung zu seinem schönen Kinde. Mir blieb keine Wahl, ich mußte das Haus verlassen, ohne nur mich mit Hedwig verständigt zu haben. Aber was noch schlimmer war, auch einen Brief, einen zweiten und einen dritten, welche ich an Hedwig mit Botenschaft von meiner Beförderung und meiner demnächstigen Abreise gesendet hatte, sie alle erhielt ich ungeöffnet zurück. Der Kammererrat war unerbittlich.

So kam der Tag heran, da ich von Kasimirsthal scheiden mußte, um an meinen neuen Bestimmungsort überzusiedeln. Ich wollte noch das Letzte versuchen, mir eine Zusammenkunft mit Hedwig zu ermöglichen, nachdem nicht einmal ein geschriebenes Wort zu ihr hatte gelangen können. Ich schickte also zu einer Zeit, da ich annehmen durfte, der Kammererrat sei auf seiner Kanzlei, Tante Barbara aber im Mittagsschlafchen den Intrigen dieser Welt entrückt, einen Pohnmann mit meiner convertierten Visitenkarte zu Hedwig und kündigte ihr so meine bevorstehende Abreise an. Ich selbst stieg fast unmittelbar hinter dem Boten die Treppe hinan und hatte auch wirklich die Freude, Hedwig an der Vorplathüre mit dem Manne sprechen zu sehen, der sich, als er meiner ansichtig wurde, sofort verabschiedete.

Ich näherte mich ihr mit sehndem Verlangen, aber sie streckte mir abwehrend die Hände entgegen.

„Verzeihe, Eugen! ich darf dich nicht empfangen, noch



Dann sei der Offizier mit einer Anzahl Leute hinauf nach meinem Zimmer gestiegen.

Briefe von dir annehmen. Vater hat mein Versprechen, es war eine entsetzlich aufregende Stunde!" so kam es über ihre schmerzlich zuckenden Lippen. "Nur wenn ich jeden Widerstand aufgebe, dürfen wir hoffen, ihn mit der Zeit unserm Herzensbunde geneigt zu machen. So geh denn mit Gott in deinen neuen Wirkungskreis, mein Geliebter! Harre und hoffe!"

Ich wollte die Behende an mein Herz schließen und ihr zum Lebewohl den schönen Mund küssen. "Tante Barbara," flüsterte sie erglühend und trat hinter die Thür zurück, die fast augenblicklich ins Schloß fiel. Trotz den Treuversicherungen der angebeteten Braut war es doch eine Art Enttäuschung, was ich von diesem Abschied mit mir zum Hause hinaus nahm.

Sobald ich auf die Straße trat, tönten aus den geöffneten Fenstern wehmütig klagende Accorde zu mir, die Hedwigs kunstgeübte Hände dem Flügel entlockten. Es war die herzbewegende Mendelssohn'sche Melodie zu dem Abschiedsliede von Feuchtersleben: "Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden!" In die Klänge des Instruments mischte sich nun die Stimme Hedwigs, die mit tiefergreifendem Ausdruck die Worte des Dichters wiedergab. Ich trat unter den nächsten Thorbogen, um den sinnigen Abschiedsgruß des geliebten Mädchens unbeobachtet und ungeführt zu Ende zu hören. Als das "Wiedersehen" der vierten Strophe und die sie begleitenden Accorde verklungen waren, eilte ich davon, das Herz schwer vom Trennungsschmerz, aber auch voll starker Zuversicht und Hoffnung auf eine endliche Lösung aller Dissonanzen zum lieblichen, herrlichen Einklang.

Aber bis er an mein Ohr schlug, sollten noch manche Jahre in das Meer der Vergangenheit strömen, einsame, enttägnungsvolle Jahre, nur lebenswert durch das vollgemessene Maß der Pflichten, deren Erfüllung meine moralische und körperliche Kraft zum Heil meines Gedankenfriedens eben straff genug anspannte. Erst mußten noch Deutschland und Frankreich im gewaltigen Völkerringen aufeinander stürmen, erst mußte noch der letzte Groll der vor fünf Jahren Unterlegenen im begeistertsten Anstauen der wiedererstandenen Kaisermacht dahinschwinden, ehe mir ein Friedensgruß von dem Vater Hedwigs zuteil wurde. Er lautete in seiner eigentümlichen Fassung:

"Sehr geehrter Herr!

Hedwig, meine liebe und treugehorfame Tochter, hat mich unter vertraulichen Herzensergießungen davon in Kenntnis gesetzt, welche magische Gewalt ein Schnepfenheller, in Ihre Hand gegeben, auf Sie auszuüben imstande ist, und es meinem väterlichen Gefühl nahe gelegt, eine gleiche Münze von gleich sicher geleitender Kraft, wie jene anno 1866, nun meinerseits an Sie abzusenden. Das thue ich hiermit. Sie werden die vermeintliche Unruhe begreifen, die nicht von mir weichen will, ehe mir Gewißheit geworden, daß die Flucht der Jahre die Kraft des Talismans nicht gemindert oder gar verhehrt hat.

Mit deutschem Handschlag

der Vater Hedwigs.

Kasimirsthal, am Tage nach dem Frankfurter Frieden."

An demselben Tage, da ich den Brief erhielt, erbat ich mir zur Regelung dringender Familienverhältnisse einen mehrtägigen Urlaub und fuhr noch am Abend bis zu der Stadt, wo soeben der Frieden zwischen Deutschlands größtem Staatsmann und dem diplomatischen Vertreter des großen republikanischen Nachbarreiches unterzeichnet worden. Der erste Frühzug des nächsten Morgens führte mich Kasimirsthal und meinem Glück entgegen.

Es war wieder um die Mittagsstunde, daß ich an dem wohlbekannten Hause die Klingel zog. Hedwig, das teure Mädchen, kam selbst, um die Thür zu öffnen, und slog freudestrahelnd an meine Brust. Im Wohnzimmer, im traulichen Erkerfenster, erfuhr ich dann ihre Erlebnisse der letzten Jahre.

Sie waren auch an ihr eintönig und freudlos vorübergeschlichen, und sie hatte all ihren kindlichen Gehorsam aufbieten müssen, um nicht durch ein unbewachtes, leidenschaftliches Wort das Wenige zu verscherzen, was sie durch standhafte Ergebung von der Zuneigung und Liebe des Vaters zurückerobert hatte. Erst mit dem Ausbruch des Krieges gegen den vielhundertjährigen Erbfeind begann sich das Verhältnis zwischen Vater und Tochter wieder in natürlicher Herzlichkeit zu gestalten und mit den immer glänzenderen Waffenthaten der unter Preußens Führung glorieich geeinten deutschen Heere, wie sie die einander überstürzenden Nachrichten aus dem welschen Lande in den heimischen Gauen verkündeten, begann auch die Schranke, die unsichtbar zwischen den beiden einander so teuren Herzen aufgerichtet war, mehr und mehr zu wanken, bis sie endlich ganz zusammenbrach. Das geschah um die Jahreswende, da auf die sehnsüchtige Frage der deutschen Patrioten: "Untreuen die Raben noch immer den Kuffhäuser?" immer zuverlässlicher die Gegenrede erscholl: "Die Raben Barbarossas haben aufgehört zu fliegen!" und endlich am denkwürdigen 18. Januar der herrliche Traum von der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthrones in Erfüllung ging.

Der Glanz, der auf so vielen blutigen Schlachtfeldern errungenen Kaiserkrone strahlte auch in das Herz des Kammerrats die Erkenntnis, daß ohne das bittere Jahr 1866 die heutige Größe und Machtvolle Alldeutschlands nie wäre gewonnen worden. Er hielt Einkehr in seinen patriotischen Gefühlen und reinigte das Gold seiner Vaterlandsliebe von den spröden Schlacken kleinlicher Kirchturnsbestrebungen. Hedwig aber wäre nicht eine echte Vertreterin ihres Geschlechts gewesen, hätte sie nicht in richtiger Beurteilung seiner jetzigen Stimmung den Sinn des Vaters auf denjenigen gelenkt, der um solch preussisch-deutscher Ideen willen sich vor Jahren den ganzen Ingrim der Kasimirsthaler Gesellschaft zugezogen hatte. Mit zartester Schonung machte sie den Vater darauf aufmerksam, wie ich von den Kasimirsthalern und insbesondere von ihm geradezu feindselig behandelt worden sei um eines politischen Standpunktes willen, dem sie doch nun selbst nah und näher gekommen seien.

Nachdem er erst einmal solchen Betrachtungen zugänglich geworden, sprach sie ihm von ihrer unwandelbaren Liebe zu mir, die, trotz allen Gehorsams gegen den Vater, nicht aus ihrem Herzen gewichen, vielmehr darin mit jedem Tage der Trennung größer und stärker geworden sei. Und wie er das alles ohne Widerrede anhörte, da erzählte sie ihm, den Kopf an seine Brust geschmiegt, von unserm ersten Begegnen und unserm Wiedererkennen an derselben Stelle nach langen Jahren, von dem sympathischen Zuge unserer Herzen, erzählte sie, welche rettende That sie einst für mich gethan und was wir einander beim Abschied gelobt hätten: ob auch getrennt, so doch in treuer Liebe ewig verbunden zu sein.

"Ihr sollt nicht fürder getrennt sein!" tröstete er das liebliche Beichtkind; "schreibe Eugen, er darf kommen, wann er will, um deine Hand zu erbitten!"

Aber die kleine Diplomatin hatte Bedenken. "Es möchte sich nicht schicken, Vater, wenn ich das erste Wort spräche; auch hast du ja Eugen von unserer Schwelle gewiesen!"

So brachte sie es zuwege, daß der Vater mir die Genußthung gab, den ersten Schritt zur Ausöhnung anzubahnen.

Wir hielten uns selig umschlungen und hatten alles Leid der vergangenen Jahre in dem einen Augenblick vergessen. Da sprang die Thür auf und der Kammerer stand in ihrem Rahmen. Mit einem Jubelruf stürmte er heran, schloß uns beide in seine Arme und rief ein übers anderemal: „Meine Kinder, meine teuren Kinder! seid so glücklich, wie eure treue Liebe es verdient!“ Dann wurde er ernst und es klang wie bittere Selbstanlage: „Werdet ihr auch noch für mich ein wenig Platz in euren Herzen haben?“

„Den ersten und besten, Väterchen!“ rief Hedwig, und ich beistimmte, das bündige Versprechen der endlich Erregenen in herzlicher Weise zu wiederholen. Lantlos bildeten wir drei eine beredete Gruppe, bis Tante Barbaras hagere Gestalt ins Zimmer trippelte und ihr überzeugungsvoller Ausspruch: „An all eurem Glück ist nur mein Schnepfenheller schuld!“ die Diskussion in einen heitern Fluß brachte. Ich gab ihr lachend recht, ohne dem zweiten oder gar dem dritten Heller etwas von seinem Werte zu vergeben.

Wir haben die Erzählung Eugen Frankensbergs wiedergegeben, gerade so, wie er sie uns vor kurzem erst gelegentlich eines Besuches in seinem trauten Heim mitgeteilt hat. Wir hatten ihm Glück gewünscht zu seinen außerordentlich herzlichen Beziehungen zu allen vornehmern und geringern Familien seines Amtsstädtchens — er ist nämlich nun seit Jahren schon Direktor der zu einer staatlichen Realschule umgewandelten höhern Lehranstalt in Kasimirsthal — und ihn glücklich gepriesen ob seines herrlichen, in nichts getrübbten Familienlebens, und wie zum Beweise, daß auch ihm das Glück und der Friede nicht ohne Kampf zuteil geworden, hatte er aus dem frischsprudelnden Quell seiner Erinnerungen das Wissenswerteste herausgeschöpft. Bei den letzten Worten erhob er sich, und wir traten aus dem wohlgepflegten Garten in die trauliche Wohnung, wo kindliches Jauchzen und die sympathische Stimme der Hausfrau uns grüßend entgegen klangen. Eugen und Willy, die pausbäckigen, zu einer und derselben Stunde geborenen Stammhalter, zerrten im wilden Kriegsspiel den Großvater aus einer Ecke in die andere, was dieser sich unter geduldigen Lächeln gefallen ließ, während die verständigere Hedwig das reizende blonde Vorköpfchen ihrer Großtante Barbara zugewendet hielt, deren Rede ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen schien.

Und der Gegenstand, der hier zwischen diesen beiden in der Fensterische verhandelt wurde, hatte offenbar eine Ideengemeinschaft mit dem, was vorhin draußen zwischen uns in der Gartenhütte gesprochen worden war, wie aus den Schlußworten der würdigen Matrone hervorging: „Laß dir immerhin den Schnepfenheller von mir umbinden, Großnichten! Er wird dir Glück bringen wie deinem lieben Vater, der sogar drei solche Münzen als Verlocken an der Uhrkette trägt!“

Litterarisches Interesse.

Buchhändler: „Ihre Frau scheint großes Interesse für die neuesten litterarischen Erscheinungen zu besitzen. Nie geht sie an unsern Schaufenstern vorüber, ohne ein Weilchen davor stehen zu bleiben; ich freue mich wirklich darüber.“ Herr: „Freue mich auch darüber. Seit Sie die großen Spiegelscheiben in Ihrer Auslage haben, hab' ich wenigstens Ruhe vor ihrem täglichen Gejammer nach einem Toilettenspiegel.“

Ben.

Von G. Billinger.



Ben war ein Hund ohne alle Rasse. Er hatte langes, zottiges Haar, eine Bull-doggischmauze und war stets schmutzig. Aber er hatte die schönsten Augen, die ein Hund haben konnte. Seines Berufes war er Karrenzieher, und es lag ihm und seinem Herrn ob, eine Anzahl Straßen vom Unrath zu säubern. Christlieb, so hieß sein Herr, zählte dreizehn Jahre. Wenn einer von ihnen unter dem Rehrich einen Knochen fand, war es nicht zu ermesen, welcher sich mehr freute, Ben, der ihn abnagte, oder Christlieb, der inzwischen von einem Bein aufs andere hüpfte. Eben das war das Schöne in ihrem Verhältnisse, daß sie sich gegenseitig immer das Allerbeste gönnten. Wenn Christlieb Diebsgellüste ankamen, oder wenn er wirklich etwas stahl, so geschah es immer nur um Bens willen. Manchmal konnte er vor einem Fleischerladen stehen, die Hände in den Taschen und denken: „Wenn ich den ausräumen dürfte!“

Und so war auch Ben ein ganz selbstloser Hund. Eines Abends kam er in hellem Galopp nach Hause geprenzt. Christlieb stand schon eine Weile vor der Thür und wunderte sich im stillen, wo Ben bliebe. Nun kam er mit zwei prächtigen Knackwürsten im Maul an. Und sie dufteten so frisch. Reiblicher haben nie zwei Kameraden geteilt, als Christlieb und Ben sich in den eroberten Bissen teilten.

Des Morgens um sieben Uhr besuchte Christlieb die Volksschule. Ben wurde da nicht zugelassen, er blieb deshalb bescheiden vor der Thüre sitzen. Nach der Schule ging's zum Geschäft. Christlieb war mit seiner Seele nicht bei Schaufel und Rehrbesen; er war eine Art von Träumer und interessierte sich für lauter Dinge, die ihn nichts angingen. Warum der Rauch aus den Schornsteinen manchmal emporstieg und auf die Erde sank? Und warum die Sperlinge, wenn sie in ihren Mahlzeiten aufgestört wurden, nicht im Eifer den Vorübergehenden ins Gesicht flogen? Er, Christlieb, stieß sehr oft aus Unachtsamkeit die Leute an und wurde dann immer durch unfauste Püffe zurechtgewiesen. Anders Ben; sein Sinn war aufs Praktische gerichtet. Er sorgte dafür, daß er mit seinem Karren und seinem Herrn nicht überfahren wurde, indem er den träumenden Christlieb entweder anstieß oder aus eigenem Antrieb nach rechts und links auswich. Er war ohne Zweifel die Seele des Geschäftes, denn instinktmäßig — oder mit Bewußtsein — wer kann das wissen? hielt er gewöhnlich da still, wo sich der meiste Unrath angesammelt hatte.

Christlieb seinerseits sprach sich über alles, was seine Gedanken beschäftigte, unumwunden gegen Ben an. Minutenlang konnte er vor ihn hinstehen, die Schaufel in der einen, den Besen in der andern Hand: „Ben, hast du gesehen, Ben? Hat der Jung 'nen Hund, pfui Teufel, den möcht' ich nicht geschenkt! Da bist du ein anderer Kerl, du bist gar kein Tier. Ben; jeder Mensch könnte lachen, wenn er so klug wäre wie du. Es soll mir nur einer kommen und sagen, du wärst ein Tier, — uff, Ben, mein Jung!“

Und Ben sprang verständnisvoll an seinem Herrn empor und leckte ihm die schmutzigen Hände.

Im übrigen lebten sie in einem beständigen Wettkampfe, um sich gegenseitig das Ziehen des Karrens soviel wie möglich zu erleichtern, Anstrengungen, die zur Folge hatten, daß sie nicht selten über ihr eigentliches Ziel hinausgeschossen. Indes Vorwürfe machten sich die beiden nie, und unglücklich waren sie nur, wenn sie nichts zu beißen hatten. Das kam aber selten vor, denn Christlieb war ein ordentlicher kleiner Wirtschaftler. Er war Angestellter und lebte von seiner Besoldung. Vielleicht, wenn er Ben nicht gehabt hätte, wär' er ein liederlicher Bursche geworden und hätte seine paar Groschen verthan, wie er's beim Vater sah. Aber Ben war da, und Christlieb sorgte für ihn besser als für sich selber.

Des Abends, wenn sie von ihrer Arbeit in die dumpfe häßliche Kellerstube zurückkehrten, kochte Christlieb wie ein ordentliches Hausmütterchen die Suppe. Und nicht immer die gleiche, dazu besaß er zuviel Erfindungsgeist. Die Knochen, welche Ben auf der Straße abgenagt hatte, Kartoffeln, Brot, altes Gemüse — was kam nicht alles untereinander! Hielt Christlieb seine Suppe für fertig, so kostete er sie mit Kennermiene und hierauf ließen es sich beide so herrlich schmecken, daß für den Vater kaum ein Teller des köstlichen Gebräus übrig blieb. Aber das kümmerte sie wenig. Der Vater kam immer erst spät und stets gänzlich betrunken nach Hause. Da wußte er gar nicht mehr recht, was und wieviel er aß. Des Morgens, wenn er nüchtern war, machte er sich ein Vergnügen daraus, Ben, sobald er sich vor ihm blicken ließ, zu malträtieren. Dafür haßten ihn beide, der Hund und sein junger Herr. Aber glücklicherweise hatten sie nicht Zeit, dieses unliebsame Gefühl in sich zu nähren. Ihr Beruf nahm sie zu sehr in Anspruch, ebenso die Sorge füreinander. Wenn Christlieb vor dem Uhrenladen stehen blieb (Uhren waren seine Leidenschaft), so versäumte er nie, erst dem guten Ben ein zerfestes Fäßchen unterzubreiten, damit er auf den nassen Steinen keinen Schaden nähme. Ben interessierte sich nicht für Uhren, aber er respektierte die Neigung seines Herrn und hielt regelmäßig vor dem Uhrenladen still, ohne daß ihn Christlieb erst dazu aufzufordern brauchte. Und während der Junge sich den Kopf zerbrach über das wunderbare Innere eines solchen Kunstwerkes, gab sich Ben seinen eigenen Betrachtungen hin. Wohlwollen, Verachtung, Mitleid und Zorn spiegelten sich abwechselnd in seinem schönen großen Hundeblick und mancher Vorübergehende hätte recht gut seinen innern Wert aus demselben herauslesen können. Aber niemand nahm sich die Mühe, auf einen häßlichen Straßenträger zu achten. Einen besonders widerwärtigen Eindruck machte auf Ben die Begegnung mit einem seidenen Hunde, der farbige Schleifen trug. Der demokratisch gesinnte Karrenzieher fand das nicht hundegemäß. Er war fest davon überzeugt, daß diese saubern, blendend weißen Fräsen auf der Welt

nichts anderes thaten als freßen. Und in seinen Augen war bloßes Freßen ohne Arbeiten verächtlich.

Es war ein schöner, außerordentlich kalter Wintertag. Christlieb war ganz erstarrt, aber in seiner Seele brannte ein um so lebhafteres Feuer. Er hatte wieder einmal in Betrachtung verloren vor seinem Uhrenladen gestanden, als plötzlich der Herr derselben unter der Thüre erschien mit der Frage: „Junge, was thust du denn immer hier?“ — „Ach,“ hatte Christlieb erwidert, „ich besinne mich bloß, wie's in so 'ner Uhr inwendig aussehen mag.“ — „Nun, wenn du dich Sonntag ein bißchen sauber machst,“ meinte der Herr in freundlichem Tone, „so kannst du ja 'mal herkommen, dann will ich dir's zeigen.“

Christlieb sprang mit einem Satz auf seinen Ben zu: „Ben, Jung, uff, uff!“ schrie er, ergriff die Deichsel des kleinen Karrens, und heidi! ging's wie von Sinnen durch die Gassen. Ein dichter Schnee fiel. Sie waren zur Stadt hinausgekommen, ohne recht zu wissen wie; der plötzlich gefallene Schnee leitete sie irre, so daß sie die Kreuz und Quer über Anlagen und Fahrstraßen dahinjagten. Endlich standen sie aber still, denn Christlieb konnte nicht weiter; atemlos ließ er sich auf den ersten besten Stein im Schnee nieder, Ben tüchtig aus-

lachend, der sich gar wunderbar in seinem weißen Schneegewand ausnahm. Das gute Tier leckte mitleidig die erstarrten Finger seines Herrn, der nichts als das Uhrwerk im Kopfe hatte und darüber die Essenszeit vergaß. Nicht so Ben. Der Aufenthalt im kalten Schnee, zu einer Stunde, zu welcher man sonst seine warme Suppe aß, erschien ihm unmotiviert und er stieß demgemäß wiederholt seinen Herrn mit der Schnauze an. Aber dem guten Christlieb lag's mit einemale so bleiern in den Gliedern, allerlei Uhren tanzten ihm vor der Nase herum, er hörte deutlich ihr Tiktack und wollte nur warten, bis sie noch näher kämen, um sie zu fangen. Also träumend rutschte er gemächlich in den weichen Schnee, zum großen Kummer Bens, der nicht recht wußte, was er von dieser neuen Idee Christliebs halten sollte. Er war tief beunruhigt, bellte den großen blaffen Mond an, der an dem kalten Winterhimmel aufgestiegen war, und zerrte dann wieder an Christliebs Rittel. Aber der arme Bursche war gar so müde, er lag so bequem, nur noch ein bißchen wollte er ausruhen.

In weniger als drei Minuten lag er in festem Schlummer. Ben geriet in Verzweiflung. Er schaute die Straße entlang, ging und kehrte zurück. Zuletzt sandte er ein wahres Schmerzgeheul zum Himmel empor, warf einen unbeschreiblichen Blick auf den schlafenden Christlieb und rannte spornstreichs mit seinem Karren in die Stadt zurück. Er stürzte an vielen Menschen vorbei, die ihm alle nachsahen und dachten, er sei toll geworden. Man rief hinter ihm her, man warf nach ihm, unbeirrt setzte er seinen Weg fort. Nun bog er um die Ecke, wenige Häuser davon war der Uhrenladen, auf den raste er zu. Ein Mann verließ



Endlich standen sie vor dem schlafenden Knaben.

eben das Haus; es war der Uhrenmacher. Nichts Böses ahnend, schickte er sich an, seinen abendlichen Klub zu besuchen. Da stürzte ihm ein Hund samt seinem Karren entgegen. Er wehrte ihn ab mit einem kräftigen Stoß: „Donnerwetter, Bestie!“ Der arme Ben fiel rückwärts, der Karren stand so unglücklich, daß er gegen einen Laternenpfahl fuhr, die Deichsel brach entzwei, und das spitze Holz durchbohrte den Leib des Hundes. Er stöhnte laut. Aber war's jetzt Zeit zu verenden? Ben richtete sich auf, er winzelte, er leckte dem Manne, der ihn so sehr mißverstanden, die Hand; er schwanke vorwärts und kehrte wieder zurück. Nichts war der Beredsamkeit seiner Blicke vergleichbar.

Der Mann stutzte: „Was ist mit dem Tier,“ dachte er, „ist das nicht der Hund des kleinen Jungen, der immer vor meinem Fenster zu stehen pflegt, mein Gott, was rennst du auch auf mich zu, als wolltest du mich bei der Gurgel packen?“ wandte er sich an den Hund, „da hast du's nun!“

Mitleidig suchte er Christliebs Jäckchen aus dem Karren hervor und band es dem Tier um den blutenden Leib. Kaum daß ihm Ben Zeit dazu ließ; er wollte weiter und ließ nicht ab mit Bellen und Jammern und Lefen. Und er brachte es wirklich dahin, der Mann folgte ihm. „Es muß dem Jungen etwas geschehen sein,“ sagte er kopfschüttelnd. Bens Schwäche wahrnehmend, half er ihm den Karren ziehen; zuletzt zog er ihn allein. Es war die höchste Zeit, alle Augenblicke fiel der Hund zusammen, immer raffte er sich wieder auf.

Endlich standen sie vor dem schlafenden Knaben. Und während der Mann diesen aufrichtete, ihn rüttelte und schüttelte und mit Schnee rieb, hauchte Ben in aller Stille seine treue Seele aus.

Dem Uhrenmacher gelang es nach einiger Zeit, wieder Leben in die Glieder des Halbtarnten zu bringen. Christlieb kam langsam zu sich, schaute sich erstaunt um, betastete den Mann, der ihn auf den Knien hielt, und fragte endlich in verwundertem Tone: „Wo ist Ben, warum kommt Ben nicht?“

Der Mann stellte den Burschen auf die Knie. „Wie ist dir,“ sagte er, „kannst du marschieren?“ Da gewahrte Christlieb einige Schritte von ihm entfernt seinen Karren. „Ben!“ schrie er auf und wollte auf ihn zu stürzen. Der Mann suchte ihn zurückzuhalten. „Das arme Tier,“ sagte er. Er konnte nicht ausreden, schon lag Christlieb neben seinem Ben im Schnee; er rüttelte ihn, er gab ihm die zärtlichsten Namen, er riß ihn endlich an sich, da gewahrte er die große Blutlache auf der Erde.

„O Herr,“ schrie er und streckte dem Manne die gefalteten Hände entgegen, „machen Sie ihn wieder lebendig, Sie haben mich auch wieder gesund gemacht.“

Der Uhrenmacher schüttelte den Kopf.

„Mein Kind,“ sagte er, „sei vernünftig, da ist nicht mehr zu helfen.“

Dem armen Burschen versetzte diese Gewißheit wahre Herzensstöße. Vorsichtig hob er seinen treuen Kameraden von der Erde auf und bettete ihn in den Karren. Als ob ihm die Kälte noch etwas anhaben könnte, deckte er ihn auf das fürsorglichste zu. Dann nahm er die Deichsel zur Hand und trabte bitterlich weinend davon.

Der Mann vermochte ihn nicht so gehen zu lassen; er folgte ihm, beschwichtigende Worte zu ihm sprekend. „Es war doch nur ein Tier,“ sagte er.

„Nein,“ fuhr Christlieb auf, „Ben war kein Tier, Ben war klüger als ein Mensch, ich und Ben, wir

gehörten zusammen, nun weiß ich nicht, wo ich hingehöre —“

„Aber dein Vater —“ suchte ihn der Uhrenmacher zu beruhigen.

„Der ist immer betrunken,“ unterbrach ihn der Bursche.

„Und deine Mutter —“

„Die ist tot, ich habe niemanden als Ben, vielleicht wenn ich ihm recht die Wunde auswasche, wird er wieder lebendig.“

Der Junge fuhr rascher zu, kaum daß ihm der Mann in dem hohen Schnee zu folgen vermochte. Allerlei Gedanken gingen diesem durch den Kopf, während er neben dem schluchzenden Kinde einberief. Sein Weib war tot, er hatte für niemanden zu sorgen; wenn er dem Jungen dafür, daß er ihm sein Alles geraubt, ein Handwerk lehrte? Er ging noch weiter — wenn er ihm eine Heimat schenkte?

„Jawohl,“ sagte er mit einemmale und legte die Hand auf Christliebs Haupt, „dein Ben war klug, er soll nicht umsonst zu mir gekommen sein.“

Großmutter.

Erinnerungen an die August- und Septembertage von 1813 und 1870.



ie Julisonne des Jahres 1870 brannte heiß auf die Steinplatten des Marktes von Schleusingen und über den Kohlberg stieg es in schweren, dunklen Wolken herauf, das nahe Gewitter verkündigend, welches der Schwüle ein Ende zu machen versprach.

Doch nicht dieses, sondern das große Gewitter, welches sich im Jahre 1870 am westlichen Horizonte des friedlichen deutschen Vaterlandes aufgetürmt hatte und dessen Posbruch man jeden Augenblick erwartete, beschäftigte und beunruhigte wie in allen deutschen Orten auch die Bewohner der kleinen Kreisstadt; und in manchem Hause schlugen die Herzen in rascherem und auch wohl bangem Schlage, die einen Verwandten, den Sohn, den Bruder, den Enkel, im Heere hatten, oder die im Begriff waren, sich von einem solchen zu trennen, denn die Einberufungsordere war bereits da.

Auch in jenem kleinen Hause am Markte stand eine Mutter in dem Hinterstübchen ihrer Wohnung, das sie vor kurzem erst ihrem nun siebenzehnjährigen ältesten Sohne so hübsch traulich eingerichtet hatte, und hielt diesen umschlungen, während Thräne um Thräne aus ihrem bekümmerten Auge floss.

„Ach, Konrad, es geht ja nicht, es ist ja nicht möglich! Du kannst uns nicht verlassen!“

„Mutter, ich muß gehen, ich kann nicht anders! Mein Entschluß steht fest. Bitte, halte mich nicht zurück!“

„Hast du denn deine Mutter gar nicht lieb?“

„O Mutter, wie kannst du so fragen! Du weißt recht gut, wie innig lieb ich dich habe. Aber sieh, in solcher Zeit, wo das Vaterland angegriffen wird, da leidet's mich nicht mehr im Hause. Ich würde keine Ruh' hier haben, Mutter! Ich muß helfen, das Vaterland zu verteidigen, das halte ich für meine größte Pflicht, und alle andern Pflichten und alle andere Liebe, auch die zu dir, lieb' Mütterchen, müssen zurücktreten vor der größten, die ein deutscher Mann hat, dem Vaterlande seinen Arm darzubieten, wenn es in Gefahr ist.“

„Du du bößer, lieber Junge! Du bist ja noch kein Mann mit siebenzehn Jahren!“ sagte die Mutter, unter Thränen doch stolz lächelnd auf ihren Sohn blickend.

„Sieh mich an, Mütterchen!“ rief der Sohn und richtete sich auf. „Ich bin halben Kopfs größer wie du! — Und meine Arme! Du hast selbst neulich gescholten, als ich dich umarmte und dich nur ein ganz klein wenig drückte, ich wäre ein ungeflachter Riese. Was kümmern mich meine siebenzehn Jahre? Ich habe die Kraft, und da treibt's mich hinaus.“

Die Mutter schwieg; ihr Widerstand war zu Ende. Der Sohn war durch die Ereignisse über Nacht zum thatkräftigen und thatendürstigen Manne geworden.

„Wie wird's Großmutter tragen?“ fragte nach einer Pause die Mutter bang.

„Großmutter!“ wiederholte der Sohn, und in seinen Augen flog plötzlich ein feuchter Schimmer auf. Der Gedanke an sie mußte ihn wohl sehr bewegen; hatte er doch Großmutter so lieb! Und er wußte es wohl, er war — Großmutter hatte nur zwei Enkel — auch ihr Liebling, so wenig sie dies zu zeigen sich bestrebte.

Doch bald bezwang er seine Bewegung und fest sagte er: „Großmutter wird mir recht geben!“

Die Mutter saß noch lange bei ihrem Sohne; sie fügte sich in das Unabänderliche, weil es nicht anders ging. Er riß sich los von ihr, um in den andern Pflichtenkreis einzutreten, in den sie ihn ratend und helfend nicht begleiten konnte. Das verursachte ihr bitteren Schmerz, und doch erfüllte es das trauernde Mutterherz wiederum mit Stolz, daß er so männlich sich seiner Pflicht bewußt war.

„Aber er hätte doch warten sollen, bis er das Alter hat wie andre und bis er aufgefordert wird, der dumme Jung! Grad jetzt, wo nun der Krieg ausbricht!“ dachte die Mutter. Ja, der „dumme Jung“, wie sie ihn schalt, dachte darüber eben anders als die sorgende Mutter, die nur die Gefahren sah, die ihn bedrohten. —

Während dies im Hinterstübchen vorging, saß Großmutter in der vordern Stube im Lehnstuhl und studierte mit Eifer die Zeitung. Immer erst etwas spät brachte das kleine Blatt, das im Hause gehalten wurde, die Nachrichten; desto aufmerksamer wurden sie gelesen.

Großmutter war die Witwe eines Gutsbesizers und stammte aus der Mark Brandenburg. In den besten Jahren hatte sie ihren Gatten verloren und unter mannichfacher Sorge ihre vier Kinder, unter denen drei Töchter, erziehen müssen. Die älteste Tochter war verheiratet gewesen, auch ihr war der Mann früh gestorben. Sie zog mit ihren zwei Söhnen, den einzigen Enkeln von Großmutter, zu dieser zurück. Die zweite Tochter und der Sohn, beide unverheiratet, waren ebenfalls bei der Mutter, während die jüngste Tochter in bis dahin kinderloser Ehe an einen entfernt wohnenden Arzt verheiratet war. So hatten sie nach Aufgabe des Gutes längere Zeit in Berlin zusammengewohnt

und waren dann nach Schleusingen im Thüringer Wald gezogen.

Es war ein herrliches Familienleben, das diese sechs Menschenkinder, die Repräsentanten dreier Generationen, führten. Ein bescheidener Wohlstand, den ein in Schleusingen etabliertes Geschäft im Gleichgewicht hielt, schützte sie vor Nahrungssorgen, eine heitere Gemüthsart und eine Neigung zu Scherz und Neckerei, die bei allen mehr oder weniger und in verschiedener Weise vorhanden war, machte den Verkehr mit dieser Familie für jeden, der hinzugelassen wurde, zu einem der angenehmsten.

Nur eine Sorge trübte seit kurzer Zeit den heitern Himmel der Familie. Das war die Sorge wegen Großmutter, wie sie nicht anders von Kindern und Freunden genannt wurde. Die Leiden des Alters hatten sich eingestellt, und Großmutter, die sonst noch so flink auf den Beinen war und bis vor einem Jahre selbst noch einen Spaziergang in eines der reizenden Thäler oberhalb Schleusingen, wie z. B. das Völsenthal, gern mitgemacht hatte, saß jetzt den ganzen Tag im Lehnstuhl. Die „Untertanen“, wie sie sich in ihrem auch jetzt nicht versiegten Humor ausdrückte, hatten ihr den Dienst ver sagt. Aber ihr Geist war frisch geblieben, und als die unvergeßlichen Tage des Jahres 1870 kamen, da nahm wohl niemand regern Anteil an den rasch aufeinander folgenden Ereignissen, als sie es that.

Als sie die Nachricht von der Afsaire in Bad Ems las, wie Benedetti dem König Wilhelm zudringlich genah war und seine Gemüthsart in die spanischen Angelegenheiten verlagert hatte, da blühte es in den Augen der alten Frau zornig auf und sie rief ein über das andere mal: „Dieser unverschämte Franzos! — Diese Kröte! — Ja, sie sind noch ebenso wie damals! — Das Pack ändert sich nicht!“ und was dergleichen schmeichelhafte Bemerkungen über den erwähnten Herrn und seine Landsleute mehr waren.

Als sie darauf las, in welcher Weise der Gesandte vom Könige abgefertigt worden war, da glühte ihr Auge voll freudiger Begeisterung und sie rief: „Dat's recht von mir allen Wilhelm!“ — Großmutter fiel nämlich gern in ihren heimischen Dialekt, wenn ihr das Herz überströmte. — „Dat's en König wie 'n Daus!“ Un id bewo em nochmal so leiw jetzt. — Dei werd ebr de Weg wifen, dem Radertüg! — Rinner! Dtilie! Hermine! Karl! Nu lest man! — Dat id dat noch erlew!“ —

Ein Ereignis war auf das andere gefolgt, rasch, unaufhaltbar! Als eine Depesche die Kriegserklärung gebracht hatte, da vergaß sie ihre rebellischen „Untertanen“ und wollte, so erregt war sie, in der Stube auf- und abgehen, wie sie es sonst gethan, wenn sie von etwas bewegt wurde. Aber das ging doch nicht mehr und die Kinder hatten Mühe, sie in ihrem Lehnstuhl zu beruhigen.

An dem Tage, von dem wir oben erzählt haben, trat die verwitwete Tochter, lange erst nach der Unterredung mit ihrem Konrad, in die Wohnstube ein, wo die Großmutter saß. Ihre Augen waren stark geröthet, doch sie weinte nicht mehr, sie hatte sich in das Unvermeidliche ergeben. Die Großmutter las ihr Blatt, wie wir bereits erzählt haben, und sie las es langsam und mit Bedacht. Jetzt war sie fertig.

„Da, Dtilie!“ sagte sie zu ihrer Tochter, „nun lest man auch! Es giebt wieder viel Neues!“

Als sie das Blatt hinreichte, bemerkte sie die rotge-

*) Plattdeutsche Redensart, um etwas als extralüchtig zu bezeichnen. **) Radertzeug.

weinten Augen der Tochter. Besorgt fragte sie: „Was hast du, Ottilie? Was ist denn passiert?“

Die Tochter trat an den Lehnstuhl heran.

„Mutter,“ sagte sie bewegt, „ich habe dir von Konrad etwas zu sagen.“

„Konrad?“ fragte die Großmutter erstaunt. „Es ist ihm doch nichts geschehen?“ Und als die Mutter verneinend das Haupt bewegte, fragte sie weiter: „Hat er eine Dummheit auf der Schule gemacht?“ — Der Enkel besuchte noch das Gymnasium der Stadt. „Rein, auch das nicht!“ erwiderte die Tochter. „Aber er will etwas thun, was mir sehr weh thut, und ich weiß nicht, wie du es aufnehmen wirst. Ich habe schwer daran zu tragen.“

„Konrad?“ fragte Großmutter wiederholt. „I, geh doch, Ottilie, dat's en braven Jung, der kann nichts Unrechtes thun!“

„Er hat mir seinen festen Entschluß mitgeteilt, noch heut in aller Frühe sprach er ihn aus, sich als Freiwilliger zu stellen, um mit gegen die Franzosen gehen zu können, und er läßt sich nicht mehr davon abbringen,“ erzählte die betrübtete Mutter, und ungerathet ihres Vorsatzes stahlen sich doch wieder die Thränen hervor. Die alte Großmutter sah ihre Tochter lange an. Langsam wurde es auch in ihren Augen feucht. Sie hob die zitternde Hand, faßte ihre Tochter um den Hals, die vor ihr auf die Fußbank niedergesunken war, und drückte sie an sich, während sie mit der andern Hand ihr leise über die Wange strich.

Die Mutter weinte sich am Herzen der Mutter aus. Großmutter aber flüsterte ein über das andere mal: „Min Konrad! Min Herzensjung!“ — Weiter sagte sie nichts, auch nicht, als die Tochter längst aufgestanden war, als die andern dann später hereintraten und besorgt nach der Mutter schauten. Still und sinnend sah sie vor sich hin. Nur als der Enkel hereintrat, der Konrad, da leuchtete es in ihren Augen auf und sie verfolgte mit ihren Blicken ihn und jede seiner Bewegungen, als wolle sie sein Bild so recht tief in ihr Herz einprägen; und es saß doch darin, klar und fest, und an jedem Zuge erkennbar.

Aber wenn er von dem Tage ab ihr den Morgenruß brachte oder abends ihr den üblichen Gutenachtkuß gab, dann sah sie ihn länger und inniger an als je, und aus ihren alten Augen strömte das Feuer herzlichster Liebe in das Herz des Enkels hinein.

Da fragte an einem der nächsten Abende schüchtern der Enkel: „Großmutter, du bist nicht böß, daß ich Soldat werden will?“ Die alte Frau küßte ihn auf die Wange, dann sagte sie ihm ins Ohr: „Du thust recht, min Jung! — Und nun gute Nacht!“ — Damit

schob sie ihn von sich, damit er nicht sehen sollte, wie die Lippen der alten Frau vor Bewegung zitterten.

Die Tage vergingen rasch. Onkel Karl war mit dem Neffen gegangen, als dieser sich als Freiwilliger stellte. Die Mutter hatte in Bangen und Sorgen noch dies und jenes für den Sohn vorbereitet, und jenseits des Rheins waren die ersten wichtigen Schläge auf den Friedensbrecher bereits gefallen.

Großmutter wurde nicht müde, die Berichte über die deutschen Siege zu lesen, und die Kinder hatten neben dem kleinen Blatte noch auf eine große Zeitung abonniert, damit Großmutter ja alles ausführlich lesen konnte. Der Enkel dagegen brannte vor Ungeduld, in den Truppenteil treten zu können, für den er aufgenommen war, und hoffte, dann bald teilnehmen zu können an den Siegen und Ehren des deutschen Heeres.

Der Tag des Abschieds war da. Früh schon sollte es fortgehen. Von Mutter, Tante und Onkel war außerhalb der Wohnstube Abschied genommen der Großmutter wegen, um diese nicht unnötig aufzuregen.

„Nun geh hinein zur Großmutter!“ sagte endlich die weinende Mutter, nachdem sie ihren Ältesten zum wer weiß wievieltensmale unarmt hatte.

Der Enkel trat ein.

„Großmutter, ich komme, dir Lebewohl zu sagen!“ Seine Stimme wurde doch schwankend, während er sich draußen tapfer gehalten hatte.

Weit streckte die alte Frau dem Enkel ihre zitternden Hände entgegen, ein fast überirdischer Glanz lag in ihren Augen.

„Min Jung, min Herzensjung!“ sagte sie und schloß ihn in ihre Arme.

Lange hielten sie sich umschlungen. Endlich machte sich der Enkel sanft los. Die Zeit drängte und Onkel Karl mahnte zur Abfahrt. „Leb wohl, min Herzensjung! Und Gott behüte dich!“

Damit entließ sie ihn und der Enkel schritt zur Thür. Schon hatte er den Drücker derselben in der Hand, als die alte Frau rief: „Konrad!“

Der Enkel wandte sich und die Großmutter winkte ihn nochmals zurück.

„Konrad!“ sagte sie ihm halblaut ins Ohr, und auf ihrem durchfurchten Gesicht wetterleuchtete es. „Konrad! Wenn di dei Franzosen tau nah kamen, dann haust de um di ein ginwist ehr tüchtig wat up de Käß! Du weist doch?! Din Großmutter hat dat of all dahn, und du wullst doch din Großmutter fein' Schand maken!“

„Ja, Großmutter, das ihu' ich!“ rief der Enkel und über sein jugendliches Gesicht flog es wie ein heller Blitz des Verständnisses. „Ja, Großmutter, tüchtig!“

„Dat's recht, min Herzensjung!“



„Min Jung, min Herzensjung!“ sagte sie und schloß ihn in ihre Arme.

Großmutter gab ihm noch einen innigen Kuß und dahin ging er.

Ich hatte der Abschiedsscene bei Großmuttern beigewohnt, denn ich stand mit der Familie in enger freundschaftlicher Beziehung. Wie hätte ich also wohl fehlen können beim Abschied des jungen Mannes, den auch ich von Herzen gern hatte wegen seines graden, offenen Wesens. Ich hatte die Worte der Großmutter gehört, als sie sagte: „Das hat deine Großmutter auch schon gethan!“ und sie kamen mir nicht aus dem Sinn. Dahinter steckte etwas, eine Episode aus ihrem Leben, die ich nicht kannte und die sie wohl dem Enkel mitgeteilt haben mochte, das zeigte sein verständnisvoller Blick, als sie zu ihm sprach.

Als ich einige Tage später wieder zu der alten Frau kam, um zu sehen, wie es ihr gehe, fand ich sie zwar schwach — der Abschied vom Enkel hatte sie mehr angegriffen, als sie zugeben wollte —, aber sie war geistesfrisch wie vorher und sprach mit Enthusiasmus von den Kämpfen, die die Katastrophe von Sedan vorbereiteten und von denen sie die Schilderungen des Tages über öfter las.

Da konnte ich nicht zurückhalten: „Großmutter, Sie haben neulich gesagt, Sie hätten den Franzosen auch schon „wat up de Näß“ gegeben. Darf ich Sie fragen, ob ich wissen kann, wo das gewesen und wie das zugegangen ist?“

Da wetterleuchtete es wieder auf dem alten, aber in solchen Momenten schönen Angesichte der Greisin, grad wie damals, als sie von dem Enkel Abschied nahm, und sie sagte: „Ja, Onkel!“ — sie nannte mich Onkel, wie ich sie Großmutter nannte, obgleich unsere Verwandtschaft wohl nur in der indogermanischen Abstammung zu suchen gewesen wäre — „Ja, Onkel, das habe ich gethan, es war meine erste und einzige Kriegsthat, und noch steht alles vor mir, als ob es eben erst geschehen wäre, und ich freue mich heute noch über die „kapute Näß“. Aber damals hätte sie mir schlinn bekommen können, wenn unsere braven Generale Bülow und Taubien mit unserer Landwehr nicht gewesen wären.“

„Erzählen Sie mir das, Großmutter!“

Und nun erzählte sie mir — nicht so zusammenhängend wie im folgenden, ich habe vielmehr manches erst später erfragt — jene Episode aus ihrem Leben, die mich lebhaft in eine Zeit zurückversetzte, wo Deutschland den ersten Anlauf nahm zur Erlangung seiner ehemaligen Größe und Macht und Preußen voran, den fremden Tyrannen, den ersten Napoleon, unter blutigen und schweren Opfern vom deutschen Boden vertrieb.

Ich gebe dem Leser in folgendem, was ich von Großmutter erfuhr.

Die Zeit vom 19. August bis 6. September 1813 war für die Ortschaften südlich und westlich von Berlin bis nach der damaligen sächsischen Grenze hin eine schwere Zeit.

Von Magdeburg her war auf Befehl des Kaisers Napoleon I. der Marschall Dudinot aufgebrochen an der Spitze eines Heeres von 77000 Mann, um Berlin zu erobern und dadurch dem verhassten Preußen — das sich wie ein Mann erhoben hatte, das Joch des römischen Erobers abzuschütteln oder, wenn dies nicht gelingen sollte, lieber mit Ehren kämpfend unterzugehen — einen Hauptschlag zu versetzen.

Bei Trebbin, vier Meilen von der Hauptstadt, begann am 21. August 1813 die Reihe der einzelnen Kämpfe, die, nachdem der berühmte Dudinot, vielfach geschlagen und zurückgedrängt, durch den noch berühm-

tern Feldmarschall Ney ersetzt worden war, den die Franzosen bereits als den künftigen König von Preußen bezeichneten, endlich am 6. September in den Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz ihren Abschluß fanden. Die Franzosen waren von der Landwehr unter den Generälen Bülow und Taubien gänzlich geschlagen worden, und in voller Haft und Schreden vor den verachteten „Kreuzbauern“, wie sie die Landwehr wegen des Kreuzes an Mütze und Tschako nannten, flohen sie bis hinter die Elbe zurück. Hatten doch die pommerschen Landwehrmänner, als sie zum Bajonettangriff kommandiert wurden, im Fechten mit dem Bajonett noch zu ungeübt, die Gewehre umgedreht und mit dem Kolben darein geschlagen, indem sie ihren Offizieren zuriefen: „Dat flutcht beter!“

Umweit Trebbin liegt ein größeres Landgut, dessen damaliger Besitzer Pré hieß. Der Name deutet auf französische Ursprung, und in der That war der Gutbesitzer Pré auch ein Nachkomme eines jener französischen Auswanderer, die einst ihres reformierten Glaubens wegen von dem König Ludwig XIV. aus Frankreich vertrieben wurden und in den Marken gastliche Aufnahme und eine zweite Heimat gefunden hatten. Aus den Franzosen waren aber gute Deutsche und Preußen geworden, und Vater Pré, der Landgutsbesitzer, hatte freudig seine fünf kräftigen Söhne mit hinausziehen lassen, für die Befreiung des Vaterlandes auch ihr Teil nach Möglichkeit beizutragen, als der Aufruf des Königs zu den Waffen im März 1813 erschienen war.

Eine Tochter von siebenzehn Jahren, die einzige, war noch von allen Kindern Prés im Hause, und so jung sie war, führte sie selbständig die Wirtschaft, als die seit lange kränkliche Mutter im Winter von 1812 bis 1813 sich zur ewigen Ruhe gelegt hatte. In der Zeit, von der wir sprechen, war aber die dem jungen Mädchen zuteil gewordene Aufgabe um so schwieriger, als — speciell in der Zeit vom 19. August bis in den September hinein — Einquartierung auf Einquartierung der Franzosen kam, die in Berlin gern als Sieger einziehen mochten, grad wie später 1870. Da mußte in der Küche geschafft werden von früh bis spät, um die hungrigen Gäste zu befriedigen.

Die französischen Krieger aber, die damals wie früher schon und auch später, à la tête de la civilisation marschierten, traten in einer Weise herrisch und brutal auf, als ob sie es den deutschen Barbaren noch so recht eintränten wollten, daß sie die Herren der Welt wären, bevor sie den deutschen Boden aufzugeben gezwungen wurden. Diese Brutalität kleideten sie dann oft in eine Art von Liebenswürdigkeit, von welcher die Tochter Prés eine Probe erhalten sollte.

War nämlich eines Tages auch wieder ein ganzer Zug Franzosen auf dem Gute angekommen, die sich's im Hause bequem machten an Stelle der eben erst Abgezogenen. Vater Pré hatte alle Hände voll zu thun, um zu ordnen und unterzubringen, auch zu behüten, soweit dies irgend möglich war, dazu den mitgekommenen Offizieren die Honneurs des Hauses zu machen. Marie aber, die Tochter, hantierte und kommandierte unter den Mägden in dem weiten Raum der Küche, um Speise und Trank für die ungebetenen Gäste zu bereiten. Mit von der Arbeit gerötetem Gesicht stand sie vor einem der großen Kessel auf dem Herde, in welchen das Essen für die Gäste gekocht wurde.

Da that sich die Thür der Küche auf und herein wurde ein neugieriges Gesicht gesteckt, zu sehen, was da vorginge. Es war dasjenige eines jungen Lieutenants, der hier wahrscheinlich auf „Rekognoszierung“ ausging.

Das Terrain schien ihm denn auch der Kenntnissnahme nicht unwert und so trat er zum Schrecken der Mägde ein, welche riefen: „Ach Gott, Frölen“), ein Franzos!“

Das „Frölen“, welche keine andere war als Marie Bré, trat dem Eindringling mutig entgegen und fragte ihn in reinster Französisch, was er hier wünsche — denn ihre ursprüngliche Muttersprache wurde neben der deutschen von der Familie Bré sorglich gepflegt, wie dies die meisten Emigrantenfamilien thaten.

„Eh bien, ma chère amie, Ihre Schönheit bewundern!“ sagte der Offizier frech und trat ihr näher.

„Mein Herr,“ erwiderte Marie stolz, „ich bin weder Ihre chère amie, noch ist an mir von Ihnen etwas zu bewundern. Ich bin die Tochter vom Hause und bin hier jetzt beschäftigt, wobei ich nicht gestört zu werden wünsche.“

Das war nun deutlich genug gesagt, aber es machte auf den Franzosen ganz den entgegengesetzten Eindruck, den das junge Mädchen erwartete.

Mit frechem flammenden Blicke maß er sie von Kopf bis zu Fuß, so daß sie sich aufs höchste entrüstet umwandte und ihn stehen ließ.

„Dat's en frechen Franzosenkerl!“ sagte die eine der anwesenden Mägde.

„Nun seh man, wie hei dat Frölen ankitt!“ — „Ich werde Ihnen helfen, ma chère amie!“ sagte der Franzose näher tretend.

„Ich bedarf Ihrer Hilfe nicht! Entfernen Sie sich aus der Küche!“

„Wenn dat Frölen man dütsch met em sprät, ik verstah kein Wort von dat Gewälch!“ sagte Karline, die älteste Magd.

„O ma chère amie, Sie sind eine zu reizende kleine Deutsche, als daß man Ihre Nähe fliehen könnte!“

Das Fräulein blieb stumm und hantierte mit einer großen eisernen Schöpfkelle im Kessel.

„Eh, ma chère amie, sprechen Sie französisch! Es ist charmant, wenn Sie französisch sprechen!“

„Mein Herr, ich bin für Sie Mademoiselle Bré, und ich erwarte, daß Sie sich nun entfernen. Das ist das letzte Wort, das ich französisch zu Ihnen rede. Von jetzt ab spreche ich deutsch.“

„O, Mademoiselle, ma chère amie, aus Ihrem Munde klingt jede Sprache gut, obgleich ich von der barbarischen deutschen Sprache nichts verstehe.“

Dabei rückte ihr der Franzose immer näher.

„Dat Frölen müßt em wat up't Maul gewen!“ bemerkte die jüngere der Mägde, die mit Spannung der Entwicklung zusah, denn wenn sie auch nichts ver-

standen, so sagten ihnen doch Mienen und Gebärden genug.

„Ma chère petite amie, ich werde Sie lieben!“ dabei suchte sie der Lieutenant zu umfassen; sie wich ihm aber geschickt aus und sah ihn mit der tiefsten Verachtung an. Zugleich faßte sie die schwere eiserne Kelle fester mit der Hand.

„Paß up, Karline, dat setzt wat! Dei Kerl is frech gegen dat Frölen, oder ick lat mi treten!“ rief die jüngere Magd.

„Mein Herr, ich sage Ihnen zum letztenmale, verlassen Sie mich, oder, bei Gott, ich thue etwas, was mich reuen könnte.“

„Was werden Sie thun, ma chère petite, Sie werden mich wieder lieben!“

Wieder suchte er sie zu umfassen, sie stieß ihn heftig zurück. „Karline, nimm den Feuerhaken, wenn hei dat Frölen angriep, denn schlagen wi em up den Brägen!“

Der Widerstand des jungen Mädchens erhöhte nur die Begehrlichkeit des Frechen. Mit unerwarteter Geschwindigkeit griff er plötzlich nach ihr, faßte sie, suchte sie an sich zu ziehen und zu umarmen.

Die Mägde schrien auf und kamen kampfbereit herbei, voran Karline mit dem Feuerhaken.

Doch der Franzose hatte die Kraft eines mächtigen Mädchens unterschätzt. Blitzschnell hatte sie sich durch eine rasche Wendung losgerissen und ebenso schnell faßte die schwere eiserne Kelle durch die Luft und fiel mit aller Wucht in des Angreifers Gesicht.

„Ich weiß heute noch nicht, Dntel, wie schnell das alles kam,“ sagte Großmutter, als sie dies erzählte, und ihre alten Augen blitzten.

„Mon dieu, mon dieu!“

„Mon nez! cette

canaille!“ rief der Franzose, vor Schmerz aufschreiend, während ein Blutstrom ihn aus dem zerschmetterten Gesichtskerker hervorsprang.

Marie aber stand da, mit wogender Brust, ihre Waffe fest in der Hand und bereit, einem erneuten Angriff zu begegnen.

Aber der Angreifer hatte genug.

„Mein Gott, meine Nase! diese Canaille, diese deutsche Canaille!“ jammerte und fluchte er zu gleicher Zeit, und tappte nach der Thür, während die Mägde, welche an die Seite ihres Fräuleins getreten waren, Karline mit dem Feuerhaken, die andere mit einem Stück Holz in der Hand, nun, da ihre Arme nicht in Thätigkeit



„Mein Gott, meine Nase! diese Canaille, diese deutsche Canaille!“ jammerte und fluchte er zu gleicher Zeit.

*) Fräulein. **) ansieht.

*) auf den Schädel.

kamen, wenigstens den Mund in solche verfesten und den geschlagenen Feind mit allen den Kraftausdrücken regalierten, die die plattdeutsche Sprache für solche Fälle bereit hat.

Der Herr Lieutenant, dem sich die chère amie mit einemmale in eine canaille allemande verwandelt hatte, war indes zur Thür hinausgekommen und stieß unglücklicherweise grade auf den französischen Oberst, der im Hause den alten Bré aufgesucht hatte, um ihn als Dolmetscher in seine Dienste zu nehmen bei den Verhandlungen mit den märkischen Ortsvorständen der Dörfer, wo seine Truppen lagen.

„O, diese Canaille! Sie hat mir die Nase zerschlagen!“ jammerte der Franzose draußen, ehe er seinen Vorgesetzten bemerkte.

„Wie, mein Herr Lieutenant, Sie sind verwundet? Durch wen?“

„O, mein Herr Oberst, ein Attentat, unvorhergesehen, ein schändlicher, schwachvoller Angriff auf meine Offizierssehre!“

log der Lieutenant und hielt das blutige Taschentuch unter den verunstalteten Nieser.

Der Oberst riß die Thüre der Küche auf und faßte an den Degen. Mittlerweile hatten sich mehrere Franzosen um den geschlagenen Offizier versammelt, raisonnierten und schimpften unter lebhaften Gestikulatio-

nen. Erstaunt, nur Frauenspersonen in dem Raume vorzufinden, fragte

der Oberst: „Wer hat den Offizier verwundet?“ — „Ich!“ erwiderte Marie und trat einen Schritt vor, die Schöpffelle immer noch in der Hand.

„Ah, mademoiselle!“ sagte der Oberst verwundert, „vous êtes bien belliqueuse! Et pourquoi avez-vous fait cela?“

„Ich habe ihm gegeben, was er verdient!“ erwiderte das Mädchen trozig.

„Aber Dinkel, das Herz wollte mir springen vor Zorn und Scham über den Kerl!“ sagte Großmutter, als sie dies erzählte.

Der Oberst sah sie eine Weile an. Das in seiner Entrüstung dastehende junge Mädchen mochte ihm wohl eine seltene Erscheinung sein, und er erriet ohne Zweifel, was vorgegangen war. Aber ein französischer Offizier war angegriffen und geschlagen worden, geschlagen von deutscher Hand! Das mußte, namentlich in dieser Zeit, geahndet werden, wenn die Hand auch die eines seine Ehre verteidigenden Mädchens war. Die „deutsche Canaille“ wurde übermütig und wollte die Herren Fran-

zosen nicht mehr als Herren anerkennen. Da mußten abschreckende Beispiele gegeben werden, und jede Gelegenheit, ein solches vorzuführen, wurde von den Franzosen ergriffen.

„Mademoiselle, ich bedaure, Sie in Haft nehmen lassen zu müssen!“

Mit diesen Worten wandte sich der Oberst ab, gab einige Befehle an die umstehenden Soldaten und in kurzer Zeit waren zwei Mann mit aufgepflanztem Bajonett in der Küche postiert, die den strengsten Befehl hatten, niemanden aus- noch einzulassen. Es war aber auch eine gefährliche Gesellschaft: das „Frölen“ mit der Kelle, Karline mit dem „Füerhaken“ und die zweite Magd mit dem Prügel in den Händen!

„Dat's nüdlich!“ sagte Karline. „Wat dei Kerls may met ehr Kuebheins in uns' Rük fallen!“

„Dat Frölen bewachen, dat dei Kerl met sin kapute Näß' nich wedder rin kann!“ erklärte die andere Magd. „Dei Dwerst is en vernünftigen Mann.“



Marie wurde vorgeführt, ihren Vater an der Seite, die beiden Mägde stampften festen Schrittes hinter ihr her.

Das bewachte „Frölen“ setzte sich auf einen Schemel der Küche und befahl den Mägden, nach dem Essen zu sehen. Dies Geschäft wurde ihnen aber bald abgenommen, als einige Soldaten, die Honnpfeifen im Munde, erschienen und jene nicht gerade sanft beiseite schoben. Sie setzten sich an die Seite ihres Fräuleins, sahen zu, wie die „Kerls“ kochten, und machten gelegentlich ihre Bemerkungen.

„Na, nu kiff man, Karline, wie dei Kerl met sin Dredffingern in dat Soltfatt ringriep!“ —

„Ja, dem is dat nich scharp naug! Dei Franzosen möten dat allens scharp bewwen.“ —

„An wat dei anner Kerl infüert, als wull hei en polschen Ochsen braden!“ —

„Ja, dat Holt kost' em ja kein Geld! Dei Ort freggt do nicht nach!“ —

„Herrjes! Karline! do het dei Swinegel an 'n Kettel rampuckt!“ — „Ja, do helpt dat nich! da möten wi em wedder schüern; dat's so 'n Kerl janz esal!“

Die Franzosen machten ihrerseits ihre Bemerkungen über die Dastigenden, und sie mußten wohl nicht sehr fein sein, denn das Fräulein wechselte öfter die Farbe.

Die Mägde sahen dies und es ging ihnen ein Verstandnis für die Situation auf, in der sie sich befand.

„Laten Sei man gut sin, Frölen, wi bewwen seihn, wat dat för'n mischanten Kerl tau Sei west is, un wi können Sei dat betüngen, un wi dauhn't,“ sagte Karline tröstend. —

Einige Stunden waren vergangen, die Kessel von den Soldaten längst hinausgetragen zum Ausleeren.

Vater Pré, vielfach in Anspruch genommen, hatte erst verhältnismäßig spät erfahren, was geschehen war. Er wollte seine Tochter sprechen, aber er wurde nicht zugelassen, man wies ihn barsch zurück.

Da kam der Befehl, die Attentäterin nach dem nahen Dorfe ins Verhör zu führen vor den Obersten. Jetzt erst konnte der Vater die Tochter sehen und begleitete sie; auch die beiden Mägde wurden mitgenommen und gingen hinterher, wie sie aus der Küche kamen. Die „Waffe“, mit welcher das „schändliche Attentat“ begangen worden war, mußte ebenfalls mitgenommen werden, und mit Hohn und Spott zwangen die Franzosen das Fräulein, sie zu tragen.

„Nu, denken Sie man, Onkel, mußte ich mit der großen eisernen Schöpfkelle durch die gaffenden Franzosen und durchs Dorf gehen, wo alles zusammenlief!“ sagte Großmutter, als sie dies erzählte.

In einer großen Stube saß der Oberst mit dem Auditeur und einigen Offizieren.

Marie wurde vorgeführt, ihren Vater an der Seite, die beiden Mägde stampften festen Schrittes hinter ihr her.

Das Verhör war streng. Sie mußte alles erzählen and that dies, wenn auch nur stoßweise und ein über das andere mal vor Scham erröthend.

Die Offiziere tauschten leise ihre Bemerkungen. „Sacré bleu! Ce petit crapaud allemand!“ sagte der eine.

„Le pauvre lieutenant!“ der andere.
Ein dritter wog die „Waffe“ Mariens in der Hand „Morbieu!“ sagte er, „damit kann man jemanden den Schädel einschlagen!“

Als das Verhör zu Ende war, kündigte der Oberst dem jungen Mädchen an, daß er sie ins Hauptquartier schicken müsse, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden.

Vergebens stellte der bekümmerte Vater vor, daß seine Tochter nur aus Nothwehr gehandelt habe; vergebens appellirte er an die französische Manneschre, die in der raschen That eines Mädchens nichts Unrechtes finden könne, die sich verteidigt habe, als sie schamlos angegriffen worden. „Vor das Kriegsgericht!“ lautete der Bescheid.

Mit Mühe erlangte der alte Mann, daß seine Tochter nicht noch an demselben Tage abgeführt wurde, wobei sie dann einen Teil der Nacht unterwegs gewesen wäre, und daß er den folgenden Tag die Tochter begleiten dürfe.

Sie wurde, auf vieles Bitten und unter Bürgschaftleistung des Vaters, zunächst in ihr elterliches Haus unter Bedeckung zurückgeführt, dort in eine Kammer gesperrt, vor welcher ein Soldat Wache hielt.

„Da saß ich nun, Onkel,“ sagte Großmutter, „und es war mir nicht ganz wohl zu Mute, wenn ich daran dachte, vors Kriegsgericht zu kommen, und manchmal wollte mir sogar recht bange werden. Aber ich war eine richtige Pré und die sind nicht so weichherzig, wenn's an den Kragen geht, und ich dachte auch an meine Brüder, die gegen die Franzosen im Felde standen, zwei bei der Landwehr unter Bülow; und wäre ich kein Mädchen gewesen, ich wäre damals ja auch mitgegangen. Und, Onkel, wie ich daran dachte, fiel mir auch die Kapute Naf' von dem Franzosen ein, und so schlecht war ich, ich freute mich darüber, daß ich einem von dat „Radertlig“ was ausgewischt hatte.“

Die Nacht verlief, kaum graute der Morgen, als Generalmarich geblasen und getrommelt wurde, und es war ein Laufen und Rennen im Hause, während sie still dafah, in ihr Schicksal ergeben. Dann dauerte es gar nicht lange, da war's ihr, als höre sie von fern

Kanonendonner, und sie täuschte sich nicht. Die „Kreuzbauern“ waren gegen den Willen des Oberstkommandierenden, des Feldmarschalls Bernadotte, der seinen ehemaligen Landsleuten nicht entgegenzutreten zu wollen schien, obgleich er im Bündnis mit Preußen sich dazu verpflichtet hatte, unter ihren tapfern Bülow und Tauentzien gegen die Franzosen angerückt und versperren ihnen nicht bloß den Weg nach Berlin, sondern gingen auch, trotzdem sie in der Minderzahl waren, zum Angriff über und trieben die Franzosen zurück.

Marie hörte von weitem das Kanonengerassel beim Rückzuge durch das Dorf, sie hörte, wie das Flintenfeuer allmählich schwächer und schwächer wurde.

„Onkel,“ sagte die Großmutter und ihre treuen Augen blickten mich feucht an, „an dem Morgen hab' ich oft die Hände gefaltet und habe Gott angerufen, daß er unsern Kriegern helfen möge.“

Stunde um Stunde war vergangen. Man schien sie und das Kriegsgericht vergessen zu haben. Plötzlich lauschte sie, der Tritt des wachhaltenden Soldaten draußen war nicht mehr zu hören. Es war ganz still. Aber das dauerte nicht lange, horch, da schallt ein eiliger Tritt; er kommt näher. Jetzt ist er an der Thür, diese wird aufgerissen und — der Vater mit ausgebreiteten Armen eilt auf die Tochter zu: „Mein Kind! Gott sei tausend Dank! Sieg! Unsere Landwehr ist da!“

Vater und Tochter hielten sich eng umschlossen; was der Gefahr und der Noth nicht gelungen war, das brachte die Freude, das Gefühl des Geborgenseins, der Errettung zustande: sie weinte lange an der Brust ihres Vaters.

Großmutter ist schon längst heimgegangen. Aber die Siegesfreude der Jahre 1870 und 1871, die Freude, daß „ehr oll leiw Wilhelm“ deutscher Kaiser wurde, hat sie noch in vollen Zügen genossen. — Ihr Onkel, „ehr Herzensjung“, aber sah Großmuttern nicht wieder.



Vorwitz.

Ein junges, romantisch gesinntes Mädchen ging lesend spazieren und fiel in einen Bach. Sie verlor die Besinnung und kam erst in ihrem Bette wieder zu sich. „Wo ist mein Lebensretter?“ rief sie aus. „Nur ihn werde ich heiraten!“ — „Kind!“ rief der Vater, „sieh dich vor — es war unser Pudel!“

Ein teures Geschenk.

Von Wilhelm Fischer.



Es war einmal ein großer Gelehrter und Philosoph, der lebte glücklich und zufrieden von mäßigem Einkommen in eigenem Hause. Sein Studierzimmer, der Raum, in welchem er sich meistens aufhielt, war groß und hoch; ich möcht' auch wohl ein solches haben. Zwar hatten sich die Dielen hin und wieder etwas gezogen und geworfen, und wenn die Magd alle Jubeljahr einmal schrubbten und scheuern durfte und mit redlichem Eifer schon an der Thür einen Eimer Wasser umgoss, so lief dasselbe nunter von selbst bis in die fernste Ecke zum Ofen hin, aber nicht umgekehrt. Die Decke war lange nicht mehr angestrichen worden und sah deshalb etwas verräuchert aus. Auch die alte Tapete hatte längst ihren Glanz verloren, doch sie kam ja fast nirgends zum Vorschein, denn an allen Wänden ragten volle Büchergestelle von Tannenholz hoch hinauf. Ein echter Gelehrter zieht einfache Gestelle den schönsten Schränken vor. Warum? Sie sind billiger und man kann leichter an die Bücher kommen. Die drei großen Fenster gingen nach dem Garten hinaus und ließen genügend Licht ein, so daß der lange und breite Tisch, mit Büchern, Mappen, Heften und eng beschriebenenzetteln bedeckt, in der Mitte des Zimmers stehen konnte — mochte er auch noch so staubig sein, die Magd durfte nicht daran rühren. Dort saß der alte Gelehrte stundenlang, mit einem grauen Schlafrock angethan, im bequemen Lederstuhl und las und schrieb und studierte und excerpierte und machte, wie seine Freunde sagten, mit Gottes Hilfe aus hundert alten Büchern ein neues zurecht, das ebenso überflüssig als die hundert alten war. Aber seine Freunde, deren er viele hatte, schätzten sein Streben höher, und wir wollen auch freundlich sein und ihnen glauben, daß er durch seinen Fleiß und Scharfsinn der Menschheit wichtige Dienste geleistet hat.

Dort saß er auch eines schönen Morgens wieder und schnitt bedächtig mit einem Falzbein ein Blatt nach dem andern in einem neuen, noch nicht eingebundenen Buche auf, als plötzlich die Thür hastig aufgerissen wurde und seine Magd mit zwei Visitenkarten in der Hand etwas aufgeregt zu ihm trat. „Drunten hält ein prächtiger Wagen mit zwei schönen Füchsen,“ meldete sie, „und ein vornehmer Herr und eine Dame, — ach, so schön gekleidet, nein, so was hab' ich noch nicht gesehen! — wollen dem Herrn Professor ihre Aufmerksamkeit machen. Hier steht der Name, ich kann die Schändkel nicht gut lesen.“

„Graf Robert und Gräfin Robert,“ las der Gelehrte — „weißt du was, Sophie? Führ die Herrschaften zu meiner Frau!“

„Aber die Frau Professorin ist ja schon über acht Tage verreist!“ rief Sophie verwundert.

„Das ist auch richtig — jawohl, wenn man sie braucht, ist sie nicht da. Nun denn, in Gottes Namen,

führ die Leute herauf, obgleich sie schwerlich so interessant sein werden wie dies Buch.“

Hätte der Gelehrte nun etwas mehr Lebensart besessen, so würde er rasch ins Nebenzimmer geeilt sein und sich ordentlich angezogen haben, denn es schickt sich nicht, vornehme Herrschaften, und gar Damen, in Schlafrock und Pantoffeln zu empfangen. Aber er dachte vielleicht an Johannis des Täufers Wort: „Was seid ihr hergekommen zu sehen? Wollet ihr einen Menschen in weichen Kleidern sehen? Siehe, die da weiche Kleider tragen, wohnen in den Häusern der Könige.“ Oder er dachte: die Leute wollen mich kennen lernen und nicht meinen Bratenrock; sonst könnt' ich sie ja noch immer an den Kleiderschrank führen und sie dort meinen Frack bewundern lassen. Oder er dachte, was am wahrscheinlichsten ist, an gar nichts als an sein neues Buch, in welchem er las, bis es anklopfte und er „Herein!“ rufen und die Fremden willkommen heißen mußte.

Das that er denn nun auch noch mit zientlichem Anstande und lud sie sogar zum Sizen ein, denn ein Unmensch war er gerade nicht. Im Gegenteil, einmal von dem leidigen Buche losgekommen, geriet er sogar mit dem Herrn Grafen allmählich in ein lebhaftes Gespräch. Derselbe erzählte ihm mit vielen höflichen Worten, er habe sich lange schon gefehnt, die Bekanntschaft des weitberühmten Mannes zu machen, und jetzt nicht länger säumen wollen, da er die Ehre habe, sein Nachbar zu werden. Denn er habe von einem Onkel das Schloß und Gut Helfenstein in der Nähe geerbt. Da kam der Professor alsbald auf sein Lieblingsfach, die Geschichte, zu reden und wußte dem Abkömmling der alten Herren von Helfenstein mehr von seinen Ahnherrn zu erzählen, als derselbe bei allem Stolge auf seinen Stammbaum jemals gewußt und erfahren hatte.

Inzwischen warf die Gräfin verstohlene Blicke durch das Gemach und beobachtete manches: den dicken Staub, der ruhig auf vielen Büchern lag, die zerrissene Tapete hinter dem Ofen, die dunkle Decke, den unebenen Fußboden, die Tintenflecken auf und neben dem Tische, und vor allem den berühmten Mann selbst mit dem abgesehabten Sammetkäppchen auf dem schon kahlen Scheitel, im alten Schlafrocke, unter dem die alten Pantoffeln wehmützig hervorlugten — der rechte hatte gar ein Loch, wirklich, und ein Stückerchen des einmal weiß gewesenen Strumpfes war dadurch sichtbar! Wenn sie dagegen, von ihrem eigenen Putz ganz abgesehen, ihren stattlichen Herrn Gemahl betrachtete, mit den feinen Lackstiefeln, dem prallsitzen Beinkleid, der offenen Weste, aus der die glänzende Brust des Hemdes, bei jeder Bewegung krachend, hervorfab, mit dem modischen Frack und den farbigen Handschuhen, so erfasste sie ein gewisser Stolz und zugleich etwas wie Mitleid mit dem armen Gelehrten, der weltberühmt war und so unscheinbar und vernachlässigt vor ihr saß.

Diese Empfindungen teilte sie denn auch ihrem Manne mit, als sie nach dem kurzen Besuche im offenen Wagen, dem Sophie bewundernd nachschaute, pfeilschnell ihrem Schlosse zufuhren.

Graf Robert lächelte. „Das ist Gelehrtenart,“ meinte er. „Hast du nicht gehört, was der Professor mir antwortete, als ich ihn zu fragen mir erlaubte, warum seine Bücher nur oben vergolbet wären? — Das ist des Staubes wegen, sagte er, der durch den Goldschnitt nicht so leicht eindringt und ja zumeist von oben fällt. An den beiden andern Schnittflächen spar' ich die Vergoldung. Ich gebe überhaupt bei einem Buche und bei einem Menschen mehr auf den Inhalt

als auf den Einband. Dabei sah er dein Seidenkleid, deine lange Goldkette und deine schöne Frisur an, liebes Kind, oder ich müßte mich sehr täuschen, und fragte sich wahrscheinlich, ob der Inhalt deines Köpfchens der glänzenden Außenseite entspreche.“

„Nein, so hochhaft ist er nicht,“ rief die Gräfin, „und wenn er's wäre! Ein so berühmter Mann darf nicht abgerissen einhergehen. Ich hätte große Lust und stüde ihm ein Paar neue Pantoffeln!“

„Thu's, liebes Kind!“ sprach der Graf; „ihm würd es ungeheuer schmeicheln, und ich will nicht eifersüchtig werden.“

Einige Tage später empfing der Professor zu seiner angenehmen Überraschung ein zartes Briefchen auf bestem, rosafarbenen, mit einem prächtigen Wappen geschmückten Papier und ein zierliches Paketchen.

Die Frau Gräfin muß sehr fleißig gewesen sein, wird der geneigte Leser denken. Wenigstens eilig und eifrig. Sie hatte die angefangene, oder sagen wir lieber fast vollendete Stickeret in einem Laden gekauft und nur die letzten Stiche, das Tüpfelchen über das i daran gemacht, obgleich sie den ganzen Ruhm einerntete, denn die Pantoffeln waren wirklich prächtig. Gold- und Silberperlen vereinigten sich mit vielartigen Seidenfäden zu einem bunten, aber wohlgeordneten Ganzen. Der Gelehrte, sonst den Titelzeiten der Welt wenig hold, war so entzückt davon, daß er sofort den Schuhmacher bestellte und sich Maß nehmen ließ, auch alsbald, um sich zu bedanken, einen Gegenbesuch auf dem Schlosse machte, was er sonst, der Himmel weiß wie lange, verschoben haben würde.

Wie es ihm später mit seinen prächtigen Pantoffeln ergangen ist, das hat er selbst einmal nicht übel auf Schloß Helfenstein erzählt, als er in großer Gesellschaft dort vergnügt bei Tafel saß. Wir wollen ihn mit seinen eigenen Worten reden lassen. Denn wenn er einmal sein Studierzimmer verlassen und bei einem guten Essen das vierte oder fünfte Glas Wein getrunken hatte, so kannte man den Alten kaum wieder.

„Gnädigste Frau Gräfin,“ sprach er beim Nachtsich, scheinbar ganz ernst, „wollen Sie mir's nicht übel nehmen, wenn ich die Gelegenheit benutze und ein wenig von Geschäftssachen mit Ihnen rede?“

Die Dame horchte verwundert auf. „Bitte, Herr Professor — ich wüßte zwar nicht —“

„Sie werden gleich hören. Es handelt sich um eine Rechnung, welche ich Ihnen lieber jetzt einreichen, als noch höher anschwellen lassen will.“

Alle Tischgenossen wurden aufmerksam und lauschten darauf, was jetzt wohl kommen werde.

„Sie haben die große Güte gehabt, mich im Früh-

linge durch eine prächtige Stickeret zu erfreuen,“ fuhr der Professor fort, „die ich mir sogleich zu einem Paar Pantoffeln verarbeiten ließ. Ich trieb den Schuster zur Eile an, und sobald er mir die Arbeit brachte, warf ich die alten Pantoffeln in die Ecke und zog stolz die neuen an. Ein Weilchen darauf kam mein Dienstmädchen Sophie ins Zimmer. — Nein, was für herrliche Pantoffeln! rief sie aus und schlug vor Verwunderung die Hände zusammen. Wie gepuzt der Herr heute ist! Der türkische Großsultan hat keine schöneren an den Füßen. — Hast du den Sultan denn jemals gesehen? fragte ich. — Gewiß, im Wachsfingertabinnett, ver setzte sie. Aber zu den glänzenden Pantoffeln paßt das alte Sammetkappchen durchaus nicht. Der Herr muß eine rote, goldgestickte Mütze haben, wie die Studenten tragen, und eine lange, seidene Quaste daran. Ich geh' doch in die Stadt — soll ich nicht gleich ein

feines Mützchen mitbringen? Die Füße dürfen doch nicht besser bekleidet sein als der Kopf? —

„Diese letzte Bemerkung gefiel mir, ich nahm das uralte, verschoffene Kappchen ab und besah es kopfschüttelnd, sie drängte noch ein wenig und ich willigte ein. Der rote Fes, den sie mir brachte, war sehr prächtig, aber auch sehr teuer. Ich hätte für das Geld wohl drei Hüte kaufen können. Nun, ich setzte ihn auf und ging ins Schlafzimmer, um mich im Spiegel zu besehen, und kam mir sehr stattlich vor. Zwei Tage später lehrte meine Frau von einer Reise zurück. Sie erstaunte über meine Titelzeit. Das ist recht, sagte sie, daß du endlich einmal etwas auf deine Außenseite hältst! Aber zu den wunderhübschen Pantoffeln und zu dem roten Mützchen kannst du unmöglich noch länger den alten, grauen Schlafrock voll Tintenflecken und Rissen tragen. Es geht wirklich nicht! — Was wollt' ich machen? Ich mußte mich fügen und kannte mich bald selbst nicht wieder in dem neuen, großblumigen, sehr weichen, sehr feinen, aber auch sehr teuren Gewande.“

„Nun hab' ich endlich Ruh! dachte ich. Weit gefehlt! Meine Schwiegermutter kam zu uns auf Besuch. Sie ist kaum so alt wie ich und sieht zwanzig Jahre jünger aus. Gratuliere, Herr Sohn! sprach sie wohlgefällig, zu der vorteilhaften Veränderung Ihres auswendigen Menschen! So ist's schön. Aber Sie müssen fortfahren auf dem guten Wege: Ein so feiner Mann darf nicht mehr in einem so vernachlässigten elenden Zimmer sitzen. Ich begreife nicht, liebes Kind, wie du das leiden kannst, wandte sie sich zu meiner Frau. — Ich hab's gleich sagen wollen, es aber nicht gewagt, antwortete diese. — Nein, fuhr ihre Mutter fort, es muß angestrichen, tapeziert, neu gedie-



„Laßt mich in Ruh!“ rief ich und hielt mir die Ohren zu.

werden, und statt der alten Tannenbretter an den Wänden

„Laßt mich in Ruh! rief ich und hielt mir die Ohren zu. Wo sollt' ich bleiben während der Zeit? Und wer soll's bezahlen? — Aber einer gegen zwei ist ein ungleicher Kampf. Ich war froh, daß ich mich schließlich durch einen Vergleich aus der Sache ziehen konnte. Das Studierzimmer blieb einstweilen noch im alten Zustande, dagegen mußte ich mich zur Anschaffung eines großen Teppichs bequemen, der die Unebenheiten des Fußbodens bedecken sollte. Meine Schwiegermutter suchte ihn aus und fragte nicht viel nach dem Preise, denn ich bezahlte ihn ja. Alle verständigen Freunde, die mich besuchten, schüttelten den Kopf über meine Eitelkeit und Verschwendung.“

„Aber es sollte noch besser kommen. Der Arzt

schickte mich auf vier Wochen nach Karlsbad, woher ich erst vorgestern zurückgekehrt bin. Was muß ich aber hier sehen? Das ganze Haus ist innen und außen neu angestrichen, und mein Studierzimmer kommt mir wie verzaubert vor. Statt des bescheidenen, traulichen Raumes finde ich einen Prachtsaal mit hellen Tapeten und glattem Parkettfußboden, und Bücherchränke waren auch schon bestellt, ich hab' den Auftrag noch eben widerrufen können.“

„Sehen Sie, Frau Gräfin, an alle dem sind nun Ihre wunder schönen Pantoffeln schuld, und es ist besser, Sie zahlen die entstandenen Kosten jetzt, als daß Sie noch länger warten. Denn meine Frau denkt alles Ernstes an eine vollständig neue Einrichtung, damit alle Räume und Möbel zu meinem Studierzimmer und zu den Goldpantoffeln passen.“

Selbstbeherrschung.

(Aus „Hortus deliciarum“ von E. Eichrodt.)



Zu Karlsruhe bei dem Thor,
Da sieh' ich auf der Wacht,
Schau rechts und links und vor
Und hab' auf alles acht.

Und kommt mit Saus und Braus
Der Großherzog heran,
So schrei' ich gleich: Herans!
Und zieh' die Flinte an.

Major und Kommandant
Und Hauptmann noch viel mehr
Sind mir von fern bekannt;
Schnell greif' ich ans Gewehr.

Gern rief' ich, geht mein Schatz
Vorüber, auch: Herans!
Sie spitzt den Mund zum Schmatz,
Ich — schaue grade aus.

Sie knüpft am Schuh das Band
Und thut nicht sehr pressiert;
Ich — rühre nicht die Hand,
Mein Herz nur präsentiert.

K. U. Mayer.

Goldene Sprüche des Pythagoras.

Der ist ein schlechter Mann, der immer seinen Mund Zum Reden offen hat, und immer ohne Grund.

Der ist ein edler Mann, der seines Thuns sich freut, Und vieles thut, und den von allem nichts gereut!

Bei deiner Lebensart sei große Reinlichkeit

Das erste Grundgesetz; das andre: was den Neid

Nur immer reizen kann, bedachtsam zu vermeiden;

Das dritte: Mäßigkeit in allen deinen Freuden!

Bist du berecht und reich, willst du dein Geld, dein Wort Verschwenden, thü es, doch bedenke Zeit und Ort!

Und scheue nur die That des Abergernen und Thoren;

Mit Geld und Worten geht das Schöne leicht verloren,

Und auch das Ehrliche! — Sei kein Verschwender! Sei

Von Herzen auch ein Feind der kleinen Filzerei,

Die, bis den letzten Tag des Lebens, zum Erwerben

Auf Erden ist, und nur geboren, reich zu sterben!

Für Geist und Herz.

Dem, der nur wenig braucht, kann auch nur wenig fehlen,

Und wer sein Glück in sich, nicht in dem äußern Schein,

Nicht in der Meinung sucht, wird leicht befriedigt sein.

Weltbegebenheiten.

Vom Juli 1886 bis zum Juli 1887.



Der Sinkende hat diesmal tief aufgeatmet, als er sich hinsetzte, um seinen lieben Lesern vom Laufe der Weltbegebenheiten im verfloßenen Jahre Bericht zu erstatten. Sind auch die dräuenden Wetterwolken im Westen und

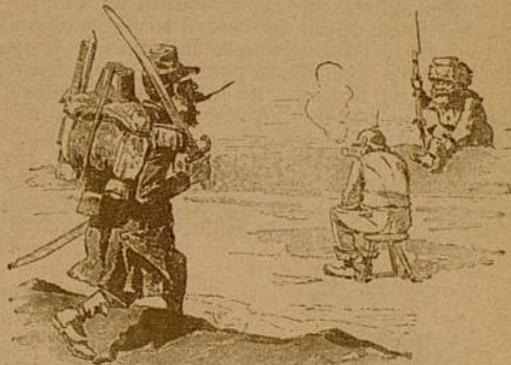
Osten noch durchaus nicht ganz zerteilt, bis jetzt haben sie sich nicht entladen dürfen; der alte Gott lebt noch, Kaiser Wilhelm und sein großer Kanzler auch, das deutsche Volk hat sich in seiner überwiegenden Mehrzahl treu zu diesen beiden Männern bekant, und so ist uns und der Welt der kostbare Friede noch einmal erhalten worden, obgleich ein fürchterlicher Krieg fast unvermeidlich schien. Das ging so zu. Unsere heißblütigen Nachbarn, die Franzosen, können uns noch immer nicht verzeihen, daß wir die uns dereinst von ihnen gestohlenen Reichslände Elsaß-Lothringen endlich wieder an uns genommen haben. Nochmals allein mit uns anzubinden, wagen sie so leicht nicht, denn dabei sind sie 1870 und 71 zu übel angelauten. Aber eifrig spähen sie rechts und links nach Bundesgenossen gegen uns, und dazu wäre ihnen, den Freiheitschwärmern und angeblichen Polenfreunden, sogar der unumschränkte Selbstherrscher aller Rußen und Zwingherr Polens recht. Der Haß ist eben bei ihnen, wie leider so oft in der Welt, stärker als die Liebe. Darum hatten sie ihre helle Freude daran, als in der zweiten Hälfte des Jahres 1886 infolge der bulgarischen Händel, die wir weiter unten ausführlich schildern, Rußland und Osterreich einander in die Haare zu geraten drohten. Die Herren Rothsofen rechneten so: „Bei diesem Kampfe kann Deutschland kaum unbeteiligt bleiben. Mit Osterreich wird der gewaltige russische Bär schnell fertig, wendet er sich dann gegen Deutschland, mit dem er doch noch ein Hühnchen rupfen zu müssen glaubt, so blüht unser Weizen: wir fallen dann zugleich mit aller Macht von der andern Seite über den bösen deutschen Michel her und sein letztes Stündlein hat geschlagen. Bermalmt soll er werden zwischen den beiden Mülhsteinen! Haben wir doch jetzt den rechten Kerl an der Spitze unseres Heerwesens, den Unrast Boulanger“ (das heißt zu deutsch Bäcker). „Und drüben in Moskau zieht Freund Kattow die Schleusen seiner Veredlamkeit und sucht alles, Volk und Kaiser, gegen die verhassten Deutschen mit sich fortzureißen.“

Die Rechnung war nicht übel, aber doch ohne den Wirt gemacht: Fürst Bismarck zog mit seinem großen Bleistift alsbald einen dicken Strich dadurch. Erstlich bemühte er sich redlich, die Spannung zwischen Osterreich und Rußland zu mildern, und obgleich er dabei in Wien für allzu russenfreundlich gehalten und in Petersburg der Parteilichkeit für Osterreich geziehen

Großer Volkskalender für 1888.

wurde, so gelang es dem ehrlichen Makker doch bis jetzt, den Ausbruch der Feindseligkeiten zu verhindern. Zweitens strebte er unverzüglich eine Vermehrung unserer eigenen Wehrkräfte an. Aber da fand er, Gott sei's geklagt! an einer Stelle Widerstand, wo man die freudigste Förderung aller auf das Wohl des Vaterlandes gerichteten Maßregeln hätte erwarten sollen, nämlich bei der Mehrheit des damaligen deutschen Reichstages.

Derselbe wurde am 25. November durch eine Thron-



„Bermalmt soll er werden zwischen den beiden Mülhsteinen!“

rede eröffnet, welche als die wichtigste Vorlage einen Gesetzentwurf zur fernern Sicherstellung der Wehrkraft des Reiches ankündigte und folgendermaßen begründete: „In der Armee liegt die Gewähr für den dauernden Schutz der Güter des Friedens, und



„Haben wir doch jetzt den rechten Kerl an der Spitze unseres Heerwesens, den Unrast Boulanger.“

wenn auch die Politik des Reiches fortgesetzt eine friedliche ist, so darf Deutschland doch im Hinblick auf die Entwicklung der Heereseinrichtungen unserer Nachbarstaaten auf eine Erhöhung seiner Wehrkraft und insbesondere der gegenwärtigen Friedenspräsenzstärke nicht länger verzichten.“

Darum sollte nach dem Gesetzentwurfe selbst die Anzahl der unter den Fahnen stehenden Mannschaften — ungerechnet die Einjährig-Freiwilligen — vom 1. April 1887 an 468409 Mann, also etwa 41000 Mann mehr

9

als bisher betragen, und diese Vermehrung auf die Zeit von 7 Jahren bewilligt werden, was man auf lateinisch „Septennat“ heißt.“)

Der Kaiser selbst trat für den Gesetzesentwurf ein. Als er nämlich, wie üblich, die erwählten Vorkämpfer des Reichstages am 29. November in seinem Palaste empfing, da erklärte er ausdrücklich die Vermehrung des Heeresbestandes für unbedingt notwendig, da Deutschland in dieser Beziehung von den Nachbarmächten bereits überflügelt sei. Und als am 3. Dezember die Beratung im Reichstage begann, da leitete der Kriegsminister Bronsart von Schellendorf dieselbe durch eine die Lage klar auseinandersetzen- de Rede ein. Er führte aus, wie leicht Deutschland trotz seiner Friedensliebe in einen Krieg verwickelt werden könne. Frankreich z. B. habe bereits, trotz geringerer Bevölkerung, eine größere Truppenzahl beständig unter den Fahnen als Deutschland, und stehe eben wieder im Begriffe, dieselbe zu vermehren. Das Siebenjahr aber sei das äußerste Zugeständnis der Regierung, die grundsätzlich an der immerdauernden Feststellung der Friedens-



Der große Schweiger, Feldmarschall Moltke, thut im Reichstage einmal den Mund auf.

stärke festhalte. Am folgenden Tage, den 4. Dezember, geschah, was selten vorkommt: der große Schweiger, der Feldmarschall Moltke, that im Reichstage einmal den Mund auf, und alle, auch die erbittertsten Gegner der Vorlage, tauschten gespannt. Er sagte, die kaum noch erträglichen Rüstungen der Großmächte drängten zu einer Entscheidung. Die Bürgerschaft für die Erhaltung des Friedens fehle so lange, als Frankreich zwei deutsche Lande (Elsass-Lothringen) mit Ungestüm zurückverlange, die wir zu behalten entschlossen seien. Die Einführung einer zweijährigen Dienstzeit sei mehr als bedenklich, und das vom Abgeordneten Eugen Richter ausgesprochene Verlangen danach zeige eine arge Verkennung der Verhältnisse; unsere ganze erprobte Heereseinrichtung

würde dadurch über den Haufen geworfen; auf der Vorzüglichkeit derselben aber beruhe unsere ganze Sicherheit, und die Gegner der Vorlage übernahmen eine sehr erste Verantwortlichkeit für das Glend, welches die Folge der Ablehnung sein könne.

Das waren doch wahrlich drei eindringliche und sehr beachtenswerte Stimmen für den Gesetzesentwurf! Der Sinkende ist nicht Soldat gewesen, obwohl er einen kriegerisch aussehenden Stelzfuß hat, gerade deshalb bescheidet er sich in vielen rein sachlichen Fragen des Heereswesens gern und meint, Leute wie der Kriegsminister und Moltke müssen es besser verstehen. Und seinem alten ehrwürdigen Kaiser gar, dem Gründer des neuen Deutschen Reiches, glaubt er aufs Wort. Gottlob! noch viele Millionen denken ebenso. Aber siehe da! im Reichstag saßen andere Leute, und wie gewöhnlich traten als ihre Wortführer die beiden Hauptnörgeler auf: der kleine Windthorst, welcher dem Riesen Bismarck so gerne in die Ferse stäche und einen Stein nach dem andern zwischen die Fische wälzt, und der große Eugen Richter, der einer unverbürgten Sage zufolge als erstes Wort nicht wie andere Kinder Papa oder Mama gesprochen hat, sondern Na — na und immer deutlicher und mit boshaftem Vergnügen Nein! Nein!

Spaß beiseite! Die Sache ist leider zu ernst dazu. Es sind zwei sehr begabte und grundgescheite Männer, und der Schaden, den sie anrichten, deshalb um so größer.

Die Forderung der Regierung ganz einfach zurückzuweisen, das wagten denn doch sogar sie selber nicht. Aber sie suchten zu feilschen und zu handeln, um die Macht des Kaisers zu mindern und den Einfluß ihrer eigenen Parteien zu mehren. Windthorst wollte sich allenfalls gnädig zu einer dreijährigen Bewilligung herbeilassen, schon um, vielleicht nicht ganz unansehnlich, sagen zu können: „Wir haben der Regierung jeden Mann und jeden Groschen bewilligt!“ Richter aber verlangte unverblümt die jährliche Feststellung der Friedensstärke. So sollte das feste Bollwerk unserer innern und äußern Sicherheit von den schwankenden Parteiverhältnissen abhängig gemacht und das kaiserliche Heer allgemach in ein Parlamentsheer verwandelt werden!

In Paris wäre eine solche Vorlage von der Volksvertretung wahrscheinlich ohne weitere Verhandlungen sofort durch jubelnden Zuruf angenommen worden; in Berlin verwies man sie, so große Eile auch geboten war, zur Vorberatung an einen Ausschuß von 28 Mitgliedern. Nur immer gründlich! und wenn der Feind vor den Thoren steht.

In den vier Sitzungen dieses Ausschusses geschah alles mögliche, um die Sache recht in die Länge zu ziehen. Besonders machten Richter und Bamberger die tollsten Sprünge und Wendungen und wollten alles besser verstehen als die Sachkundigen, obgleich unseres Wissens keiner dieser beiden Helden als Soldat gedient hat. Zum Schlusse verstieg sich der edle Eugen gar zu einer Prophezeiung: die Regierung werde durch eine Auflösung des Reichstags ihre Lage nicht verbessern.

Am 11. Januar endlich fand im Reichstage selbst die 2. Lesung der Vorlage statt. Diese Sitzung wird für immer eine denkwürdige bleiben durch die gewaltige Rede des Fürsten Bismarck, in welcher er mit bekannter verblüffender Offenheit ein klares Bild der Gesamtlage Europas vor den staunenden Blicken der Versammlung entrollte. Als eine Dummheit geradezu bezeichnete er den Versuch der gegnerischen Presse, Deutsch-

*) Wieder ein neues Fremdwort, vom hohen Hause in unser armes Volk hineingeschleudert, wie die „Lex Huene“ und andere! Freilich, vielbeschäftigten Herren in der Hitze des Redekampfs darf man etwas zugut halten. Der Sinkende aber findet, obgleich auch nicht müßig, gottlob noch Zeit, an seinem Teile auf Würde und Reinheit un'erer edlen Sprache zu achten. Er nimmt der Deutlichkeit wegen das ihm aufstößige Wort auch einmal in den Mund, macht aber sofort einen bescheidenen Vorschlag, es zu ersetzen. Wie „Einarm“ nicht einen Arm, sondern einen Menschen mit nur einem Arme bedeutet, „Zweirad“ einen Fahrstuhl mit 2 Rädern, „Dreifuß“ keinen Fuß, sondern einen Sitz mit 3 Stühlen, „Vierblatt“ einen Kleestengel mit 4 Blättern, so kann man, meint der Sinkende, statt „Septennat“ recht gut „Siebenjahr“ sagen — der geneigte Leser versuch's nur einmal. Nicht wahr? So geht's, man versteh't's.

land Bulgariens wegen in einen Krieg mit Rußland zu ziehen. Damit hatte er nicht nur den gewissenlosen Hegern selbst den Standpunkt klar gemacht, sondern zugleich all den guten Leuten und schlechten Musikanten, die, mehr gefühlvoll als kaltblütig, für unsern Landsmann, den ritterlichen Battenberger, ehrlich schwärmten. Zu Frankreich übergehend, ließ er dessen Bewohnern in Beziehung auf Begabung und Tapferkeit alle Gerechtigkeit widerfahren und erklärte, sie würden uns ohne Zweifel in dem Augenblicke angreifen, in welchem sie ihrer Überlegenheit sicher zu sein glaubten. Gegen den dann entbrennenden Krieg aber würde der von 1870 ein bloßes Kinderpiel sein.

Solche Rede aus solchem Munde hätte in jeder andern Volksvertretung entscheidend gewirkt: die Mehrheit unseres Reichstags aber, aus den Deutschfreisinnigen, der Volkspartei, dem Centrum oder den Schwarzen, den Polen und einigen Welfen bestehend, ließ sich auch durch sie nicht von ihrem verkehrten Wege abbringen, sondern gab der erstaunten Welt das uns beschämende Schauspiel verbissenen Hasses und hochmütiger Kurzsichtigkeit. In der entscheidenden Abstimmung am 11. Januar wurde das Siebenjahr abgelehnt. Man wollte der Regierung die verlangten 468409 Mann zwar bewilligen, aber nur auf drei Jahre. Der Hinkende maßt sich nicht an, zu sagen, mit welchen Gedanken und Empfindungen Bismarck dieses Ergebnis angehört hat; der Ausdruck würde auch wahrscheinlich nicht ganz „parlamentarisch“ sein. Unerwartet kam's dem eisernen Kanzler natürlich nicht. Er hatte schon vorzeitig eine gewisse Mappe mitgebracht, die öffnete er jetzt sofort, erhob sich in seiner ganzen Größe und verkündigte dem hohen Hause eine kaiserliche Botschaft, durch welche der Reichstag aufgelöst wurde.

Der deutsche Michel ist gutmütig und geduldig, ja sogar ein wenig harmlos und schwerfällig. Aber wenn er einmal warm wird, dann hat's geschellt! Dann mögen die Feinde und auch die falschen Freunde zu ihren Knochen sehen! Und diesmal war sein ehrliches Blut gründlich in Wallung geraten. Mit steigender Entrüstung hatte er das Treiben der Reichstagsmehrheit angesehen, und alsbald nach der Auflösung regte sich in allen Gauen, an allen Orten, in Stadt und Land eine gewaltige herzerfrischende Gärung. Zwei sonst durchaus nicht einig Parteien, denen der Hinkende ihre undeutsche Bezeichnung ihrer deutschen Gesinnung wegen verzeihen muß, nämlich die Konservative und die Nationalliberalen, schlossen einen Wahlbund gegenüber den Schwarzen und Roten; zwei altbewährte Führer der Nationalliberalen, Miquel, der Oberbürgermeister von Frankfurt, und Bennigsen, der Landesdirektor von Hannover, die sich großend seit Jahren vom Reichstage ferngehalten, traten wieder als Vorkämpfer und Bewerber um einen Sitz auf; allenthalben entbrannte der heiße Kampf, der am 21. Februar

die gute Sache zu glänzendem Siege führte. Denn das Ergebnis der Neuwahlen an jenem Tage war: 80 Konservative (3 mehr als vorher), 38 Freikonservative (10 mehr), 103 Nationalliberale, die Wilden eingeschlossen (Verdoppelung), 32 Deutschfreisinnige (35 weniger als vorher! o armer Prophet Eugen! Bismarck ist wieder einmal früher aufgestanden, gelt?), 99 Schwarze, 11 Sozialdemokraten (17 weniger als vorher! wenn die bethörten Arbeiter noch nicht zur Bestimmung kommen, so raffen sich dagegen die verständigen Bürger auf), 4 Welfen, 15 Elsäßer, 13 Polen und 1 Däne. So standen 221 Mitglieder der vereinigten reichstreuen Parteien einer Minderheit von 175 Abgeordneten gegenüber. Am 3. März wurde der neue Reichstag eröffnet. Er sühnte gewissermaßen die Schuld des alten, denn er nahm nach kurzen Beratungen am 11. März die Siebenjahrsvorlage endgültig mit 227 gegen 31 Stimmen an. Auch 8 Mitglieder des Centrums erklärten sich dafür; alle übrigen Mitglieder dieser Partei aber enthielten sich der Abstimmung.

Im entscheidenden Augenblicke mut- und ratlos verstummen, nachdem man früher das Maul nicht voll genug hat nehmen können, das sieht einem Armutszugnis verwünscht ähnlich, das man sich selber ausstellt. Woher diese plötzliche Umwandlung? dieses unerwartete Schweigen?

Antwort: Bismarck war auch früher aufgestanden als der schlaue Welfe Windthorst und hatte gegen den mit List und Lug aufgetürmten Wall des Centrums, der bei vielen tausend widern deutschen Katholiken den heiligen Strom der Vaterlandsliebe nur zu lange schon dämmert und einengt, endlich das schwerste Geschütz ins Feuer geführt, das Ansehen des Heiligen Vaters selbst! Das war wieder einmal ein Kühner, die Welt überraschender Meistertzug!

Rom thut nichts umsonst; wir müssen das Pulver bezahlen. Vielleicht teuer, davon später. Aber sollten nicht auch aus einem tiefern Grunde zwei weise, weitschauende Männer, so verschieden sie auch sonst im Glauben und Denken sein mögen, zu einem bestimmten Zwecke nicht nur vorübergehend, sondern sogar dauernd einträchtig zusammenwirken können?

Der Zweck wäre in diesem Falle die Erhaltung der jetzigen gesellschaftlichen Ordnung gegenüber den wüsten Angriffen der Umsturzpartei.

Der jüngst in Zürich verstorbene Schriftsteller Johannes Scherr, den niemand für königlich preussisch gesinnt halten wird, hat einmal in seiner derben und packenden Weise den nahen Sieg der Sozialdemokraten als unvermeidlich hingestellt. Aber ehrlich fügt er hinzu, eines könne denselben vielleicht noch aufhalten oder verzhüten, wofern es in seiner jetzigen Tüchtigkeit erhalten bleibe, nämlich das preussische oder sagen wir das deutsche Heer. Sonst nichts, sonst rein gar nichts auf der Welt!

Das hört der Hinkende gern. Könnte nicht auch ein so kluger und weitblickender Herr, wie der jetzige Papst



Er hatte schon vorzeitig eine gewisse Mappe mitgebracht.

Leo XIII. ist, in einem mächtigen Deutschen Reiche einen willkommenen Bundesgenossen gegen die von allen Seiten, und nicht am wenigsten in den rein katholischen Ländern, immer wilder drohenden Feinde des Staates und der Kirche sehen, denen nichts heilig ist? Sollte er diese Stütze untergraben lassen von Windthorst, bloß um am Ende in Hannover ein Welfenthronlein wieder aufgerichtet zu sehen? Bringt die arglistige Verquickung der Religion mit Preußenhaß der erstern nicht auf die Dauer mehr Schaden als Nutzen? Soll man noch länger Breßkaplänen großziehen, die sich Klüger dünken als Bischöfe und Papsi? Oder offen die Friedenshand des ehrwürdigen Kaisers ergreifen, der ein Herz für alle seine Unterthanen, auch für die frommen Katholiken hat? — Merk wohl, geneigter Leser: der Hinkende ist mit seinem Stelzfuße nie über die Alpen gekommen, hat nie die Ehre eines Plauderstündchens mit Seiner Heiligkeit gehabt. Aber er hat eine gewisse Schwäche für den hohen Herrn mit den feinen Gesichtszügen, der in seinen Muskelunden so hübsche lateinische Gedichte macht. Das ist jedenfalls besser als Bannbullen schmieden. Und so traut er ihm, hoffentlich nicht mit Unrecht, einige friedliche und freundliche Gefinnungen zu.

Genug, der Papsi fand sich bewogen, durch seinen Staatssekretär Jacobini drei Schreiben an seinen Nuntius di Pietro in München richten zu lassen. In den ersten beiden, vom 1. und 3. Januar, wird der dringende Wunsch ausgesprochen, daß das Centrum die Siebenjahrsvorlage in jeder möglichen Weise begünstige, das werde dem Heiligen Vater eine große Freude bereiten und für die Sache der Katholiken sehr vorteilhaft sein. In dem dritten Schreiben vom 21. Januar wird, kurz gesagt, die Haltung des Centrums in der Siebenjahrfrage stark gemißbilligt. Warum dies alles nicht von noch größerer Wirkung gewesen, nicht zeitiger zur allgemeinen Kenntnis gekommen ist, welche Rolle Freiherr von Franckenstein dabei gespielt, wie Windthorst sich auf dem Parteitage zu Köln gedreht und gewunden hat — dies und anderes mehr will der Hinkende hier nicht weiter erörtern, aus Höflichkeit und einstweilen zufrieden mit dem Wiederhall, den die päpstliche Mahnung im unverdorbenen deutschen Herzen vieler gutkatholischen Wähler gefunden hat. Hoffentlich kommt's noch besser. Denn auf die Dauer kann kein frommer Katholik zweifelhaft sein, wenn er folgen soll, dem verschlagenen Welfen und seinem Etabe von giftgeschwollenen Hetzkaplänern, oder dem erhabenen Oberhaupt der Kirche selbst.

Einen glänzenden Sieg jedenfalls hat, am 21. Februar, das Deutschland über das Welfentum, die Reichstreue über die Reichsfeindlichkeit errungen, das brachte Freude und Beruhigung in manche Brust, auch außerhalb unseres Vaterlandes. Aber den Rothosen jenseits der Vogesen paßte es nicht.

Sie hatten bereits im Elsaß und in Baden eine schwere

Last von Brettern und Balken aufgestaut, um längs der Grenze Baracken für ihre Kriegstruppen zu bauen, und in Spanien eine Menge Ziegen, Hammel und Maulesel zusammengebracht, als Lasttiere oder zum Verzehren im nahen Kriege — jetzt mögen sie das überflüssige Holz zerhacken und einen dünnen Kaffee dabei kochen, der nicht weiter aufregt, oder das arme Vieh dabei braten, obgleich ihrer viele sich vor Hammel- und Gelfleisch eigentlich inacht nehmen sollten. Nicht alle! Es giebt auch noch verständige Franzosen, und der Hinkende ist selbst im gerechten Eifer der letzte, ein hochbegabtes Volk in Bausch und Bogen zu verdammen. Doch genug von Krieg und Sieg — wenden wir zur Abwechslung den Blick auf zwei herrliche Friedensfeste hin.

„Unser Leben währt siebenzig Jahre und wenn's hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es tößlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen,“ sagt die Heilige Schrift. Wie hoch hat es dann, als seltene Ausnahme, Kaiser Wilhelm gebracht, wie tößlich ist sein Leben, das jetzt schon neunzig Jahre zählt, darunter achtzig „im Dienst“, die Kriegsjahre nicht einmal doppelt gerechnet! Bei der letzten großen



Jetzt mögen sie das überflüssige Holz zerhacken und einen dünnen Kaffee dabei kochen.

Heeresschau im Elsaß kam eine alte Bäuerin in die Nähe des greisen Felden, und mit gewohnter Leutfeligkeit richtete er das Wort an sie. Unverzag gab das Großmütterle Bescheid, wobei sie treuherzig den Kaiser „du“ nannte, und darauf fragte sie: „Wie alt bist denn du?“ Als sie hörte: „Im neunzigsten,“ da schlug sie die Hände zusammen und rief kopfschüttelnd: „O lieber Gott! und mußt noch immer Soldat sein?“ — Ja, am

1. Januar 1887 hat Kaiser Wilhelm sein achtzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert. Die kommandierenden Generale sämtlicher deutschen Armeecorps hatten sich dazu in Berlin eingefunden und brachten, mit dem Kronprinzen an ihrer Spitze, ihre Glückwünsche dar. Der Kaiser dankte tiefbewegt allen, besonders seinem alten Feldmarschall Moltke „für seine unvergleichlichen Dienste“, berührte den Gegensatz der trüben Zeit seines Eintritts ins Heer und der spätern glänzenden Lage und sprach mit unverlegter Lebenskraft die Hoffnung aus, so es Gott gefalle, die Anwesenheit am 1. Januar 1888 wohl und munter wiederzusehen.

Das hat den Hinkenden besonders gerührt. Seine eigenen Gedanken bei diesem Feste aber kann er nicht besser ausdrücken, als es bereits in dem folgenden kurzen Gedichte geschehen ist:

Schon achtzig Jahre trägt den Degen
Held Wilhelm heut im Dienst der Pflicht;
Nicht bloß als Zier: im Kugelregen
• Hat oft geblüht sein scharfes Licht.
Ward besser je ein Schwert geschwungen?
Ist jemals heller eins erklungen?
Was diesem, Gott sei Dank! gelungen,
Verhallt, so lang die Welt steht, nicht!

Doch lieber heißen als verwunden
 Mag unser sieggekrönter Held;
 Er ist, wie Freund und Feind bekunden,
 Ein Hort des Friedens für die Welt.
 Gott segne dich, du milder, weiser,
 Du frommer, lieber Friedenskaiser,
 Der höher stets, als Lorbeerreifer,
 Den Ölweig und die Palme stellt.

Noch großartiger gestaltete sich die neunzigste Geburtstagsfeier. Nicht weniger als 5 Mitglieder regierender Fürstenhäuser waren dabei in Berlin anwesend — wenn's nach dem Hinfenden gegangen wär', er hätte ihrer noch 5 mehr zusammengetrommelt, für jedes Jahr eines. Aber 85 ist auch schon eine hübsche Zahl, und noch viel größer ist die der Drahtglückwünsche, nämlich 1648, welche dem Kaiser an diesem Tage aus Europa und den umliegenden Districten, z. B. Asien, Afrika, Amerika und Australien zugegangen sind. Und schier unzählbar sind die nicht bis zu ihm gedrungenen Glück- und Segenswünsche, die allerwärts am 22. März bei frohem Lufch und Gläserklang ausgebracht oder in stillen geblüht und gedacht worden (denn nicht alle können mitfeiern, die gerne möchten), nicht nur in unserm weiten Vaterlande, sondern draußen, auf dem Meere, am fernsten Strande, wo nur Deutsche weilen und wohnen. Wie auf einen ins Abendrot ragenden Turm schauen Millionen und abermals Millionen mit Bewunderung, Liebe, Stolz und Wehmut auf unsern erhabenen Kaiser hin. Haben nicht sogar gute Republikaner, die Bürger der Stadt Shipley in Florida, unserm Kaiser zu Ehren schon im Februar 1887 einen Eichenbaum gepflanzt? „Mitbürger!“ sprach der Festredner Fernow, „es ist ein bedeutungsvoller Tag, wenn die Bürger einer Republik sich gedrungen fühlen, einem Monarchen ein Denkmal zu setzen! Mögen auch unsere Anschauungen von Staatssystemen verschiedene sein, so sollen wir doch die vollste Hochachtung und bewundernde Anerkennung dem Manne, der so großartig, so vollkommen und treu, und während eines so langen thätigen Lebens seine Pflicht gethan — der ein weiser Regent ist, ein Vater seines Volks, ein Held der Menschlichkeit! Möge dieser Baum grünen über vielen Geschlechtern und ihnen Zeugnis geben von dem so segensvollen und menschlich großen Leben dieses großen Königs!“

So etwas hört der Hinfende gern. Selbst aus Frankreich waren zum 22. März — man

staune! — Drahtglückwünsche gekommen, ihrer sieben, freilich eine böse Zahl. Nun, die französische Regierung hatte sich schon vorher niedlich zu machen gesucht, indem sie den Erbauer des Suezkanals, den jugendfrischen Greis Herrn von Lesseps, nach Berlin sandte. Angeblich sollte er nur dem französischen Botschafter daselbst, Herbette, das Großkreuz der Ehrenlegion überbringen — das wär' auch durch die Post gegangen — in Wirklichkeit aber daneben auch wieder ein besseres Verhältnis mit der preussischen Regierung anbahnen. Der vielgewandte Herr that sein bestes und wurde auch bei Hofe und beim Reichskanzler so freundlich aufgenommen, daß er sich nach seiner Rückkehr ganz entzückt darüber aussprach. Er habe, so sagte er seinen Landsleuten, die Überzeugung gewonnen, daß man auf deutscher Seite den Krieg nicht wolle, und daß nach der ganzen Sachlage Deutschland und Frankreich natürliche Freunde seien.



Arm in Arm könnten sie ihr Jahrhundert in die Schranken fordern.

Aber was hilft ein solch einzelnes verständiges Wort? Deroulede mit seiner Patriotenliga lebt noch und läßt es an den unverschämtesten Heterereien und Verunglimpfun gen Deutschlands nicht fehlen; die Spionerie greift ans Lächerliche — werden wir aber einmal eines erwiesenen Kundschafters unserer Nachbarn habhaft, so schreien dieselben alsbald Zetermordio und finden bei den schadenfrohen Russen Wiederhall, wie sich jüngst bei dem Männlein mit dem echt französischen Namen Schnäbele gezeigt. Nun, Bismarck hat ihn in hochherziger Weise springen lassen, den aufgeregten Franzosen aber einen Brief dabei geschrieben, der bei aller Höflichkeit an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Leider wirft die Patriotenliga ihre Neze auch in Elsfj-Lothringen aus. Mehrere Bewohner dieser deutschen Grenzmark mußten vor dem Reichsgericht des Landesverrats angeklagt werden, und ihrer vier, Köchlin, Blech, Schiffmacher und Trapp, sind am 18. Juni zu 1-2 Jahren Festung verurteilt worden. Viel Gutes haben wir von den Franzosen noch auf lange Zeit nicht zu erwarten. Deshalb richtet der Hinfende an alle seine Landsleute, zumal an die tapfere Jugend, die altbewährte Mahnung: „Salut Gott vor Augen — und euer Pulver trocken!“



König Ludwig auf dem Paradebett.

Ein hochehrfreuliches Ereignis des abgelaufenen Jahres ist die herzliche Annäherung der beiden größten deutschen Staaten, Preußens und Bayerns.

Am 13. Juni 1886 fand der einst körperlich und geistig hochbegabte König Ludwig II. von Bayern, von Geistesnacht umfangen, im Starnberger See einen jähen Tod. Bei seiner Bestattung zeigte sich so recht die tiefe und innige Teilnahme seines treuen Volks. Von Schloß Berg ward die Leiche am 19. Juni nach

München übergeführt und dort unter dem Geläut aller Glocken und 101 Kanonenschüssen in feierlichem Zuge von der Hofkappelle nach der Michaeliskirche gebracht, um dann nach der durch Bischof Steichele erfolgten Einsegnung in die Gruft gesenkt zu werden. Das war der erschlitternde Abschluß eines großartigen Trauerspiels.

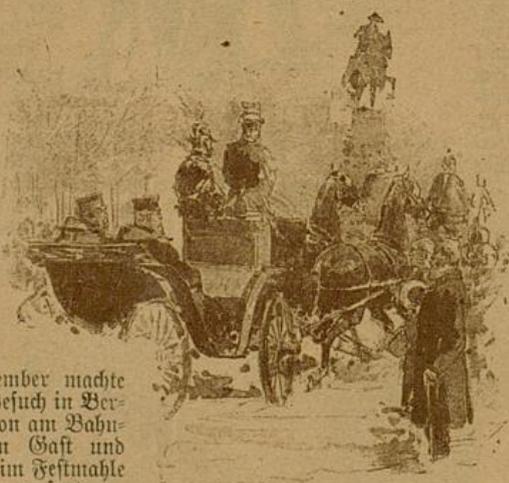
Aber der Trost blieb nicht aus. Soldaten pflegen einen verstorbenen Kameraden zwar unter den ernstesten Klängen eines Trauermarsches und bei gedämpftem Trommelklang zu Grabe zu bringen, dann jedoch mit fröhlich schmetternder Musik vom Ruheplatz der Toten ins Reich der Lebenden zurückzuführen. Diese Art und Weise hat was für sich, denn das Leben behält recht. Auch für Bayern brach nach langer trüber Zeit eine bessere an. König zwar war nun dem Namen nach Otto, der gleichfalls geisteskrankte Bruder Ludwigs geworden, aber für ihn übernahm die Regentschaft sein tüchtiger Onkel, Prinz Luitpold. Dieser wadere Herr legte alsbald die heilende und bessernde Hand an verschiedene schlimme Schäden. König Ludwig war seit Jahren zum Leidwesen aller guten Deutschen jedem Zusammenreffen mit Kaiser Wilhelm in krankhafter Ehen ausgewichen. Prinz Luitpold benutzte die erste Gelegenheit dazu. Auf seine freundliche Bitte hin fuhr der Kaiser auf seiner gewohnten Reise nach Gastein, diesmal nicht ohne Aufenthalt an München vorbei, sondern hielt auf dem dortigen Bahnhofe einige Stunden Rast und wurde daselbst vom Prinzregenten und sämtlichen anwesenden Mitgliedern des königlich bayerischen Hauses aufs herzlichste begrüßt. Vom 7.—10. Dezember machte dann Prinz Luitpold einen Besuch in Berlin. Der Kaiser begrüßte schon am Bahnhofe persönlich seinen hohen Gast und brachte zu Ehren desselben beim Festmahle einen Trinkspruch aus, worin er sagte, er hoffe, daß dieser Tag den Bund zwischen Bayern und Preußen noch fester kiten und daß der Prinzregent jetzt und auf ewig sein treuer Freund bleiben werde. Das alles hat den Hinkenden ebenso gefreut, wie gewisse andere Leute geärgert.

Prinz Luitpold bereist auch sein schönes Land und giebt dem treuen Volke endlich wieder die willkommene Gelegenheit, den verehrten Herrscher zu sehen und zu sprechen. Noch in mancher andern Beziehung hat er sich als nüchternen, weiser und frommer Herr gezeigt, der bei aller Milde weiß, was er will. Gott erhalt' ihn!

In Gastein trafen sich Anfangs August wieder die befreundeten Kaiser von Deutschland und von Oesterreich; anwesend waren auch die österreichische Kaiserin und Prinz Wilhelm von Preußen; ferner Bismarck und Kalnoky. Ein gutes Zeichen für das Einvernehmen beider Reiche und für die Erhaltung des Friedens. Auf seiner Rückreise hatte Bismarck zu Franzensbad in Böhmen auch eine Zusammenkunft mit dem russischen Minister des Auswärtigen von Giers. Da muß wohl eine besonders wichtige und geheime Angelegenheit besprochen worden sein, meint der Hinkende,

denn — auch die Gemahlinnen der beiden Staatsmänner waren dabei.

Kaiser Wilhelm begab sich nach seiner Rückkehr von Gastein im September zunächst nach Baden-Baden und von da zu den Kaisermanövern bei Straßburg; sein Onkel Prinz Wilhelm dagegen machte einen Abstecher nach Brest-Litowsk zum Besuch des russischen Kaisers, der sich gerade dort aufhielt, und wurde vortrefflich aufgenommen, versteht sich. Von dort begab er sich am 12. September auch nach Straßburg, um den wahrhaft großartigen Festlichkeiten und Ehrenbezeugungen beizuwohnen, mit welchen der Kaiser seitens der Stadt Straßburg und anderer Orte des schönen Reichslandes erfreut wurde. Wenn der Hinkende sich dieser herzerfreuenden Kundgebungen erinnert, so kann er demgegenüber den Ausfall der Reichstagswahlen in Elsaß-Lothringen am 21. Februar kaum begreifen. Nicht ein einziger deutschgesinnter Mann ist da gewählt worden, sondern 15 Protestler, d. h. Französlinge, die von Kaiser und Reich nichts wissen wollen! Das war der Dank für die Güte, mit welcher der Kaiser den Städten



Prinzregent Luitpold in Berlin.

Straßburg und Metz eigene Gemeindevertretung mit einem Bürgermeister an der Spitze zurückgegeben hat; das der Dank für die Rücksicht und Begünstigung, welche die deutsche Regierung den Elsaß-Lothringern bisher in fast übertriebener Weise angedeihen ließ; das war die Antwort auf die eigentümliche Regierungsart des verstorbenen Statthalters von Manteuffel. Nun, man wird jetzt die Zügel etwas straffer anziehen, und Fürst Hohenlohe, der gegenwärtige Statthalter, ist der Mann dazu. Bereits sind die reichsfeindlichen Turn- u. Gesangsvereine und ähnliche Verbindungen aufgelöst und

der größte Schreier, der Tierarzt und Reichstagsabgeordnete Antoine, nebst einigen andern Wählern des Landes verwiesen worden. Den Gefinnungen Altdeutschlands unseren verwelkerten Brüdern gegenüber hat Heinrich Kruse in seinem schönen Gedichte „Wählet!“ in der „Straßburger Post“ beredten und kräftigen Ausdruck gegeben. Am Schlusse heißt es:

Eins aber merket euch! Wir sind nicht länger
Der deutsche Michel, einst mit Recht verlacht,
Vereinigt sind wir eng und immer enger,
So halten wir an unserm Rhein die Wacht.
Ein Michael mit dem Flammenschwert, ein strenger
Schutzengel oder Rächer. Gebt wohl acht!
Wir sind von brüderlichem Geist beselet;
Ihr müßt uns lieben oder fürchten. Wählet!
Der Hinkende will nun einen kurzen Blick auf die Thätigkeit der deutschen Volksvertretungen werfen und hat dabei auch noch ein wenig vom Reichstage nachzuholen.

Nachdem derselbe am 26. Juni seine Thätigkeit mit der einstimmigen Verwerfung des Branntweinmonopols geschlossen hatte, trat er am 16. Sep-

tember nochmals zu einer kurzen Tagung zusammen, um der Verlängerung des Handelsvertrags mit Spanien bis zum Jahre 1892 seine Zustimmung zu geben. Das ging einmal glatt ab, und bereits am 20. September konnte die deutsche Reichsdeputation wieder geschlossen werden. Die Verhandlungen und die Abstimmung über die Militärvorlage nach der Wiedereröffnung am 25. November hat der Hinkende schon oben gebührend gekennzeichnet, erwähnen will er hier nur noch, daß gleich die erste Sitzung wieder einmal nicht beschlußfähig war. So etwas sollte wahrlich nicht vorkommen.

Am 13. Dezember kam der Antrag von Reichensperger und Genossen über das Duellwesen zur Verhandlung. Mit diesem traurigen Überreste des Mittelalters sollte von den verbündeten Regierungen gründlich aufgeräumt und namentlich das sogenannte amerikanische Duell streng bestraft werden, mit Zuchthaus bis zu 5, beziehungsweise mit Gefängnis bis zu 3 Jahren. Dieser Antrag ist dem Hinkenden sehr zeitgemäß vorgekommen. Mag man auch die ungefährlichen Schlägerhauereien unter Studenten allenfalls hingehen lassen, obgleich manch hübsches und glattes Gesicht dadurch dauernd gezeichnet und entstellt wird: Pistolenwettkämpfe dagegen, aus fast stets geringfügigen Ursachen hervorgehend, sind auch in diesen Kreisen verwerflich. Die jungen Leute, die ihren Eltern so viel Sorgen, Mühe und Kosten gemacht haben und nun die Freude, oft die Stütze derselben im Alter sein sollen, handeln höchst undankbar und frevelhaft, wenn sie aus falschem Ehrgefühl Gesundheit und Leben so leichtsinnig und mutwillig aufs Spiel setzen. Und geradezu abscheulich ist es, wenn gar zwischen zweien darnin gelost wird, wer sich in einer bestimmten Frist ums Leben zu bringen habe. Das nennt man bekanntlich ein „amerikanisches Duell“, obgleich es weder Erfindung noch Unsitte der nördlichen Amerikaner sein soll. Auch bei uns mag es seltener vorkommen, als man meint. Denn in manchem von den Blättern so bezeichneten Falle liegt vielleicht nackter Selbstmord vor, dessen wirkliche Gründe durch diesen immer noch ein wenig schönen Namen verdeckt werden sollen.

Der Antrag ging an einen Ausschuss zur Vorberatung. Der deutschfreisinnige Abgeordnete Riefert, der doch stets so thut, als habe er die Sorge für das Volkswohl in Erbpacht, brachte es am 17. Dezember fertig, die Bewilligung einer Unterstützung für den segensreichen Deutschen Fischereiverein und die Hochseefischerei zu bekämpfen, zum Glück ohne Erfolg. Sollen wir uns die besten Fische von Engländern und Holländern vor der Nase wegfahren lassen? Sollen wir nicht vielmehr unsere eintütigen Strandbewohner in den Stand setzen, den Wettbewerb wieder kräftiger aufzunehmen? Je mehr unsere Volkszahl anschwillt, desto mehr Ursache haben wir, jede Nahrungsquelle eifrig auszunutzen. Die See ist ein unermeßliches Erntefeld und hat noch reichliche Speise für manch hungrigen Magen. Mögen die Schätze der großen Tiefe immer breiteren Volksschichten auch im Binnenlande zugeführt werden! Wozu laufen die vielen Bahnzüge so schnell? Frische Fische, gute Fische!

Ein Antrag der Deutschfreisinnigen, die Kosten der erhöhten Heeresstärke durch eine Reichsteuer auf die höheren Einkommen zu decken, wurde durch einfachen Übergang zur Tagesordnung beseitigt. Ob er überhaupt ernst gemeint war? Er mochte geeignet sein, bei Wahlreden dem sogenannten „armen Manne“ Sand in die Augen zu streuen, aber seine Ausführung

hätte Verwirrung in die ganze Steuerfrage gebracht. — Mit Freuden ist die Mitteilung der Regierung in der Sitzung vom 10. März zu begrüßen, daß die für Erforschung von Centralafrika bestimmten 150 000 Mark auf Kamerun verwendet werden sollen. Nicht minder erfreulich war die endliche Bewilligung der Unteroffizierschule zu Neubreitsach in der Sitzung vom 21. März. Hoffentlich gewinnen wir dadurch mit der Zeit eine stattliche Zahl der kriegstüchtigen Elsäßer für den kaiserlichen Dienst. — In der letzten Sitzung vor Ostern, am 28. März, wurde der Reichshaushaltsetat in dritter Beratung glatt angenommen. Darauf vertagte sich der Reichstag bis zum 19. April. Als er wieder zusammentrat, fand er eine harte Nuß zu knacken: einen Nachtragsetat, in welchem einige hundert Millionen Mark zur Verstärkung der Wehrkraft des Reiches gefordert wurden. Das ist viel, aber wer A sagt, muß auch B sagen. Und nur 14 Tage die Franzosen im Lande kostete noch viel mehr, denn die verstehen, wie Bismarck sagt, das saigner en blanc, das Überlassen bis zum Weißwerden. Um die Einnahmen des Reiches zu erhöhen, wurde ein Gesetzesvorschlag über Besteuerung des Brantweins eingebracht und eifrig beraten. Vom 25. Mai bis 7. Juni machte dann der Reichstag Pfingstferien. Am 17. Juni wurde die Brantweinsteuer vorlage und am 18. Juni das Zuckerversteuergesetz in dritter Lesung angenommen und darauf der Reichstag geschlossen. Er hatte durch seine treue und fleißige Arbeit den Dank und die Anerkennung wohl verdient, welche der Kaiser ihm durch den Staatssekretär von Bötticher aussprechen ließ.

Der preussische Landtag

wurde in Berlin am 15. Januar im Weißen Saale des königlichen Schlosses eröffnet. Am folgenden Tage empfing der Kaiser die Vorsitzenden und gab dabei seinem Schmerze über die Abstimmung des aufgelösten Reichstags in der Siebenjahresfrage Ausdruck. Am 17. Januar sprach darauf das Herrenhaus in einer Zuschrift an den Kaiser die Zuversicht aus, das preussische Volk werde zu jedem Opfer bereit sein, um sein Heer dauernd in dem zur Sicherung des Vaterlandes notwendigen Stande zu erhalten. Gottlob! diese Hoffnung wurde bei den Neuwahlen nicht getäuscht.

Am 22. Februar ging dem Herrenhause die hochwichtige neue kirchenpolitische Vorlage zu. Der Staat kommt dadurch der römisch-katholischen Kirche wieder bedeutend entgegen. Namentlich können diejenigen geistlichen Orden wieder in Preußen zugelassen werden, welche sich der Aushilfe in der Seelsorge oder der Übung der christlichen Nächstenliebe widmen, oder deren Mitglieder ein beschauliches Leben führen. Dr. Kopp, der kluge Bischof von Fulda, suchte noch mehr für Rom herauszuschlagen. Am 24. März wurde die Vorlage mit einigen Abänderungen betreffend die Orden sowie die Straflosigkeit des Messefleus und des Sakramentenspendens mit großer Mehrheit angenommen.

Auch der Hinkende liebt den Frieden und gönnt seinen katholischen Brüdern alles wahrhaft Gute; das bedarf kaum der Versicherung. Dennoch ist ihm bei diesen immer weiter gehenden Zugeständnissen nicht ganz wohl zu Mut.

Das Abgeordnetenhaus beschäftigte sich längere Zeit mit der Statsberatung. Am 24. Januar sprach sich Fürst Bismarck in einer höchst beachtenswerten Rede über die Besugnisse aus, welche die verbündeten Regierungen dem Reichsoberhaupt bei Abschluß des

Bundesvertrags überwiesen haben. Der Kaiser habe gar nicht das Recht, den Schutz des Reichs gegen auswärtige Feinde von dem Belieben einer wechselnden Reichstagsmehrheit abhängig zu machen. Die dauernde Feststellung der Heeresstärke sei der gesetzmäßige Zustand; auf diesen habe der Kaiser durch das Ueberkommen mit dem Reichstage über siebenjährige Bewilligung Verzicht geleistet. Darüber aber könne nicht hinausgegangen werden. Es sei eine Verleumdung der Regierung, wenn man ihr die Absicht unterschiebe, den Reichstag nur aufgelöst zu haben, um die Monopole durchzubringen und das allgemeine Wahlrecht abzuschaffen. Er halte sowohl Pressfreiheit wie Volksvertretung für durchaus notwendig; er sträube sich nur dagegen, daß die Volksvertretung in die vollziehende Gewalt eingreife.

Zu März genehmigte das Haus die Gesetzentwürfe über Herstellung neuer Eisenbahnen und über den weiteren Erwerb von Privatbahnen für den Staat, ferner die Kreis- und Provinzialordnung für die Rheinprovinz. Nach den Osterferien trat es am 19. April wieder zusammen, beschloß sich u. a. mit der

Teilung gewisser Kreise, besonders in Bosen und Westpreußen, und schloß seine heiligen Arbeiten am 14. Mai.

Der Bundesrath hat zweimal sparsam Kleingagt. Am 2. Juli verweigerte er die gewünschte Beihilfe von 3 Millionen Mark für die Industrieausstellung, welche 1888 in Berlin stattfinden sollte. Da ein großer Teil der Gewerbetreibenden, namentlich in Sachsen, Thüringen und Baden, selbst gegen diese Ausstellung war, so kann der Sinkende dem Bundesrate nicht unrecht geben. Am 17. März lehnte derselbe den Gesetzentwurf des Reichstags über Entschädigung für unschuldig erlittene Strafen ab, gab dabei aber dem Vertrauen Ausdruck, daß überall in den Einzelstaaten für diesen edlen Zweck werde Sorge getragen werden.

Leider haben die thüringischen Feinde des Bergmanns, die schlagenden Wetter, wieder ein großes Opfer gefordert, wie erst vor zwei Jahren auf der Grube Camphausen bei Saarbrücken. Am 7. Juni abends 10 Uhr fuhren auf der See Hibernia bei Gelsenkirchen etwa 60 wackere Bergleute ein, welche sich durch eine Ubersicht für den nahen Fronleichnamstag etwas mehr verdienen wollten. Ach, sie haben auf Erden nichts mehr nötig gehabt! Denn kurz nach Mitternacht entzündeten sich, wohl infolge eines Sprengschusses, die bösen Dünste, trachend wurden die Zimmerungen und Förderwagen zertrümmert und dadurch die Wetterzüge gestört; wer nicht verbrannte, erstickte in den Nachschwaben, und bald hatten 53 brave Männer endgültig Schicht gemacht. Nicht wahr? das sind auch Helden, so gut, wie tapfere Soldaten auf dem Schlachtfelde, diese mu-

tigen Bergleute, welche für Weib und Kind, ja für uns alle, denn Kohlen müssen wir haben, unverdrossen in die finstere Tiefe steigen und wenn das Geschick es will, dort in ihrem Berufe fallen.

Aber wir wollen den Blick wieder auf ein anderes Bild richten. Am 3. Juni legte Kaiser Wilhelm zu Holtenau an der Kieler Bucht den Grundstein zum Nordostseekanal. Dieses gewaltige Werk wird noch viel Zeit und Geld kosten, aber, so Gott will, dereinst seinen hohen Zweck vollständig erfüllen: die beiden deutschen Meere verbinden, dem Verkehr der Kriegs- und Handelsschiffe eine ausreichende Wasserstraße bieten, den weiten und gefährlichen Umweg durch die dänischen Gewässer ersparen, und im Kriege den Wert unserer Flotte verdoppeln. Der Anfang war deshalb einer großartigen Feier vollkommen würdig. Staatsminister Bötticher verlas die Gründungsurkunde; der bayerische Gesandte Graf Perckenfeld hatte die Ehre, Sr. Majestät mit einer kurzen Rede die Kelle zu überreichen, der Kaiser sprach darauf bei Ausführung der üblichen Hammerschläge mit lauter Stimme folgende Worte: „Zur Ehre Deutschlands, seinem fortschreitenden Wohle, seiner Macht, seiner Stärke!“

Dann hielt Hofprediger Kögel die fromme Weiherede, darauf stimmten alle: „Heil dir im Siegertrank!“ an, und darenin donnernten die Kanonen der 32 Kriegsschiffe, die zwischen Kiel und Holtenau ankerter. Die Frau Großherzogin von Baden war, um ihren kaiserlichen Vater zu überraschen, auch zum Feste herbeigeeilt.

Der Kanal wird von der Kieler Fördrde (Holt nau) über Kendsburg bis zur Mündung der Elbe (Brunsbüttel) 97 Kilometer lang und den Weg für die zwischen der Nord- und Ostsee verkehrenden Schiffe um zwei- bis vierhundert Seemeilen abkürzen.

Die deutsche Kolonisation

hat auch im vergangenen Jahre wieder erfreuliche Fortschritte gemacht, besonders in Ostafrika. Ein Unternehmungszug, von dem Arzte und Naturforscher Dr. Zühlke geführt, hat dort im September neue Gebiete und einen guten Hafen erworben, der, jetzt Hohenzollernhafen genannt, unsere erste größere Niederlassung an der Benadirküste werden soll. Auch an andern Orten der Ostküste ist die deutsche Flagge gehißt worden. Im November bildete sich die Deutsch-ostafrikanische Plantage-Gesellschaft, die bereits über eine Million Mark verfügen soll. Sie gedenkt etwa 25000 Hektar Land auszunutzen und zunächst Tabak anzubauen. Der Sinkende hofft bald einmal sein Pfeisichen mit dem neuen Kraute stopfen zu können und wird dann sein sachkundiges Urteil darüber abgeben. — Leider hat der schwarze Erdbteil auch einige Opfer gefordert. So ist am 11. Oktober Lieutenant Günther durch Kentern des Boots an der Zubamündung ertrunken, und Ende desselben Monats der bekannte Kaufherr Lüderitz auf der wagehalsigen Fahrt in offenem Boote von der Mün-



ding des Dranjesluffes nach Angra Pequena; Dr. Zühlke aber am 1. Dezember von einem Eingeborenen aus Habucht ermordet worden. In der Südsee hat das deutsche Schutzgebiet ebenfalls einen Zuwachs erhalten, nämlich durch ein Abkommen mit England die drei größten, sehr fruchtbaren Salomons-Inseln nebst einer Anzahl kleinerer.

Der Hinkende spart sich gern einen guten Bissen bis zuletzt auf und wendet sich, ehe er Deutschland verläßt, noch zu seinem engeren Heimatlande

Baden.

Gott sei Dank! sein Fürstenhaus ist demselben in voller Gesundheit erhalten geblieben und auch der Erbgroßherzog von seiner schweren Erkrankung so gut wie genesen. Im Lande selbst aber herrscht wie bisher Friede, Freude, Wohlstand und Gedeihen, und steter Fortschritt im Guten und Schönen. Doch eins muß der Hinkende besonders hervorheben: das herrliche Jubelfest zu Heidelberg. Dort wurde



Die Krone des Festtages der Heilberger Universitätsfeier.

in den ersten acht Augusttagen das 500-jährige Bestehen der Karl-Luprechts-Universität überaus glänzend gefeiert. Nicht nur die „alten Herren“ strömten in hellen Haufen herbei, wieder jung geworden in Wehmüt und Lust, sondern von allen Seiten, auch aus dem Auslande, sandten sich Abgesandte gelehrter Anstalten zur Beglückwünschung ein. Selbst Frankreich hat sich nicht ausgeschlossen und der Papst ein wertvolles Geschenk gesandt. In Vertretung des Kaisers war auch der deutsche Kronprinz erschienen und hielt eine gar vortreffliche Rede, die hoffentlich dauernd beherzigt wird. Mit diesem herrlichen Lichtbilde nimmt der Hinkende von seiner Heimat Abschied und wendet sich nach dem fernem

Bulgarien.

Als seiner Zeit der wackere Prinz Alexander von Battenberg zum Herrscher dieses Landes erwählt worden war, fragte er Bismarck um Rat: „Soll ich, oder soll ich nicht?“ und erhielt von dem weit in die Zukunft schauenden Staatsmanne den Bescheid: „Nehmen Sie nur an; es ist immer eine schöne Erinnerung, einmal regierender Fürst gewesen zu sein.“ Jetzt kam er über die Wahrheit dieser Worte nachdenken, und das ging so zu. Er wollte nicht bloß ein gefügiges Werkzeug in russischer Hand sein, sondern Bulgarien zu einem wirklich unabhängigen Staate erheben. Das konnte ihm Rußland nicht verzeihen. Es schickte also wieder einmal, trotz seiner ewigen Geldklemme, den Rubel heimlich auf Reisen, und leider ließ sich eine Anzahl Schurken dazu dingen, den rechtmäßigen Herrscher, dem sie Treue geschworen hatten, gewaltiam zu beseitigen.

In der Nacht vom 20. auf den 21. August um 2 Uhr zog ein Bataillon Empörer mit den verführten Böglingen der Junkerschule zu Sofia, der bulgarischen Hauptstadt, gegen das Schloß heran, machte die Wache nieder und besetzte alle Zugänge. Fürst Alexander wurde durch einen Wortwechsel, der sich zwischen seinem Bruder und den eingedrungenen Verschworenen entspann,

aus dem Schlafe gewedt. Mit der Frage: „Was giebt es hier?“ trat er ihnen unerschrocken entgegen. Der Befehlshaber der Empörer, Gruew, forderte nun, angeblich im Namen des ganzen Heeres, den Fürsten zur Abdankung auf und wies dabei auf die vor dem Schlosse aufmarschirten Soldaten. Ueberrascht, und besonders schmerzlich ergriffen vom Anblicke der Rabetten, von

denen er Besseres erwartet haben mochte als diesen schnöden Verrat, fügte sich der Fürst. Er unterschrieb die Abdankungsurkunde und wurde alsbald mit seinem Bruder zu Wagen unter Bedeckung aus der Hauptstadt nach Rahowa an der Donau gebracht und von dort auf seiner eigenen Nacht nach Rent, auf russisches Gebiet. Doch das Auserste wagte Rußland nicht; er durfte unbehindert weiter reisen. In Sofia trat sofort eine provisorische

Regierung hervor, die das Land unter russische Schutzherrschaft zu bringen gedachte.

Allein die Freiheit muß wohl etwas überaus Kostliches und Erhebendes sein. Die armen Bulgaren, die sich doch noch nicht gar lange in ihr hatten sonnen und kräftigen dürfen, scharten sich jetzt zum Staunen der Welt begeistert um das bedrohte edle Gut. Kaum

ward das nächtliche Pubenstück bekannt, so ging durchs ganze Land eine gewaltige Bewegung. Machtlos prallten die Beschönigungsversuche der Empörer an den Ohren des treuen Volkes ab. Schon nach drei Tagen hatte sich in Tirnowa eine Gegenregierung gebildet, eine große Anzahl von Besatzungen und Städten blieben unentwegt auf seiten des Vertriebenen, und bald wurde in Sofia die alte Regierung unter Karawelow wieder hergestellt. Stürmisch verlangte alle Welt die sofortige Zurückberufung des geliebten Herrschers. Und Alexander verschloß sich der einstimmigen Bitte seiner Getreuen nicht. Von Lemberg, wohin ihm sein Hofmarschall und der Hofprediger Koch entgegengefahren waren, traf er über Giurgewo am 30. August zu Rustschuk wieder auf bulgarischem Boden ein. Die ganze Reise glich einem Triumphzuge. Am 3. September hielt er unter allgemeinem Volksjubel seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt Sofia. Aber doch mißte sich



Verdrießlich mußte der Gd'e sich auf den Heimweg machen.

Aber doch mißte sich Wehmüt in die wohlverdiente stolze Lust. Er war nur gekommen, um alsbald wieder zu gehen. Er wußte, daß seine Stellung fortan unhaltbar war. Auf sein fast demüthiges Telegramm an den Zaren hatte er eine schöne Antwort empfangen. So wiederholte er denn am Tage nach dem Einzuge endgültig seine Abdankung,

da er gegen den Willen Rußlands und ohne die Unterstützung der Großmächte nicht imstande sei, die Regierung weiter zu führen. Nachdem er noch eine Regentschaft eingelegt, reiste er am 7. September aus dem unruhigen Lande über Wien nach seiner friedlichen Heimat Darmstadt ab.

Sein Schicksal erregte in vielen Kreisen, besonders in Deutschland und England, lebhaftes Interesse. Auch dem Hinfenden thut's weh, daß der ritterliche Sproß eines alten deutschen Fürstenhauses samt seinem jungen lebensfrischen Volke durch die Tüde eines übermächtigen und rücksichtslosen Gegners verzweltigt worden ist. Aber sollte deshalb Deutschland für ihn in die Bresche springen? einen Weltbrand entfachen? Das hieße handeln wie weiland der edle Narr Don Quixote. Erstlich hat sich Fürst Alexander selbst verwegt über die Verträge hinwegzusetzen, und dann ist uns die Wohlfahrt Bulgariens nicht so viel wie der europäischen Friede wert.

Deshalb mögen viele Gefühlschwärmer wieder einmal Gott danken, daß wir den eisernen Reichkanzler haben, der sein warmes Herz nicht so leicht mit dem kalt abwägenden Bertrande durchgehen läßt.

Aus der Rangliste des russischen Heeres ist Fürst Alexanders Name auf Befehl des grimmen Zaren gestrichen worden; in vielen treuen Bulgarenherzen bleibt derselbe jedoch unauslöschlich eingegraben, und auch die Geschichte hat ihn mit ehernem Griffel in ihr Heldenbuch gezeichnet. Daran ändert der Zorn des mächtigsten Kaisers nichts.

Ein Nachfolger des Fürsten ward lange nicht gefunden. Wer den Bulgaren paßt, den will Rußland nicht, und wer Rußland paßt, den wollen die Bulgaren nicht. Durch den vom Zaren gesandten General Kaulbars haben sie sich nicht einschüchtern lassen, so schroff und gewaltig derselbe auch auftrat — der Fürst gleichen Namens soll ja auch stachelig und voll Gräten sein. Verdrießlich mußte der Edle sich auf den Heimweg machen. Wirkamer waren die geheimen Umtriebe der Russen. Am 28. Februar kam es in Silistria, am 3. März in Rufschat zu einem Aufstande. Beide Empörungen wurden von der Regierung rasch unterdrückt, und an neun in dieselben verwickelten Offizieren am 7. März das Todesurteil vollstreckt. Am 7. Juli endlich hat die Sobranje, das heißt die bulgarische Volksvertretung, den Prinzen Ferdinand von Sachsen-Koburg-Gotha zum Fürsten gewählt. Geboren am 26. Februar 1861 zu Wien, war derselbe bis jetzt österreichischer Husarenlieutenant;

er ist durch seine Mutter Clementine ein Enkel des Königs Ludwig Philipp von Frankreich, und auch mit den Herrscherfamilien von Osterreich, Preußen, England, Bayern, Belgien, Portugal und Brasilien mehr oder minder verwandt. Aber ob das schwergeprüfte Bulgarien unter ihm nun Ruhe finden wird, steht noch dahin. Bedenklich sieht es auch noch immer bei dem gewaltigen Gegner des unglücklichen Landes, in

Rußland,

aus. Der Kaiser wollte sich am 13. März, dem Erinnerungstag der Ermordung seines Vaters, mit seiner Familie in St. Petersburg zu einem Trauergottesdienst begeben; die Nihilisten aber hatten eine andere Feier dieses Tages vor. Einige Studenten, welche Dynamitbomben mit vergifteter Füllung trugen, lauerten dem kaiserlichen Wagen auf, wurden jedoch zum Glück abgefaßt, ehe derselbe erschien. Beim Verhör gestanden die ruchlosen Tollköpfe unumwunden ihre Absicht ein, den Kaiser zu



Trankpost gefangener Offiziere in Rufschat.

ermorden, um auf diese Weise eine — Verfassung zu erzwingen! Der Kaiser bewies große Kaltblütigkeit. Unmittelbar nachdem er den teuflischen Anschlag erfahren, nahm er bei dem Großfürsten Wladimir ruhig das Frühstück ein — ob's ihm so recht geschmeckt hat, möchte der Hinkende doch bezweifeln. Und erst auf der Fahrt nach Satschina teilte er seiner ahnungslosen Gemahlin mit, welcher Gefahr sie soeben entgangen seien. Ganz sicher scheint es trotz aller erdenklichen Vorsichtsmaßregeln auch in diesem festen Schlosse nicht zu sein, denn schon bald ward von einem neuen Mordversuch berichtet, der gottlob! ebenfalls nicht zur Ausführung gekommen ist.

O Eberhard im Bart! was würde Alexander III. für dein Glück geben?

Gegen uns Deutsche arbeiten sich die Russen immer mehr in einen verbissenen Groll hinein, schaden uns auch durch Zollerhöhungen, wie sie nur können. Ihnen lästige Verträge halten sie nicht besonders gern. Vatum am Schwarzen Meer sollte nach einer Bestimmung des Berliner Friedens ein Freihafen sein; das haben sie jetzt einfach aufgehoben. England und

Osterreich,

hat die wahnsinnige Umsturzpartei ihr Schlangenhaut zu zeigen gewagt. In der Nacht vom 3. zum 4. Oktober



Prinz Ferdinand von Sachsen-Koburg-Gotha, erwählter Fürst von Bulgarien.

wollten verruchte Schandbuben das schöne Wien an allen vier Ecken in Brand stecken und bei der darauf entstehenden Verwirrung Dynamitbomben unter die Menge werfen, doch wurden sie, Gott sei Dank! vorher dingfest gemacht.

Wie Deutschland, so traf auch Oesterreich-Ungarn kräftige Vorbereitungen für den Kriegsfall, und seine doch buntgemischten Volksvertretungen zeigten dabei etwas mehr opferwillige Vaterlandsliebe als unser voriger Reichstag. Einstimmig nahm das Abgeordnetenhaus am 24. Februar die Vorlage über Ausrüstung des Landsturms an; einstimmig wurden am 7. März in Pest 52 1/2 Millionen Gulden für Heereszwecke bewilligt. Da mögen unsere Deutschfreisinnigen und Schwarzen sich ein Beispiel nehmen.

Am 24. Oktober starb Graf Beust, politisch schon seit 1882 ein toter Mann, einst aber österreichischer Reichskanzler und Botschafter und ein neiderfüllter Feind Deutschlands, der 1870 Oesterreich zu einem Bündnis mit Frankreich zu verlocken suchte.

Anfangs Juni hat die Theiß in ihrem untern Laufe durch Ueberschwemmungen wieder unfähliches Unheil angerichtet. Bei Kolosca wollten in demselben Monat 365 Wallfahrer, auf einer Fährreng zusammengedrängt, über die Donau setzen; das gebrechliche Fahrzeug ging unter und nur 136 der Unglücklichen wurden gerettet. Die ganze Verwaltung Ungarns scheint großer Verbesserungen bedürftig zu sein.

Rüstungen überall! Die Schweiz

machte gleichfalls im Februar große Anstrengungen, sich in wirksamen Verteidigungszustand zu setzen. Sie ist ein wohlhabendes und im allgemeinen gutgeordnetes Land. Von geistiger Regsamkeit zeugt der Umstand, daß gegenwärtig nicht weniger als 319 Zeitungen dort erscheinen, die Fachschriften gar nicht gerechnet. Mit dem Unfuge der Heilsarmee beginnt man gründlich aufzuräumen. Die Strafenauzüge derselben dürfen nicht mehr stattfinden. Freilich fehlt's auch nicht an Schattenseiten. So hat in Solothurn der Zusammenbruch einer Bank, in den mehrere bisher hochangesehene Männer verwickelt waren, viel Värm und Leid verursacht. Und daß die schöne Heimat nicht alle Söhne zu fesseln vermag, geht aus der Zahl der in der algerischen Fremdenlegion dienenden Schweizer hervor: dieselbe wird nämlich auf 3—4000 geschätzt. Armer verführter Bua im harten Joch unter der afrikanischen Sonne! Wie heiß mag dich das Heimweh nach den blauen Seen und grünen Matten, nach den klaren Bächen und schneeigen Alpen erfassen.

Von einem schweren Unglück wurde am 5. Juli abends die liebliche Stadt Zug heimgesucht. In der nach dem Bahnhof zu gelegenen äußern Vorstadt versanken plötzlich etwa 24 Häuser und 14 kleinere Gebäulichkeiten in den See. Noch mehr Gebäude sind bedroht. Der Verlust an Menschenleben ist zur Zeit noch nicht genau ermittelt, scheint aber zum Glück nicht sehr bedeutend zu sein. Auch in den Jahren 1435 und 1594 hat der See ähnliche Opfer gefordert. So bleibt Hebel's Wort wahr: „Dat jede Gegend ihr Liebes, so hat sie auch ihr Leides.“ Ein wunderschönes Land ist auch



Kardinalstaatssekretär Jacobini.

Italien,

zufrieden aber sind deshalb alle seine Bewohner noch lange nicht. Auch dort regen sich die Verblendeten, welche die ganze staatliche und gesellschaftliche Ordnung unterwühlen und stürzen möchten. Im Juli wurde in Oberitalien ein Verschwörungsherd entdeckt, dessen Ausläufer sich über die ganze Provinz erstreckten. Zu seinen staatsgefährlichen Grundsätzen bekamen sich nicht weniger als 159 Arbeitervereine. Die Regierung löste dieselben auf und verhaftete die Führer der Bewegung.

In Ostafrika haben die Italiener bis jetzt kein Glück. Der Führer der feindlichen Abyssinier, Ras Alula griff am 25. und 26. Januar mit ungeheurer Übermacht den General Gené bei Dogalan und schlug ihn trotz tapferster Gegenwehr mit empfindlichen Verlusten zurück. Diese Niederlage soll den Italienern 23 Offiziere und 407 Mann an Toten gekostet haben. In Reich und Glied waren die Helden gefallen, bis zur Erschöpfung des Schießbedarfs gegen 20000 Feinde kämpfend. Ihr Vaterland aber rüstet sich, die Scharte auszuweihen, und will u. a. seine Artillerie geradezu verdoppeln.

Am 28. Februar starb unerwartet schnell der Kardinalstaatssekretär Jacobini.

Ein furchtbares Erdbeben hat die Riviera, den Küstenstrich am Meerbusen von Genua, heimgesucht.

Am 23. Februar morgens um 6 Uhr begann die unheimliche Naturgewalt ihr Zerstörungswerk und vollbrachte es in drei entsetzlichen Stößen. Eine Landschaft, schön wie ein Paradies, ist jetzt mit Schutthaufen bedeckt. Von Genua bis Nizza findet sich kein Ort, der nicht gelitten hätte, besonders schwer Nizza selbst und der weltberühmte Winterkurort Mentone, der zur Hälfte in Trümmern liegt.

Spanien

ist der rechte Boden für Verschwörungen. So brach dafelbst, auf Anstiften des alten Umstürzlers Borilla im September wieder ein Militäraufstand aus, an dessen Spitze diesmal der General Villacampa stand. Zum Glück für die Königin schlugen die Verschworenen in Madrid drei Tage zu früh los. Dadurch gelang es, die Empörung im Keime zu unterdrücken und die Fäden aufzufinden, welche die Anhänger Borillas im ganzen Lande verbinden. Das Kriegsgericht verurteilte sieben Häufelführer zum Tode, die Königin aber begnadigte sie. Das Ministerium, hiermit unzufrieden, trat ab und an seine Stelle kam ein neues unter dem Vorsitze von Sagasta.

Eins der berühmtesten Vaudenkmalen Spaniens, der Alcazar Kaiser Karls V. zu Toledo, ist ein Raub der Flammen geworden. Der Schaden beläuft sich auf 7 Millionen Franken; darin ist aber der unerseßliche Verlust an Büchern, Gemälden und Kunstschätzen noch nicht inbegriffen.

Wenn doch der Sinkende jeden Narren, der durch Leichtsinne oder Nachlässigkeit einen Brand verschuldet, ein Weilschen mit ungebrannter Asche behandeln könnte! Er thut wenigstens, was er kann, und warnt all seine lieben Leser eindringlich: Bewahrt das Feuer und das Licht! Haltet nach Kräften auch eure Umgebung dazu an! Seid lieber überängstlich als leichtfertig. Werft 3 B. nie ein noch glimmendes Zündhölzchen weg, weder

dasein an einen leicht entzündlichen Vorhang, noch draussen in dürres Laub. Den unterirdischen Gewalten des Erdbens steht der arme Mensch rat- und machtlos gegenüber: das Feuer, diesen trefflichen Diener und furchtbaren Gebieter, könnte er fast immer in Schranken halten.

Von

Frankreich

ist schon oben bei Deutschland viel die Rede gewesen, doch bleibt noch einiges nachzutragen. Die Republik fühlte sich nicht recht sicher, so lange gewisse Thronbewerber im Lande weilten. Deshalb wurden im Sommer die Prinzen der ehemals in Frankreich regierenden Häuser ausgewiesen. Der Graf von Paris ging mit seinem Sohne nach England; Prinz Jérôme Napoleon nach Genf und sein Sohn Viktor nach Brüssel, wohin sich auch der Herzog von Nemours begab. Ob's hilft? Geld wirkt auch in die Ferne, und viel Geld wirkt viel.

Noch immer wird von verschiedenen Seiten der Kriegsminister Boulanger als „der Mann der Zukunft“ betrachtet, obgleich im stillen viele verständige Leute zu seinem raschen Treiben den Kopf schütteln sollen. Er mischt Großes und Pächliches durcheinander. So hat er z. B. die Offiziere aufgefordert, durchaus keine deutsche Dienerschaft, nicht einmal ein Kammermädchen, in ihren Häusern zu dulden.

Die Bevölkerung Frankreichs belief sich 1886 auf 38 218 903 Seelen, hat also in den letzten fünf Jahren nur um 546 855 zugenommen. Die indirekten Steuern ergaben 1886 dem Vorschlag gegenüber 71 $\frac{1}{2}$ Millionen Minderertrag.

Am 28. Oktober wurde das neue Schulgesetz angenommen. Fortan soll der Unterricht in der Volksschule nur von Vätern erteilt werden.

Aus Sparsamkeitsgründen strich die Kammer die Unterpräfektenstellen gegen die ausdrücklich erklärte Ansicht des Ministerpräsidenten Freycinet, der deshalb zurücktrat. Am 11. Dezember kam das neue gemäßigt-republikanische Ministerium Goblet zustande, dauerte aber nur bis zum Mai. Dann wurde es durch das Ministerium Rouvier abgelöst, das jedoch auch schon mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Daß Boulanger in demselben keine Stelle fand, trägt zwar zunächst zur Verhütung bei. Aber besser wär's vielleicht gewesen, er hätte sich erst vollends abwirtschaften und unmöglich machen können. Der neue Kriegsminister Ferron schwagt weniger, scheint sich aber mit Ernst und Eifer seinem Amte zu widmen.

Der Verkauf der Krondiamanten ergab über 6 Millionen Franken.

Am 25. Mai brannte das Opernhaus in Paris nieder, wobei leider sehr viele Menschen das Leben verloren.

Nach Tonking müssen Verstärkungen abgesandt werden und in Annam haben wieder grausame Christenmordmordungen stattgefunden. Hier wie dort stehen die Dinge für die Franzosen herzlich schlecht.

Belgien

hat noch immer mit der Arbeiterfrage zu thun, obgleich dieselbe endlich auch von der Regierung in die Hand genommen wird. Im August kamen die Arbeiter beim Ministerpräsidenten um Verleihung des allgemeinen Stimmrechts ein. „Nicht nur,“ hieß es in ihrer Eingabe, „daß man nichts für uns thut, obwohl das furchtbare Elend enthüllt ist, in welchem die Arbeiterbevölkerung verschiedener Gegenden dahinsiecht: man hindert uns auch noch, selbst an der Verbesserung

unserer Lage zu arbeiten, denn man verweigert uns das Stimmrecht.“ Der Sinkende wünscht von Herzen, daß den in der That hart bedrückten Leuten nach Möglichkeit in der besten Weise geholfen werde. Hoffentlich kehrt dann wieder Ruhe und Friede in das dichtbevölkerte, bald rechts, bald links steuernde Land zurück, in welchem es noch immer gefährlich gärt und brodelt wie in einem Hexenkessel. Im Mai 1887 stellten wiederum an verschiedenen Orten viele Bergleute die Arbeit ein.

Auch in

Holland

haben die rührigen Umstürzler durch ihre Heterieen Unruhen fertig gebracht. In Amsterdam ist es im August zu blutigen Gändeln mit der Polizei gekommen, welche den Aufstand nur mit Anstrengung und mit großem eigenen Verlust unterdrückte. Eine neue Mahnung für alle Freunde der Ordnung und Gestattung, sich der drohenden Gefahr gegenüber allerorts eng zusammenzuschließen!

Der siebenzigste Geburtstag des Königs ist glänzend gefeiert und dabei auch sein Töchterlein Prinzessin Wilhelmine jubelnd begrüßt worden, der jüngste Sproß des alten edlen Hauses Oranien und die Zukunftshoffnung des tüchtigen, auf seine teuer erkaufte Selbständigkeit mit Recht stolzen Volkes. Wir Deutsche sind gute und friedfertige Nachbarn, wenn's nur immer anerkannt würde! Oranje boven! Nederland boven! ruft auch der Sinkende.

Das einst so stolze

England

ist mehr und mehr gesunken. „Großmäulig, aber schwach!“ wird es höhnisch von seinen Feinden genannt, und leider können seine Freunde sie nicht ganz Lügen strafen. Nach innen wie nach außen zeigt sich seine Ohnmacht. Die irischen Zustände werden von Tag zu Tag schlimmer. Der Erzbischof of Exeter von Dublin empfiehlt offen die Steuerverweigerung, und wie es scheint, mit Erfolg. Die Regierung schwankt hin und her und wagt keine strengen Strafgesetze einzubringen; um so lecher tritt Parnell mit seinen Anhängern auf und rechnet sogar bestimmt auf die Unterstützung Gladstones.

Zwar wurde am 7. Juni die Homeruse-Bill, der Gesetzentwurf, nach welchem Irland ein besonderes Parlament erhalten sollte, vom Unterhause abgelehnt. Darauf schloß die Königin das Parlament, und am 20. Juli trat das liberale Ministerium Gladstone zurück, das sich durch seine schwächliche Haltung, besonders dem Auslande gegenüber, unmöglich gemacht hatte. Der wortreiche, unberechenbare Greis Gladstone mag jetzt nach Herzenslust Bäume fällen, was in seiner Mußezeit eine Lieblingsbeschäftigung von ihm sein soll; dabei kann er nicht viel Schaden anrichten. Aber den Karren, den er in Bulgarien gründlich verfahren hatte, brachte auch das neue konservative Ministerium Salisbury nicht wieder aus dem Graben heraus. Zwar reiste der Schatzkanzler Lord Churchill im Oktober an allen größeren Höfen des Festlandes herum, um „Fühlung“, besonders mit Österreich und Deutschland, zu gewinnen. Und im Dezember verflieg sich John Bull sogar zu Kriegsdrohungen gegen die Türkei. Aber dabei blieb's, und Rußland lachte die ohnmächtigen Briten aus. Der mutige Salisbury hätte wirklich gern Ernst gemacht, Churchill war dagegen und trat sogar infolge dieser Meinungsverschiedenheit aus. Er hatte die richtige Erkenntnis gewonnen, daß die britischen

Streitkräfte den russischen durchaus nicht gewachsen seien, und meinte daher, England solle im Morgenlande sich auf die Behauptung Aegyptens beschränken und sich auf nichts weiter einlassen. So geschah es schließlich denn auch.

Am 27. Januar wurde das Parlament wieder eröffnet. Fast das einzig Erfreuliche aus seinen Verhandlungen war für den Sinkenden die Mitteilung, daß zwischen England und Deutschland über ihre Angelegenheiten im Sultanat Sansibar ein freundschaftliches Abkommen getroffen sei, dem auch der Sultan Said Bargaich und Frankreich zugestimmt hätten.

Im Jahre 1886 haben die Bewerber um einen Parlamentsitz insgesamt 624086 Pfund Sterling Wahlkosten gehabt! Das macht im Durchschnitt für jede der 2975032 abgegebenen Stimmen reichlich 4 Mark. Ein trauriger Nachwuchs des vielgerühmten Wahlwesens, diese Bestechlichkeit des edlen Stimmvolkes! Werden auch wir mit der Zeit so tief herunterkommen? Doch auch Erhebendes ist zu berichten. Am 21. Juni feierte Königin Viktoria ihr 50jähriges Regierungsjubiläum. Die Riesenstadt London, sonst so rückerig und nüchtern, hatte sich in goldgefäunte Scharlachdecken gehüllt und wimmelte noch mehr als gewöhnlich von Einheimischen und Fremden; in der ehrwürdigen Westminsterabtei waren Plätze für 10000 Personen hergerichtet; hohe Gäste, Könige und Fürsten, darunter drei, welche dereinst, will's Gott, nacheinander die deutsche Kaiserkrone tragen werden, waren von nah und fern herbeigekommen, und nicht nur in der Themsestadt, nicht nur in Altengland, sondern in allen fünf Erdteilen stimmten Millionen und abermals Millionen treuer und dankbarer Unterthanen an: God save the queen! Erst 18 Jahre war sie alt, als sie 1837 den Thron bestieg, und hat in dem halben Jahrhundert wahrlich viel Großes erlebt und viel Gutes gewirkt. Möge sie ihrem Volke noch lange erhalten bleiben, und möge unser teuer Kronprinz von seinem hartnäckigen Kehltopfleiden vollständig geheilt aus England heimkehren!

Ein großartiges Unternehmen ist nach vierzehnjähriger Arbeit vollendet worden, der Severntunnel. Er verbindet beide Ufer des sehr tiefen Meerbusens von Bristol in der Nähe dieser Stadt und hat eine Länge von 6838 Metern, von denen 3620 unter dem Meeresgrunde liegen. Und das Zululand in Südafrika, nicht viel kleiner als Baden, haben die unerfätlichen Briten jüngst ihrem ungeheuren Weltreiche einverleibt. Überhaupt steckt in dem Volke noch sehr viel Reichtum, Kraft, Gesundheit, Bildung, Unternehmungsgeist und Gottesfurcht. Der Sinkende sagt mit Lord Byron: „England, mit all deinen Fehlern lieb' ich dich noch immer!“

Und deshalb will er den Herren Vettern ein scharfes, aber bewährtes Heil- und Stärkungsmittel verraten: Allgemeine Wehrpflicht!

Aus der armen

Türkei

weiß der Sinkende leider nichts Gutes zu berichten. Dort können sogar hohe Beamte mit Begleitung nicht überall ungefährdet ihres Weges ziehen. So wurde im November der Bicogouverneur von Castoria in Macedonien auf einer Dienstreise mit seinen zwei Geheimschreibern von einer Räuberbande aufgeboten und ins Gebirge geschleppt. Da das verlangte Lösegeld von nahezu 1 Million Franken nicht erschwungen werden konnte, so schmachten die Armen noch in der Gefangenschaft, wenn sie nicht etwa schon ermordet worden sind.

Kleinasiens wurde im vorigen Jahre von einer Heuschreckenplage furchtbar heimgesucht. Als die Behörde die Einwohner verpflichtete, die Eier des gefährlichen Kerbtieres zu sammeln und abzuliefern, kamen in kurzer Zeit 250000 Kilo dieser winzigen Eier zusammen.

Doch mit den Räubern, und sogar mit den abscheulichen Heuschrecken wird man bei gutem Willen am Ende schon fertig. Schlimmer für das arme Volk ist die unglaubliche Bestechlichkeit der meisten Beamten, von unten bis oben hin.

In

Amerika

will man einen Seekanal durch Nicaragua bauen, der unter Aufsicht der Regierung zu Washington stehen soll, und der Senat hat einer Gesellschaft zu diesem Zwecke gestattet, eine Anleihe von 100 Millionen Dollars aufzunehmen. Das wird dem Panamakanal nicht eben förderlich sein. In diesem Unternehmen stecken bereits 2 Milliarden französischen Geldes. Der unverwüsthliche Lesseps zweifelt nicht an der rechtzeitigen Vollendung des Werkes, für welches er jetzt eine allgemeine Prämienanleihe im Sinne hat. Zu lachen, aber auch zu denken giebt folgendes. In Wyoming haben die Frauen gleiche Rechte mit den Männern und dürfen also auch „Recht sprechen“. Neulich aber hat dort ein Verurteilter darauf angetragen, den Spruch für ungültig zu erklären, weil eine der Geschworenen während der langen Beratung die Welt mit einem neuen Bürger beschenkt habe, das Gesetz aber die Anwesenheit einer dreizehnten Person bei der Beratung der Geschworenen verbiete.

Ein entsetzliches Eisenbahnunglück fand im März bei Boston statt. Eine Brücke brach unter einem Arbeiterzug, er entgleiste, vier Wagen stürzten in den Sumpf und wurden vollständig zertrümmert. Auf der Stelle tot blieben 40 Personen, über 100 wurden verwundet, und auch von ihnen wird inzwischen noch mancher gestorben sein.

Dem verstorbenen General Grant war für seine Kriegsthaten in Mexiko eine „feine große goldene Denkmünze“ gewidmet worden, die sich jetzt im Nationalmuseum zu Washington befindet. Aber es soll sich herausgestellt haben, daß dieselbe unecht ist, und ihr spezifisches Gewicht statt 16 nur 7 beträgt. Daß so etwas im Lande der stolzen und reichen Yankees vorkommen kann! Bei uns im alten Deutschland ist auch nicht gerade alles, wie es sein soll, aber im ganzen können wir dankbar ausrufen:

„Oft, West,
Dahem best!“

Gott erhalt' uns allen Segen, und besonders den edlen Frieden!

Wenn der Scheik-ul-Islam, ein vornehmes geistliches Haupt der Mohammedaner, über wichtige und schwierige Fragen auf Verlangen sein Gutachten abgegeben hat, so fügt er am Schlusse bescheiden hinzu: „So schrieb der arme Scheik Osman; Allah aber weiß es besser.“ Ähnlich möchte sich hier der Sinkende äußern, der trotz seiner Jahre im Urteilen oft ein heißblütiger Gejell ist. Nicht nur Allah, auch der eine oder andere geneigte Leser mag's hier und da besser wissen. Allein wer giebt, was er hat, ist wert, daß er lebt. Der Sinkende hat's überall gut gemeint. Und so klopft er jetzt beruhigt seinen Pfeifenkopf aus und empfiehlt sich allen lieben Lesern mit dem Wunsche:

Auf Wiedersehen nächstes Jahr!

Krieg in Sicht.

Ein Familienbild.



Der Haussohn stürmt ins Wohngemach:
 „Hurra, jetzt giebt es Krieg!
 Schön wird das Leben, sonst so flach,
 Langweilig, reizlos — Krieg,
 Du meine Seele, in die Schlacht!“
 So schwärmt er fortan Tag und Nacht,
 Und steht bereits im tapfern Geist,
 Wie er dem Feind die Fahne entreißt.



Die Hausfrau, immer schaffendwach,
 Sagt nur: „Ja, muß es sein,
 So kommt man seinen Pflichten nach,
 Und schickt sich eben drein.
 Vielleicht ist es bloß Zeitungslärm,
 Und der hat oft ein kurz Gedärm,
 Schon oft hat's so geheißen, dann
 War's gar nichts. Kurz, ich glaub' nicht
 dran.“



Der Backfisch steht erschrocken jach:
 „Ist denn der Krieg so nah?
 So lang wird's doch noch ansehn, ach!
 So lange noch, Papa,
 Bis ich in Ruh' am Mittwoch ab-
 gehalten mein Bistichen hab'?“
 Das arme Kind ist ganz verblüdt,
 Sein Badewerk sieht's vom Feind ver-
 zehrt.



Großmutter hört's mit Weh und Ach.
 „Nur das nicht,“ seufzet sie,
 Sie sieht nur Unheil, Ungemach
 In trübster Phantasie.
 Sie sieht nur Einquartierungelast,
 Sie weiß sich nicht zu helfen fast,
 Ihr armer Kopf ist ihr zerstückt,
 Sie ist verloren, aber sticht.



Der großen Tochter wird es schwach,
 Denn sie ist längst verlobt,
 Kaum heumt sie wilder Thränen Bach,
 Doch bleibt sie sturmerprobt:
 Wie schön, wie rührend wird es sein,
 Wenn sie im trauten Kämmerlein
 Dem süßen Freund Verband anlegt
 Und ihres Helms Wunde pfllegt.



Der Kutscher denkt: „Ich hab' mein Sach'
 Aus nichts gestellt. Kommt Zeit,
 Kommt Rat. Ich weine oder lach',
 Kommt's morgen oder heut.
 Ich weiß, ich werde abgedant;
 Beim Train da wird man auch verzant,
 Zum Train bin ich ja reserviert . .
 Mir schwannt schon, wie gefahrvert
 wird!“



Der Vater schiebt hinweg das Schach,
 Kein Wort spricht er dazu,
 Doch sein Ingenium grübelt nach
 In vollster Seelenruh'.
 Er findet bald so süßel nicht
 Den Kriegslärm und den Siegesbericht,
 Er steht sich sthen fest im Klub
 Und weiß, der Feind frisst aus die Curry'.



Der Onkel mit dem Regenbach
 Kommt lust herein und hört,
 Von was man spricht, er fürchtet Krach,
 Und schnellum macht er kehrt.
 Es schwebt ihm vor der Kassenfront,
 Er leucht und schwitzt und ist schon krank,
 Sieht nur Verlust und Minderung
 Und malt sich aus die Plünderung.



Die Köchin spricht: „Nun nehm' ich Rach'
 An meinem dummen Franz,
 Der auch schon einige Zeit vernach
 läßtigt mich arme Gans.
 Jetzt, hopfosa, kommt Kavallerie!
 Und die gukt auch nach der Marie,
 Dann geh' ich auf den Sammelplatz
 Mit einem wunderschönen Schay.“

Zum Schlusse liegt es auch
 nicht brach,
 Das vielgeprüfte Herz
 Des Feindeins vom Er-
 ziehungsfach,
 Sie haucht: „Loh' nach,
 o Schmerz!“



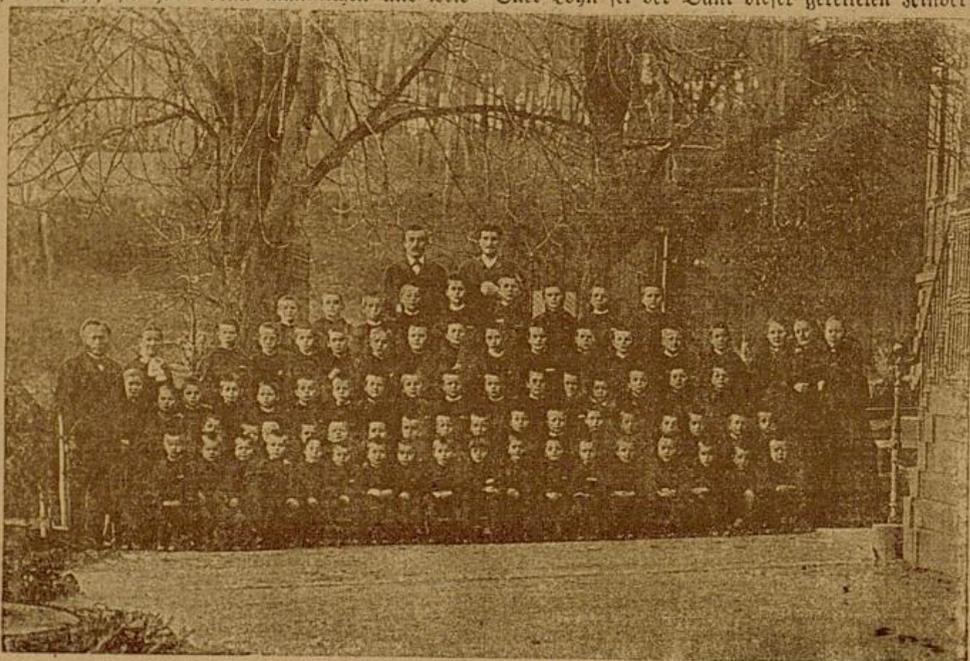
Nun kommt auch mir ein
 Freiermann,
 Weil ich so schönfranzösisch lamm.
 Bieg's oder brech's! Was
 frag' ich, wie?
 Ach Gott, am End' ein
 ennemi!“ —

Ludwig Eichrodt.

wird nicht nur durch die Zeugnisse der Lehrer bekundet, sondern es hat dies auch eine Stimme bestätigt, welche der Sinkende hier um so lieber anführt, weil sie von einem Manne kommt, der sowohl dem Sinkenden als auch seinem Waisenhanse nichts weniger als freundlich gegenüber steht. Der katholische Dekan und ultramontane Landtagsabgeordnete Förderer in Lahr hat auf Grund seiner Wahrnehmungen der Wahrheit die Ehre gegeben, indem er einem Mitarbeiter an unserm Liebeswerke auf Befragen erklärte: nachdem er die Kinder das ganze Jahr hindurch im Religionsunterricht, im Gottesdienst und auf der StraÙe scharf beobachtet habe, könne er ihnen das Zeugnis ausstellen, daß sie sittsam, anständig, fleißig und aufmerksam seien und den Kindern vieler Familien als Vorbild dienen könnten. Auch der Verwaltung des Hauses könne er das Lob erteilen, daß sie gerecht vorgehe, sie habe beim männlichen und weib-

für alle Zukunft auf festen FüÙen steht, und das ist erst dann der Fall, wenn es sein Dasein nicht mehr von den alljährlich eingehenden Gaben edler Menschenfreunde fristen muß, sondern wenn das Grundkapital so angewachsen ist, daß die Betriebskosten aus den Zinsen bestritten werden können. Die Zinsen betragen aber bis jetzt nur wenig mehr als 8000 M., während sich der jährliche Betriebsaufwand auf etwa 20000 M. beläuft. Dieser bis jetzt noch ungesunde Zustand versetzt den Verwaltungsrat in die bedauerliche Notwendigkeit, fernere Aufnahmsgesuche — selbst in Fällen, wo er von Herzen gerne helfen möchte — abzulehnen, wenn nicht entsprechende Gegenleistung bedungen werden kann.

Darum, liebe Fechter, edle Menschenfreunde, helft wader weiter an der Versorgung hilfloser Waisen. Euer Lohn sei der Dank dieser geretteten Kinder!



Die Bewohner des ersten deutschen Reichswaisenhanfes zu Lahr.

lichen Hilfspersonal auch Angehörige der katholischen Konfession angestellt, und Kinder und Personal würden zum regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes angehalten.

Ist das nicht das beste Zeugnis für die Wahrheit der Worte des Festredners bei dem Eröffnungsfeste, als er das Haus als eine Stätte der Duldung, der Versöhnung und des Friedens, als ein Denkmal deutscher Zusammengehörigkeit und Einheit, als ein Heim für arme Waisen aus allen Konfessionen bezeichnete? „Wir wollen“, so sagte er, „den Samen konfessioneller Zwietracht nicht in die jugendlichen Herzen senken. Wir wollen aber auch hier die Konfessionen nicht vermengen, nein, wir wollen sie, soweit die Arbeit dieses Hauses reicht, in Liebe versöhnen.“

Dem Sinkenden bleibt nur noch der eine Wunsch: Gott gebe, daß seine rührigen Freunde, die braven Fechter und Gönner, ihm auch ferner mit ihrem erfolgreichen Sammeleifer zur Seite stehen, denn es sind noch viele, sehr viele „Wenig“ erforderlich, bis das Haus

Rechnungsnachweis.

Der Vermögensnachweis im 1887er Kalender schloß am 30. Juni 1886 mit der Summe von	M 308352.02
Seitdem ging ein: B. d. Generalschule, d. Sinkenden, an Zinsen, Verpflegungsbeiträgen zc.	M 31363.02
Der Betrieb und die Bewaltung kostete vom 1. Juli 1886/87	16819.33
Mitbin Vermehrung	14543.69
	Summa: M 322895.71
Angelagt: In Wertpapieren b. d. Reichshauptbank (M 204945.48), und in bar bei der Sparkasse (M 9471.50)	214416.98
Ausgaben auf Liegenschaften und Baukonto	91329.14
Ausgaben auf Mobilienkonto	15488.58
Barbestand	1661.01
	Summa: M 322895.71

Das Brutto-Sammelergebnis beträgt 362683 M. Die Reichsschule Waageburg hat befanntlich mit dem abgelieferten Betrage von 200000 M ihre Thätigkeit für das Lahrer Reichswaisenhanf abgeschlossen, wer also für dieses wirken will, der schließt sich der Lahrer Generalschule an oder sende seine Beiträge unmittelbar an die unterzeichnete Verrechnung ein.

Lahr, 30. Juni 1887.

Die Verrechnung des I. deutschen Reichswaisenhanfes.
Albert Guth.

Des Hinkenden Preisrätsel.

Die Dichter sagen, daß das ganze menschliche Leben ein großes Rätsel sei, an dem sich mancher mit Kummer und Sorgen, Bitterkeit und Enttäuschung jahrelang abarbeitet. Es ist dieser Mühe wert, denn der liebe Gott hat es in Gnaden zu einem Preisrätsel gemacht. Zur richtigen Lösung gehört freilich mehr als Verstand, nämlich ein tapferes Herz voll Vertrauen und Liebe.

Aber auch Verstand bleibt auf Erden ein gut Ding, und neben dem Ernste des Lebens ist ein Scherz in Ehren wohl erlaubt. Deshalb will der Hinkende seinen lieben Lesern und Leserinnen einige Rätsel aufgeben, die auch der Mühe wert sein sollen. Er hat nämlich auf die richtige Lösung derselben **Preise im Gesamtwerte von 2000 Mark** gesetzt. Nun versucht euer Glück und euren Scharfsinn einmal!

- I. Woher man kommt, die erste dir erzählt,
Wohin die zweite geht — man stets verhehlt,
Und wünschst du die Wahrheit zu verschweigen,
Wird sich das Ganze dir als Beistand zeigen.
- II. Wer die ersten erblickt, wünscht wohl die zweite herbei,
Ob er auch weiß, wie vergeblich das Ganze stets sei.
- III. Einst trug ich viel, die Last scheint wunderbar,
Jetzt trägt man mich, nimmt mich zur Schule gar,
Ein treues Bild von dem, was ich getragen,
Berg' ich in mir, willst du die Lösung wagen?
- IV. Wo fromm in der zweiten die erste lebt,
Man nie vor dem Schrecken des Ganzen bebt.

V. Scherzaufgabe.

Zum Schuster Busckist kommt ein unbekannter Herr, um sich ein Paar Stiefel zu kaufen. Er wählt ein Paar zum Preise von 15 *M.* 75 *S.* und legt dafür einen Hundertmarkschein auf den Tisch. Busckist hat kein kleines Geld, kauft deshalb zum Nachbar, dem Kaufmann Käselau, und wechselt das Geld, giebt darauf dem Fremden die Stiefel und 84 *M.* 25 *S.* — Nach einer halben Stunde kommt Käselau zu Busckist, der Hundertmarkschein sei falsch. Busckist sieht sich nun auch noch genötigt, dem Käselau dafür 100 *M.* in Münze zu geben. Busckist kann sich an dem verschwundenen Fremden nicht schadlos halten. — Wieviel Schaden hat Busckist bei dem Geschäft gehabt?

Die ausgesetzten **220 Preise in bar, in Büchern und Kunstblättern** bestehen in folgendem:

Geldpreise: 100, 75, 25, 20 und 15 Mark; Preise in Büchern und Kunstblättern: 1 Exemplar *Der Rhein vom Fels zum Meer* von Kaspar Scheuren, in 18 Lieferungen mit je zwei in Chromolithographie ausgeführten Prachtblättern, Ladenpreis 216 *M.* — 18 Exemplare Porträt des Kaisers Wilhelm I. zu Pferde, nach dem Originalgemälde des Professors W. Camphausen in Düsseldorf, Größe 51/60 cm, in Goldbarodrahmen, à 15 *M.* — 22 Exemplare Porträt des deutschen Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu Pferde, nach dem Gemälde des Professors W. Camphausen (Gegenstück zum Porträt des Kaisers), à 15 *M.* — 12 Exemplare *Die Familie des deutschen Kronprinzen* nach dem Gemälde von Professor Ernst Hildebrand, Größe 74/54 cm, in Goldbarodrahmen, à 20 *M.* (Kann auf Wunsch auch gegen das Bild: *Die Familie des Großherzogs von Baden* nach dem Gemälde von Professor Karl Hoff, in gleichem Werte, umgetauscht werden.) — 1 Exemplar *Blumensprache*, 25 Chromolithographische Illustrationen mit Sinnprüchen, von Alwine Schrödter, 25 *M.* — 5 Exemplare Porträt des Reichszanlers Fürsten Bismarck in künstlerisch

ausgeführtem Farbendruck nach dem Originalgemälde von Anton von Werner, Größe 47/65 cm, in eleg. Goldbarodrahmen, à 12 *M.* — 16 Exemplare *Geschichte der deutschen Litteratur* von Emil Brenning, reich illustriert, à 12 *M.* — 10 Exemplare *Falstaff und seine Gesellen*, Silhouetten von Paul Konewka, in eleg. Leinwandmappe, à 8 *M.* — 48 Exemplare *Aus dem Kleinleben*, Erzählungen von G. Willinger, à 2 *M.* 50 *S.* — 48 Exemplare *Der Lehrer Hinkende*, Kalendergeschichten von Albert Bäckerlin, 1. und 2. Band eleg. gebunden (24 Exemplare des 1. und 24 Exemplare des 2. Bandes), à 2 *M.* 50 *S.* — 24 Exemplare *Ähren und Blüten*, eine Sammlung von Sprüchen der bedeutendsten Dichter und Denker in Poesie und Prosa, à 3 *M.* — 10 Exemplare *Lauterer Zuspruch und ernste Red'*, Kalendergeschichten von Ludwig Anzengruber, eleg. geb. à 4 *M.*

Wer die Rätsel löst und sich um einen Preis bewerben will, der möge die auf dem Titelblatte des Kalenders befindliche Nummer heraus schneiden und mit der Lösung und seiner genauen Adresse an die Verlagshandlung des Hinkenden Boten in Jahr bis spätestens zum 1. März 1888 einsenden. Falls ein Einsender mehrere Rätsel löst, so ist für jede Lösung ein besonderes Blatt zu verwenden, das außerdem mit der Adresse des Einsenders zu versehen ist. Die Preise werden dann durch das Los unter die Auflöser verteilt, aber nur wer die Lösung mit der Kalendernummer einsendet, kann an der Verlosung teilnehmen. Selbstverständlich kann eine Kalendernummer nicht mehr als einen Preis erhalten. Die Namen der preisbekrönten Einsender werden im 1889er Kalender veröffentlicht.

Das erste deutsche Reichswaisenhaus zu Jahr.

Ghe der Hinkende den Kalender schließt und die Feder weglagt, muß er dem geneigten Leser noch über sein liebstes Kind — das Reichswaisenhaus — Bericht erstatten, wie es sich im verfloffenen Jahre gehalten wie es gewachsen und gediehen ist, und da kann e zu seiner Freude nur Gutes berichten: Gewachsen und gediehen ist es und die Kinderkrankheiten alles Schönen und Edlen, die Anfeindungen und Gehässigkeiten der Reider und Gegner hat es glücklich überstanden. Die Zahl der Zöglinge ist auf 74 angewachsen, nicht wahr, eine recht ansehnliche Familie! Betrachte dir, lieber Leser, die stattliche Kinderschar, die dir der Hinkende im nebenstehenden Bilde zeigt: Es sind viele, viele darunter, welche ohne die Wohlthätigkeit und die rastlose Arbeit unserer wackern Festschulen und Mitarbeiter körperlich und geistig zu Grunde gegangen wären und welche, den elendesten, traurigsten Lebensverhältnissen entrissen, in unserm Hause eine Heimat gefunden haben, die ihnen Vater- und Mutterliebe ersetzt.

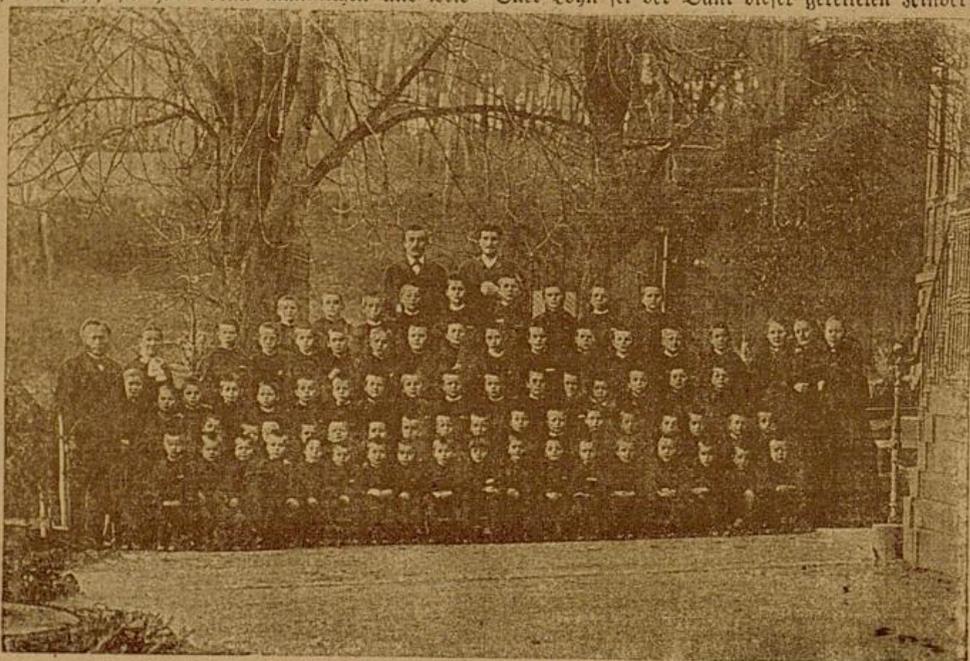
Wenn man die kleinen Burschen so einträchtig beisammen sitzen sieht, so sollte man nicht glauben, daß der Wind sie aus allen Ecken und Enden des deutschen Vaterlandes zusammengetragen hat: aus Ost- und Westpreußen, Pommern, Brandenburg, Schlesien, Hannover, Westfalen, Rheinland, Oldenburg, Hamburg, Thüringen, Anhalt, Hessen, Sachsen, Baiern, Württemberg, Baden und den Reichsländern; alle Stämme und Dialekte sind vertreten. Dem Alter nach sind es 1 sechs-, 3 sieben-, 7 acht-, 9 neun-, 21 zehn-, 15 elf-, 11 zwölf- und 7 dreizehnjährige Zöglinge.

Eine Freude ist es, den Knaben zuzusehen, wie sie in Haus, Garten und Feld hantieren und wie anständig und eifrig sie dabei sind. Daß sie auch zu den wohl-erzogensten Schülern der Lehrer Stadtschule gehören,

wird nicht nur durch die Zeugnisse der Lehrer bekundet, sondern es hat dies auch eine Stimme bestätigt, welche der Sinkende hier um so lieber anführt, weil sie von einem Manne kommt, der sowohl dem Sinkenden als auch seinem Waisenhanse nichts weniger als freundlich gegenüber steht. Der katholische Dekan und ultramontane Landtagsabgeordnete Förderer in Lahr hat auf Grund seiner Wahrnehmungen der Wahrheit die Ehre gegeben, indem er einem Mitarbeiter an unserm Liebeswerke auf Befragen erklärte: nachdem er die Kinder das ganze Jahr hindurch im Religionsunterricht, im Gottesdienst und auf der Strafe scharf beobachtet habe, könne er ihnen das Zeugnis ausstellen, daß sie sittsam, anständig, fleißig und aufmerksam seien und den Kindern vieler Familien als Vorbild dienen könnten. Auch der Verwaltung des Hauses könne er das Lob erteilen, daß sie gerecht vorgehe, sie habe beim männlichen und weib-

für alle Zukunft auf festen Füßen steht, und das ist erst dann der Fall, wenn es sein Dasein nicht mehr von den alljährlich eingehenden Gaben edler Menschenfreunde fristen muß, sondern wenn das Grundkapital so angewachsen ist, daß die Betriebskosten aus den Zinsen bestritten werden können. Die Zinsen betragen aber bis jetzt nur wenig mehr als 8000 M., während sich der jährliche Betriebsaufwand auf etwa 20000 M. beläuft. Dieser bis jetzt noch ungesunde Zustand versetzt den Verwaltungsrat in die bedauerliche Notwendigkeit, fernere Aufnahmsgesuche — selbst in Fällen, wo er von Herzen gerne helfen möchte — abzulehnen, wenn nicht entsprechende Gegenleistung bedungen werden kann.

Darum, liebe Fechter, edle Menschenfreunde, helfet wacker weiter an der Versorgung hilfloser Waisen. Euer Lohn sei der Dank dieser geretteten Kinder!



Die Bewohner des ersten deutschen Reichswaisenhanfes zu Lahr.

lichen Hilfspersonal auch Angehörige der katholischen Konfession angestellt, und Kinder und Personal würden zum regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes angehalten.

Ist das nicht das beste Zeugnis für die Wahrheit der Worte des Festredners bei dem Eröffnungsfeste, als er das Haus als eine Stätte der Duldung, der Versöhnung und des Friedens, als ein Denkmal deutscher Zusammengehörigkeit und Einheit, als ein Heim für arme Waisen aus allen Konfessionen bezeichnete? „Wir wollen“, so sagte er, „den Samen konfessioneller Zwietracht nicht in die jugendlichen Herzen senken. Wir wollen aber auch hier die Konfessionen nicht vermengen, nein, wir wollen sie, soweit die Arbeit dieses Hauses reicht, in Liebe versöhnen.“

Dem Sinkenden bleibt nur noch der eine Wunsch: Gott gebe, daß seine rührigen Freunde, die braven Fechter und Gönner, ihm auch ferner mit ihrem erfolgreichen Sammeleifer zur Seite stehen, denn es sind noch viele, sehr viele „Wenig“ erforderlich, bis das Haus

Rechnungsnachweis.

Der Vermögensnachweis im 1887er Kalender schloß am 30. Juni 1886 mit der Summe von	M 508352.02
Seitdem ging ein: B. d. Generalschule, d. Sinkenden, an Zinsen, Verpflegungsbeiträgen zc.	M 31363.02
Der Betrieb und die Bewaltung kostete vom 1. Juli 1886/87	16819.33
Mitbin Vermehrung	14543.69
	Summa: M 322895.71
Angelagt: In Wertpapieren b. d. Reichshauptbank (M 204945.48), und in bar bei der Sparkasse (M 9471.50)	214416.98
Ausgaben auf Liegenschaften und Baukonto	91329.14
Ausgaben auf Mobilienkonto	15488.58
Barbestand	1661.01
	Summa: M 322895.71

Das Brutto-Sammelergebnis beträgt 362683 M. Die Reichsschule Waageburg hat befanntlich mit dem abgelieferten Betrage von 200000 M ihre Thätigkeit für das **Lahrer Reichswaisenhaus** abgeschlossen, **wer also für dieses wirken will**, der schließt sich der **Lahrer Generalschule** an oder sende seine Beiträge unmittelbar an die unterzeichnete Verrechnung ein.

Lahr, 30. Juni 1887.

Die Verrechnung des I. deutschen Reichswaisenhanfes.
Albert Guth.

Schauenburgs malerischer Volksatlas

ist die volkstümlichste Darstellung unseres deutschen Vaterlandes, das beste, interessanteste und billigste Mittel zur Erlernung der Heimatkunde.

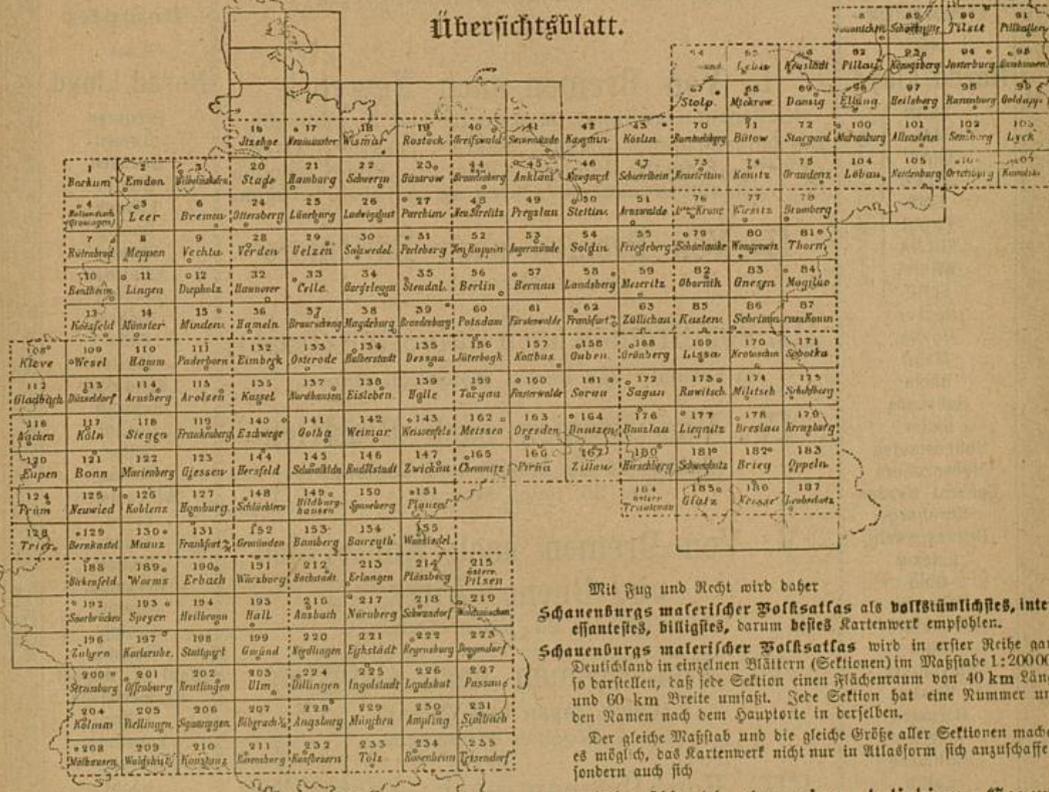
Schauenburgs malerischer Volksatlas stellt im Gegensatz zu allen andern Kartenwerken das Land so dar, wie es in der Natur dem Auge erscheint. Nirgends, weder bei den Bodenbedeckungen, noch bei den Bodenbezeichnungen, noch aus bei der Darstellung der Umrissen der Erdoberfläche sind bestimmte Linien, Gaten und andere Zeichen gebraucht, die nur andeuten, was sich hier oder dort befindet, deren Bedeutung aber erst mühsam erlernt sein muß, die selbst dann noch es jedem überlassen, je nach seiner Geübtheit, sich ein falsches oder richtiges Bild einer Gegend zusammenzusetzen. Nein, Dörfer und Städte sind durch Häuser, Wälder durch Bäume, Berge durch richtige Bergansichten dargestellt. Darum ist

Schauenburgs malerischer Volksatlas jedem ohne Vorkenntnisse, ohne Übung im Kartenlesen verständlich, darum ist es ein volkstümlicher Atlas.

Wer sich aber eines genaueren über geographische und statistische Verhältnisse beissen unterrichten will, was die Karten darbieten, der findet auf der Rückseite jedes Blattes die erforderlichen Daten übersichtlich zusammengestellt.

Jede einzelne Karte ist höchst sauber und klar in zwei Farben (schwarz und rot) ausgeführt und kostet im Einzelverkauf nur 20 Pfennig. Dieser beispiellos niedrige Preis giebt jedermann, auch dem Unbemittelten, die Möglichkeit, sich, sei es zur Unterhaltung, sei es zu seiner Belehrung, selbst eine größere Zahl von Karten anzuschaffen.

Übersichtsblatt.



Mit Zug und Recht wird daher Schauenburgs malerischer Volksatlas als volkstümlichstes, interessantestes, billigstes, darum dieses Kartenwerk empfohlen.

Schauenburgs malerischer Volksatlas wird in erster Reihe ganz Deutschland in einzelnen Blättern (Sektionen) im Maßstabe 1:200000 so darstellen, daß jede Sektion einen Flächentaum von 40 km Länge und 60 km Breite umfaßt. Jede Sektion hat eine Nummer und den Namen nach dem Hauptorte in derselben.

Der gleiche Maßstab und die gleiche Größe aller Sektionen machen es möglich, das Kartenwerk nicht nur in Atlasform sich anzuschaffen, sondern auch sich

malerische Wandkarten einer beliebigen Gegend

zusammenzustellen. Das oben stehende Übersichtsblatt veranschaulicht zugleich, wie beispielsweise Deutschland in 12 Wandkarten von verschiedener Größe eingeteilt werden könnte. An diese Einteilung ist aber niemand gebunden; im Gegenteil wird jedermann sich nach seinem Schmaack Wandkarten seines Kreises, seiner Provinz einfach zusammenstellen können.

Diese malerischen Wandkarten haben alle eben erwähnten Vorzüge des Volksatlas, auch den der beispiellosen Billigkeit, bilden dabei noch einen vorzüglichen Zimmerschmuck für saubere Wände in Schulen, Geschäftsräumen, Wirtschaften u. s. w.

Da die einzelnen Sektionen (jährlich 4) auch als Gratisbeilage zum Kalender des Zahres hinführende Daten erscheinen sollen, so werden zunächst die Sektionen von den Gegenden gedruckt, in denen der Zahres hinführende Bote am meisten gelesen wird.

Schauenburgs malerischer Volksatlas stellt das deutsche Vaterland in einem Maßstabe dar (nämlich in 1:200000) der natürlichsten Größe, der es möglich macht, alle die Einzelheiten zu vermerken, die dem Menschen die Heimat lieb machen, die ihn jede Gegend auf den ersten Blick wieder erkennen lassen, die er einmal durchwandert hat, die ihm zuverlässige Führer in der Fremde sein werden. Einzelne Gebirge, Kirchen, Wälder und Wasserläufe, Wegweiser, Heiligenbilder — alles das findet man auf den einzelnen Karten wieder. Zu alledem aber enthält jedes einzelne Kartenblatt noch eine große Zahl von bildlichen Darstellungen der Eigentümlichkeiten (Trachten, Wappen u. s. w.) und Sehenswürdigkeiten (landschaftliche Bilde, Gebäude u. s. w.) jeder Gegend. Darum wird

Schauenburgs malerischer Volksatlas zu einem ebenso interessanten wie lehrreichen Beschäftigungsmittel für jung und alt. Er ist dem Kinde so gut ein Bilderbuch wie dem Erwachsenen ein zuverlässiger Ratgeber und eine Unterhaltung in seinen Mußestunden.

NORDDEUTSCHER LLOYD.

Transoceanische Dampfschiffahrten

von BREMEN nach

Amerika, Asien und Australien

mit Post- und Schnelldampfern.

Dampfer

des

Nordd. Lloyd.

LAHN
SAAL
TRAV
ALLER
EMS
EIDER
FULDA
WERRA
ELBE
Neckar
Donau
Main
Rhein
Habsburg
Salier
Hohenstaufen
Hohenzollern
General Werder
Nürnberg
Braunschweig
Leipzig
Ohio
Hannover
Frankfurt
Köln
Strassburg
Weser
Hermann
America
Baltimore
Berlin
Graf Bismarck
Kronprinz Fr. Wilh.

Schnelldampfer.

I. Von Bremen nach Newyork

wöchentlich zweimal, Mittwochs und Sonnabends.

Die Schnelldampfer „Lahn“, „Saale“, „Trave“, „Aller“, „Ems“, „Eider“, „Fulda“, „Werra“, „Elbe“, machen die Reise von Bremen nach Newyork in 8 resp. 9 Tagen.

II. Von Bremen nach Balitmore

jeden Mittwoch.

III. Von Bremen nach Galveston (Texas)

im Frühjahr und Herbst monatlich einmal.

IV. Von Bremen nach Brasilien

(Bahia, Rio de Janeiro und Santos)

am 25. jedes Monats.

V. Von Bremen nach Montevideo

und Buenos-Aires

am 10. und 24. jedes Monats.

VI. Von Bremen nach Ostasien

(China, Japan und Korea)

alle 4 Wochen Mittwochs.

VII. Von Bremen nach Australien

und den Samoa- und Tonga-Inseln

alle 4 Wochen Mittwochs.

Dampfer

des

Nordd. Lloyd.

Preussen
Bayern
Sachsen
Stettin
Lübeck
Danzig
Strauss
Albatross
Sperber
Reiher
Falke
Möwe
Schwalbe
Schwan
Condor
Adler
Vulkan
Willkommen
Lloyd
Fulda
Comet
Herkules
Simson
Cyclop
Roland
Paul Fr. August
Bremerhaven
Triton
Vorwärts
Forelle
Hecht
Libelle
Retter

Wegen Prospective und genauerer Auskunft wende man sich an

Die Direction des Norddeutschen Lloyd

BREMEN.

Wer **Haus, Flach** und **Abweg** im Lohne verarbeiten lassen will, der sende seinen Rohstoff, roh, gerieben oder gehechelt, an die

Leinenspinn und Weberei Station Stühlingen, Baden.

Bei schonender Ausnützung der Rohstoffe wird daselbst Garn, Hausfaden und Leinwand, roh und gebleicht, in anerkannt solider Arbeit billigst angefertigt.

Muster und Tarife stehen franko zu Diensten.

Agenten werden, wo noch nötig, gesucht.

Verlag von Moritz Schauenburg in Jahr.

Viktor Suppantšitsch.

Großes illustriertes Briefmarkenalbum. 40 Format. 300 Seiten. In zwei Ausgaben: 1. mit Markenabbildungen in den Feldern, 2. mit Markenabbildungen im Anhang. Jede Ausgabe in 3 Einbänden zu 4 M., 5 M. und 6 M.

Illustriertes Briefmarkenalbum. 40 Format. 64 Seiten. Mit Markenabbildungen in den Feldern. In 3 Einbänden zu 1 M. 50 S., 2 M. 25 S. und 3 M.

Kleines illustriertes Briefmarkenalbum. 80 Format. 64 Seiten. Mit farbigen Markenabbildungen in den Feldern. In 4 Einbänden zu 50 S., 60 S., 80 S. und 1 M.

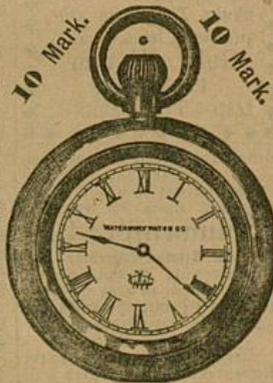
Patentiertes Permanent-Weltbriefmarkenalbum. Das Werk wird in circa 18 Lieferungen erscheinen und zwar: 1. billige Ausgabe auf feinem holzfreiem Halbkarton. Preis jeder Lieferung 2 M. 2. feine Ausgabe auf echt japanesischem Papier. Preis jeder Lieferung 4 M. Der Preis einer eigens hierzu angefertigten patentierten Einbanddecke beträgt 3 M. 35 S.

Die Waterbury-Remontoir-Taschenuhr.

Fabrikat der Waterbury Watch Co., WATERBURY, Nordamerika.
Aktien-Kapital ca. 3000000 Mark.

2 Jahre Garantie.

Genau gehend, zuverlässig, dauerhaft. Gehäuse aus vernickeltem Neusilber. Ohne Schlüssel aufzuziehen. Sehr passend zu Geschenken. Billigste Reparaturen, 30 bis 40 Pfennig bis 1 Mark, während solche an den sogenannten billigen Schweizer Uhren meistens 3, 4 oder 5 Mark und mehr kosten. 25000 Stück wurden allein in Deutschland in



2 Jahre Garantie.

ganz kurzer Zeit verkauft. Anerkennungs-schreiben liegen vor von Leuten aller Stände, Arbeitern, Postbeamten, Kaufleuten, Offizieren, Behörden etc.

Zu beziehen in schönem mit Seide gefüttertem Karton, franko gegen vorherige Einsendung von 10 Mk. oder gegen Postnachnahme durch **August Ehrhardt** Köln a. Rhein.

Verlag von Moritz Schauenburg in Jahr.

In jeder Hütte eine Bibliothek.

Volksbibliothek

Jedes Bändchen hat einen auf den Inhalt bezüglichen Farbendruckumschlag, ist mit Draht geheftet, mit Leinwandrücken versehen und ist einzeln zu haben. Bis jetzt sind 600 Nummern erschienen; im Drucke oder in Vorbereitung befinden sich weitere 100 Nummern.

So lange Bücher gedruckt werden, sind keine so billigen Bücher erschienen.
des Lehrer Hinkenden Poten.
Preis jeder Nummer 5 Pf.

Verlag von Moritz Schauenburg in Jahr.

Portrait des Reichskanzlers Fürsten Bismarck

in künstlerisch ausgeführtem Eisars-ten-druck nach dem Originalgemälde Anton v. Werners. Größe 47,65 cm. Preis 3 M., in Goldbarerdrücken 12 M.

Verlag von Moritz Schauenburg in Jahr.

Der Lehrer Hinkende.

Kalendergeschichten von Albert Bürklin.
I. und II. Band. Preis gebest. à 2 M. eleg. gebunden à 2 M. 50 S.
„Berlin von Kalendergeschichten, von Kermesfunden, frischem, echt volkstümlichem Geiste durchweht, in ureigenartiger Sprache geschrieben, die einen wunderbar anheimelt und tief zum Herzen geht und das Lesen zu einem wahren Genuss macht.“
(Straßburger Botz.)

Melbourne 1. Preis. Zürich 1881.
Nizza 1884 — Goldene Medaille.

Spielwerke

4—200 Stücke spielend; mit oder ohne Expression, Mandoline, Trommel, Glocken, Castagnetten, Himmelsstimmen, Harfenspiel etc.

Spieldosen

2—16 Stücke spielend; ferner Necessaires, Cigarrenständer, Schweizerhäuschen, Photographiealbum, Schreibzeuge, Handschuhkasten, Briefbeschwerer, Blumenvasen, Cigarrenetuis, Tabaksdosen, Arbeitstische, Flaschen, Biergläser, Stühle etc., alles mit Musik. Stets das Neueste und Vorzüglichste, besonders geeignet zu Weihnachtsgeschenken, empfiehlt

J. H. Heller,
Bern (Schweiz).

Nur direkter Bezug garantiert Echtheit; illustrierte Preislisten sende franko.

Infolge bedeut. Reduktion der Rohmaterialienpreise bewillige ich auf die bisherigen Ansätze meiner Preislisten 20% Rabatt, u. zwar selbst bei den kleinsten Aufträgen.

Homöopathische Central-Apotheke
von
Bahn & Feeger in Stuttgart

Hirschstraße 34.

Homöopathisches Medicinal- und Versand-Geschäft,
Buchhandlung für homöopathische Litteratur,
Verlag der deutschen populären Monatschrift
für Homöopathie.

Unsere Homöopathische Central-Apotheke empfiehlt sich zur Vorsehung sämtlicher Haus-, Reise- und Tierapotheken sowie der einzelnen Heilmittel, welche in den homöopathischen Lehr- und Hausarzneibüchern aufgeführt sind; besonders auch der Schüsler'schen und Pfeifferschen Heilmittel. Die Liebhaber machen wir auf das in unserem Verlag erschienene **Handbuch der Tierheilkunde von Gooday und Surmon** aufmerksam. Die Zubereitung sämtlicher homöopathischen Heilmittel geschieht von uns mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit. Unsere vollständige, 112 Druckseiten umfassende **Preisliste** liegt jedem, der sich für die homöopathische Heilmethode interessiert oder entschieden hat, als sicherer Ratgeber gratis und franko zur Verfügung und sind wir in zweifelhaften Fällen stets bereit, jede wünschenswerte nähere Auskunft zu erteilen.

Verlag von Moritz Schauenburg in Jähr.

Familien-Bilderbibel

oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments

nach der deutschen Übersetzung Dr. Martin Luthers.
Preis in Chagrinleder mit Goldprägung geb. 37 M.
in Feinwandbeinband mit Lederrücken 34 M.

Die Hauptvorzüge dieser Bibel bestehen in Anwendung der neuen Orthographie und in Wiedergabe des Textes der im Auftrage der Offenader deutschen evangelischen Kirchenkonferenz revidierten Bibel.

Auch in Lieferungen zu beziehen.

Preis jeder Lieferung 30 Pf.

Deutsche Lebensversicherungs-Gesellschaft a. G.

Errichtet 1869. **POTSDAM** Errichtet 1869.

Aktiv-Vermögen: 9 Millionen Mark. Versicherungs-Bestand: 62 1/2 Millionen Mark. Angesamm. Reserve: 8 Millionen Mark.

Kapital-Versicherungen

für den Todesfall sowie für eine bestimmte Lebensdauer.
Sterbekassen-, Militärdienst- und Aussteuer-Versicherungen;

Leibrenten- und Alters-Versicherungen unter coulantesten Bedingungen. „Unanfechtbare Policen“; Kautions-Darlehen an versicherte Staats-, Kommunal- und Privat-Beamte.

Kostenfreie Anskunft erteilen sämtliche Vertreter der Gesellschaft sowie

Die Direktion in Potsdam.

Verlag von Moritz Schauenburg in Jähr.

Die neue nützlichste Bienenzucht oder der Dzierzonstock,

dessen Zweckmäßigkeit zur Honigerzeugung und zur Vermehrung der Bienen, nebst allem Notwendigen auch für die Bienenzüchter, welche Stöcke mit unbeweglichem Baue besitzen,

von
L. Huber.

Neunte, wiederholt vermehrte und verbesserte Auflage.
Preis 1 M 80 S.

Ein Buch, das beinahe alljährlich neu aufgelegt wird, bedarf keines Empfehlung mehr. Dasselbe ist eine Perle auf dem Gebiete der Bienenlitteratur.
(Zeitschrift für die landwirtschaftlichen Vereine des Großherzogtums Hessen 1886.)

Gewerbetreibende

Können nur noch bei Maschinenarbeit mit Motorenbetrieb verdienen. Mein bewährter Patent-Motor macht sich schon im ersten Jahr bezahlt.
G. A. Guschbaum, Motorenfabrik, Darmstadt.

Verlag von Moritz Schauenburg in Jähr.

Geschichte der deutschen Litteratur

von **Emil Brenning.**

Preis geb. 10 M., eleg. geb. 12 M.

Ihre Königl. Hoheit die Frau Großherzogin von Baden hat die Widmung dieses Werkes entgegenzunehmen gerüht.

„Ein sehr gewissenhaftes Eingehen in den Geist der verschiedenen Zeiten und Dichter, eine strenge Gerechtigkeitsliebe zeichnen die Arbeit aus; sie ist, von einseitiger Parteinahme durchaus entfernt, stets bemüht, die litterarischen Erscheinungen begreifen zu lehren, statt unverständenes Lob oder vorseitigen Tadel über dieselben zu predigen. Die Darstellung geht in fünfzehn Kapiteln von den ersten Anfängen deutscher Poesie bis auf die unmittelbare Gegenwart herab, und es zeigt sich in allen Teilen des Buches derselbe hingebende Fleiß, welchen der Verfasser auf sein Werk gewendet hat.“
(Angeb. Allgem. Zig.)

Hochst. Rosen in über 300 der feinsten Sorten 10 St. 9 M. 100 St. 75 M.; niedrige und Schlingrosen 10 St. 4 M. 100 St. 35 M.; Bernola, die befeuchtete und reichblühende aller Monatsrosen 10 St. 3 M. 100 St. 25 M.; Vorberbaum in Topf, das Paar 3-6 M. bis zu den stärksten Ribelsblumen v. 24-300 M.; Hochstämmige Myrten à 1,50-6 M.; Clematis in Rosen à 1,50-2 M. sowie viele andere schöne Schlingpflanzen; kräftige Osphoräen in allen Formen; hochstämm. veredelte Stachel- und Johannisbeeren, sehr reichtragend, reizende Rabattenzierde à 1,75 M.; sowie Doppelbereidungen, Stachel- und Johannisbeeren auf einem Stamme à 2,50-3 M.; Koniferen in winterharten Sorten und Kirschlorbeer; Gruppen- und Zespilbeckpflanzen, Stauden, holl. Blumenwiebeln, Gemüße- u. Blumenamen; feinste Grasamenmischung 50 Kilo 50 M. Katalog auf Wunsch frei und umsonst.
P. B. Riemeyer, Vöppard a. Rh.

Verlag von Moritz Schauenburg in Jähr.

Porträt

des
Kaisers Wilhelm I. zu Pferde,
Feldmarschall Graf Bismarck im Hintergrunde, in künstlerisch ausgeführtem Ofarbendruck nach dem im Besitze der Verlagsbuchhandlung Desfroiden Originalgemälde des Prof. W. Camphausen in Düsseldorf. Größe 51/60 cm. Preis 10 M. in Goldbrockrahmen 15 M.

Porträt

des deutschen Kronprinzen
Friedrich Wilhelm zu Pferde,
General-Adjutant im Hintergrunde, in künstlerisch ausgeführtem Ofarbendruck nach dem Originalgemälde des Professors W. Camphausen. Gegenstück 1. Porträt Kaiser Wilhelms I. Größe 51/60 cm. Preis 10 M. in Goldbrockrahmen 15 M.

Solide Buchst. n. Kammgarn- u. Zuchstoffe versendet sehr preiswürdig, das Meter schon von 3 M 90 S ab. **Kaufte frei.**
Bruno Frenzel, Cottbus.

Verlag von Moritz Schauenburg in Jähr.

Salstaff und seine Gesellen.

Filhouetten v. Paul Bonewka.
Preis in eleganter Feinwandmappe 8 M.

Das „Deutsche Montagsblatt“ schreibt: „Es war dies die letzte größere Arbeit des gesonnenen Künstlers, dessen graziöse Filhouetten von keinem seiner vielen Nachahmer in ihrer zierlichen Charakteristik auch nur im entferntesten erreicht zu werden vermochten.“

3 u wohlthät. Zwecken gesamt. **geb. Briefm. faust i. jed. Quant.**
G. Schmeyer, Rürnberg.

Verlag von Moritz Schauenburg in Jähr.

Aus dem Kleinleben.

Erzählungen von H. Dillinger. Preis geb. 2 M. eleg. geb. 2 M. 50 S.
Die Nordd. Allg. Zig. schreibt: „Das Buch enthält eine Fülle kleiner, niedlicher Volksgeschichten, welche von scharfer Beobachtungsgabe u. großem Erzählungstalent der Verfasserin zeugt.“

Treibriemen

Näh-, Bind-, Schlag- und Kordel-Riemen, Riemen u. Nähriemenhäute, Zeughäute empfehlen i. best. Qualität.
Gebr. Klemm Pfullingen
Leder- u. Treibriemenfabrik.

Verlag von Moritz Schauenburg in Jähr.

Blumensprache

von **Alwine Schröder.**
25 chromolith. Illustrationen mit Sinnprüchen in groß Quart.
Preis in elegant. Feinw.-Mappe 21 M. in eleg. Einband mit Goldschnitt 24 M.
„Reizende und originelle Kompositionen der als Blumenmalerin hochgeschätzten Künstlerin; die technische Ausführung in Fardendruck läßt nichts zu wünschen übrig und gehört zu dem Besten, was in diesem Genre bis jetzt erschienen.“
(Neues Lageblatt, Stuttgart.)

Solide Buchst. n. Kammgarn- u. Zuchstoffe versendet jedes Maß z. Fabrikpr. **Kaufte postfrei.**
Egmont Hammer
in Forst i. Lausitz.

Freundenbergsches Konservatorium für Musik zu Wiesbaden (Rheinstraße 50).

Vollständige Ausbildung für ausübende Künstler sowie Musiklehrer und Lehrerinnen. Unterrichtsfächer: Klavier, Violine, Violoncello, Kontrabaß, Flöte, Oboe, Klarinette, Fagott, Horn, Trompete, Posaune, Musiktheorie, Komposition, Solo- und Chorgesang, Orgel, Quartett und Ensemblespiel, Musikgeschichte, Pädagogik, Ästhetik, Musikalisches Diktat, Partiturspiel, Direktionsübung u. Lehrkräfte: die Herren Spangenberg, Kapellmeister Kuser, Rosenkranz, Direktor Taubmann, Kgl. Konzertmeister Müller, W. Sadony, Kammerwirtuos Bräuner, die Kgl. Kammermusiker Hof, Krahn, Wollgandt, Scharr, Kgl. Musikdirektor Schläpfer u. Honorar für: Sologesang 100 M., Kontrabaß oder ein Blasinstrument 50 M., Klavier, Violine, Violoncello, Musiktheorie 75 M. vierteljährlich. Eintritt zum 1. Oktober und 1. April. Näheres durch Prospekte sowie durch den Direktor **Otto Taubmann.**

Vernickelungssalze, Nickelanoden, Cyankalium

und alle Chemikalien für galvanische Anstalten, dynamo-elektrische Maschinen, Elemente, Zellen, Schleifs- und Poliermaschinen und Materialien.

Anleitungen gratis. Preislisten franko.

Berlin: Erster Preis.

Münchener: Silberne Medaille.

Dr. G. Langbein, Leipzig, Chem. Fabrik.

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr.

Die Familie des deutschen Kronprinzen.

Nach dem Gemälde von Prof. Ernst Hildebrand. Größe 74/54 cm. In künstlerisch ausgeführtem Ollarbandrud. Preis 10 M., in Goldbarockrahmen 20 M.

Die Familie des Großherzogs von Baden.

Nach dem Gemälde v. Prof. Carl Hoff. Größe 74/54 cm. Preis 10 M., in Goldbarockrahmen 20 M.

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr.

Katechetischer Unterricht in der Obbaukunst von F. J. Lind. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 27 in den Text gedruckten Abbildungen. 169. Preis gebunden 40 J.

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr.

Gedenk- und Geburtstagsbuch.

Preis in eleg. Kalikoeband 2 M. 25 J. Das Buchlein ist ein wahres Schatzkammerlein für Geist und Herz, denn es enthält für jeden Tag im Jahre einen passenden Spruch oder Vers unserer bedeutendsten deutschen Denker und Dichter. Jeder Monat wird durch ein Blatt mit einer sinnigen Bigarette in Gestalt einer sauber ausgeführten, das charakteristische Naturmerkmal der Jahreszeit darstellenden Zeichnung gemalt eingeleitet. Neben jedem Denkspruch befindet sich ein Blatt Papier, um Erinnerungsbaten darauf zu verzeichnen. Das schöne Buchlein eignet sich vortrefflich als Weihnachtsgabe für den Bucherischen.

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr.

Der hl. Antonius von Padua. Von Wlth. Busch. Preis 1 M. 50 J.

Weltberühmt!



Dosen à 5 Pfennig wie Abbildung und größere überall vorräthig.

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr.

Ähren und Blüten.

Eine Sammlung von Sprüchen der bedeutendsten Dichter und Denker in Poesie und Prosa.

Preis eleg. geb. 3 M.

Diese Sammlung ist international und enthält auch aus der klassischen griechischen und römischen Literatur bemerkenswerte Sprüche und Auserwählungen. Das Ganze ist alphabetisch nach den Themen geordnet und daher auch eine praktische Vorlage für Stammbuch-Einzeichnungen. (Würzburger Zeitung.)

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr.

Launiger Zuspruch und ernste Red'.

Kalendergeschichten von Ludwig Kuzenruber. Preis geb. 3 M., eleg. geb. 4 M.

Ausgewählte Volksmärchen der Deutschen

von J. A. Müllers. 2 Teile. Preis kart. à 2 M., eleg. geb. à 2 M. 50 J.

Die schönsten Fagen des klassischen Altertums

von Gustav Schwab. 3 Bände. Preis kart. à 2 M., eleg. geb. à 2 M. 50 J.

Deutsche Volksbücher.

für die Jugend von Gustav Schwab. 2 Bände. Preis kart. à 2 M., eleg. geb. à 2 M. 50 J.

Die Erlebnisse des jungen Robinson Crusoe.

Eine Erzählung für jung und alt. Frei nach Campe. Preis 75 J.

Schule vom Brühl.

Hans Wohlgenut, der Spielmann. Ein Märchen für groß und klein. Preis eleg. kart. 70 J., geb. 1 M.

Prinzesschen Lausend-

schön. Ein buntes Märchen. Preis eleg. kart. 50 J., geb. 75 J.

Die Nixe vom Walchensee.

Ein Märchen aus Oberbayern. Preis eleg. kart. 70 J., geb. 1 M.

Die letzte Weidm.

Ein Märchen für die Jugend. Preis eleg. kart. 70 J., geb. 1 M. Der Dichter hat hiermit erreicht, was seines Amtes ist: die Phantasie angenehm zu bewegen, ohne daß das Herz dabei leer ausbleibt. (Musskat. Jugendpost I. Nr. 11.)

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr.

Die größte Kunst eines Bienenjähters

oder die Zweckmäßigkeit zur Überwinterung der Bienen.

Sodann Angabe von Mitteln zur Hebung der Bienenzucht und kurze Berührung zweier anderer Fragen. Eine Beantwortung der 4 Fragen über die Bienenzucht bei der 22. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte zu Heidelberg vom 16. bis 22. Sept. 1860 im Austrage des Badischen Bienenvereins. Preis 20 J.

Niemannisches

Kinderbuch.

Dargestellt von P. Herzog.

Preis kart. mit Illustr. Umflog 1 M.

Das Kinderbuch enthält in seinem ersten Abschnitte einen schönen Teil unserer Jugendzeit. Mit diesen Sprüchen sind wir in Schlaf gesungen worden, nach ihnen haben wir auf des Vaters Knie geschnitten. Der zweite Abschnitt bietet den lieben Kleinen jodann weitem Stoff zur Unterhaltung und zu weiterer Anregung, sowie Erzählungen, Beschreibungen und Gebichte. Der Hr. Oberschulrat hat dieser Arbeit vor ihrem Erscheinen das lebhafteste Interesse zugewendet und deren Druck als höchst wünschenswert bezeichnet.

Die Karawane.

Sechs Märchen für Söhne und Töchter gebildeter Stände von W. Hauff. Preis kart. 60 J., geb. 80 J.

Rosa von Cannelburg.

Eine Geschichte des Altertums für Eltern und Kinder von Christoph v. Schmid. Preis kart. 75 J., geb. 1 M.

Die Ostereier.

Eine Erzählung zum Osterfest für Kinder von Christoph v. Schmid. Preis kart. 40 J., geb. 60 J.

Der Weihnachtsabend.

Eine Erzählung zum Weihnachtsfest für Kinder von Christoph v. Schmid. Preis kart. 40 J., geb. 60 J.

Heinrich von Eichensfels.

Eine Erzählung für Kinder und Kinderfreunde von Christoph v. Schmid. Preis kart. 40 J., geb. 60 J.

Toni und Madlein.

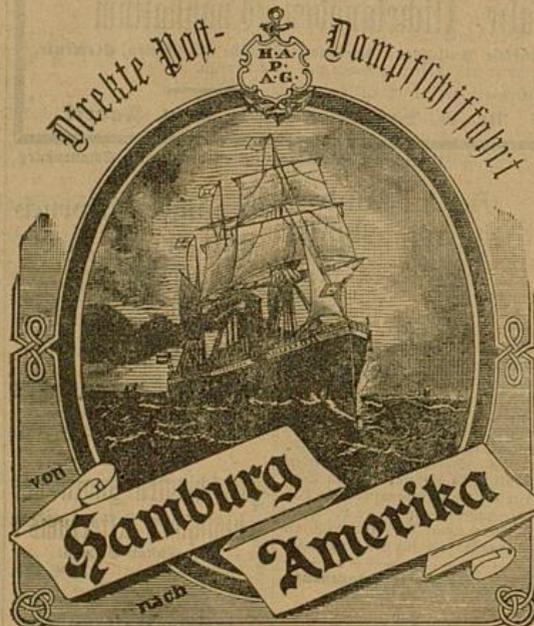
Eine Erzählung von Alb. Büttlin. Preis 1 M.

Die Geheimnisse der Freimaurerei im Lichte der Zeit.

Weihgabe für Freimaurer und solche, die es werden wollen, von Alexander Adam. Dritte Auflage. Preis 50 J.

HAMBURG-AMERIKANISCHE Packetfahrt-Actien-Gesellschaft.

Hammonia.
Frisia.
Westphalia.
Silesia.
Gellert.
Wieland.
Lessing.
Suevia.
Bohemia.
Moravia.
Rugia.
Rhaetia.
Gothia.



Slavonia.
Hungaria.
Albingia.
Rhenania.
Holsatia.
Borussia.
Bavaria.
Teutonia.
Thuringia.
Allemannia.
Saxonia.
Francia.
Cyclop.

vermittelt der obengenannten prachtvollen, bis zu 5000 Tons grossen Post-Dampfschiffe, welche auf das solideste konstruiert und auf das eleganteste eingerichtet sind und den Reisenden allen nur möglichen Komfort bieten. Die Dampfer der Gesellschaft fahren:

zwischen HAMBURG und NEW-YORK

von Hamburg Mittwochs und Sonntags, früh morgens. — Von New-York Donnerstags und Sonnabends. — Die Sonntags von Hamburg abfahrenden Dampfer laufen Havre auf der Ausreise, Plymouth und Cherbourg auf der Rückreise an. — Abfahrt von Havre Dienstags.

(Ausserdem Extradampfer nach Bedarf.)

zwischen STETTIN und NEW-YORK

— auf der Ausreise und Rückreise Kopenhagen anlaufend —
in regelmässigen Fahrten laut Fahrplan der Gesellschaft.

zwischen HAMBURG und WESTINDIEN

auf der Ausreise und Rückreise Havre, ausserdem am 24. jeden Monats auf der Ausreise Grimsby anlaufend, nach St. Thomas, La Guayra, Puerto Cabello, Curaçao, Colon, Sabanilla, Cartagena, Jacmel, Aux Cayes, Port au Prince, Gonaives, Cap Hayti, St. Marc, San Juan de Puerto Rico, Ponce, Aguadilla, Mayaguez, Puerte Plata, Samaná und San Domingo City, mit Anschlüssen von Colon via Panama nach allen Häfen des Stillen Oceans, am 6., 21. und 24. jeden Monats von Hamburg; am 9., 24. und 29. von Havre.

zwischen HAMBURG und MEXIKO

auf der Ausreise und Rückreise Havre anlaufend; nach Vera Cruz, Tampico und Progreso.

Am 2. jeden Monats von Hamburg und am 5. jeden Monats von Havre.

Nähere Nachricht wegen Fracht und Passage erteilen sämtliche in- und ausländische Agenten der Gesellschaft sowie

Die Direktion
in Hamburg, Deichstrasse No. 7.

Messen und Jahrmärkte in Baden, der Pfalz und den angrenzenden Ortschaften 1888.

Koch & **Wald** 22 März, 28 Mai, 12 Juli, 30 Aug., 4 Okt., **Wald** Jan 3, 22 Dez.
Malen (Württ.) **Wald** 2 Feb., 1 Mai, 25 Juli, 24 Sept., 12 Nov., **Schl** 4 Juli, 3 Sept., **Adern** & 3 April, 22 Mai (je 2).
Altsheim & 10 April (auch **Farren**), 10 Sept., 6 Nov. & 3 Feb., 6 März, **Farren** 9 Okt., **Schw** 2 Jan., 6 Feb., 5 März, 9 Apr., 7 Mai, 4 Juni, 2 Juli, 6 Aug., 3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez.
Altensteinstetten & 21 Sept.
Altensteinstetten & 2 Sept. (3).
Altsheim & 16 Sept. (2).
Altsheim (Württemberg) & **Wald** 5 März, 25 Juli, 1 Okt., 16 Mai.
Altsheim (Württemberg) & **Wald** 27 März, 21 Mai, 22 Okt., **Korn** 21 Dez.
Altenberg & 2 Sept.
Altsheim & 21 Mai, 26 Aug. (2), 18 Nov., 5 Juli.
Altensteinstetten & 11 März, 15 Juli, 30 Sept.
Altensteinstetten (Württemberg) & 20 März, 24 Mai, 31 Juli, 11 Sept., **Wald** 27 Nov., 18 Jan., 15 Febr., 2 Mai, 10 Okt.
Altsheim (Württemberg) & 22 Mai, 11 Okt.
Altsheim (Württemberg) & 13 Febr., 17 Sept., 12 Nov. (je 2).
Altsheim & 12 Febr., 24 Juni, 26 Aug., 25 Nov.
Altsheim & **Schw** 12 März, 5 Nov.
Altsheim (Württemberg) & **Wald** 25 Juli, **Schl** 24 Juli.
Altsheim & 20 Jan., 13 Juli, 5 Okt.
Altsheim & 21 Sept.
Altsheim & 8 April (14), 30 Sept. (8), 21 Juni (4), **Schl** **Wald** 23 März, **Schl** 25 Juli, 21 Aug., 17 Sept., 10 Okt.
Altsheim (Württemberg) & 1 Mai, 29 Nov., **Wald** 11 Okt., 15 Nov.
Altsheim (Württemberg) & **Wald** 20 März, 15 Mai, 18 Sept., 18 Dez., **Farren** 6 März, 25 Juli, 9 Apr., 21 Febr., 17 April, 19 Juni, 17 Juli, 21 Aug., 16 Okt., 20 Nov.
Altsheim & m. **Wald** u. **Farren** am erst. u. **Schw** am 3. Tag 13 März, 13 Nov. (je 3).
Altsheim (Württemberg) & 7 Febr., 3 April, 22 Mai, 31 Juli, 25 Sept., 18 Dez., **Wald** 6 Nov., 10, 17, 24 Jan.
Altsheim & 20 März, 2 Juli, 29 Sept., **Schw** 17 Jan., 21 Febr., 20 März, 17 April, 15 Mai, 19 Juni, 16 Juli, 21 Aug., 18 Sept., 16 Okt., 20 Nov., 18 Dez.
Altsheim & **Wald** Montag, w. **Farren**, tagstausch. **Altsheim (Württemberg)** & 2 April, 29 Juni, 21 Sept., **Wald** (Schneid) **Wald** 27 Okt. (14), & 1 März, 24 Mai, 20 Sept., 20 Dez. (je 2).
Altsheim & 2 Sept.
Altsheim (Württemberg) & 8 Mai, 10 Juli, 8 Nov., **Schw** 20 Febr., 19 März, 16 April, 14 Mai, 9 Juni, 6 Aug., 17 Sept., 15 Okt., 9, 23 Jan., 6 Feb., 3 April, 9, 30 April, 28 Mai, 11, 25 Juni, 23 Juli, 20 Aug., 3 Sept., 1, 29 Okt., 12, 26 Nov., 10, 24 Dez.
Altsheim & m. **Wald** & **Wald** (Württemberg) & 2 April, 12 Juni, 30 Nov., **Schl** 28 März, 12 Juni.
Altsheim & 4 März, 14 Okt.
Altsheim & 29 April.
Altsheim & 18 März, 5 Aug., 11 Nov. (je 3).
Altsheim (Württemberg) & 29 Juni, 29 Okt., **Wald** 24 Febr., 24 Aug., **Schl** 28 Juni.
Altsheim (Württemberg) & **Wald** 22 März, 1 Nov., 5 Febr., 2 Febr., 7 Juni.
Altsheim (Württemberg) & **Wald** 15 Febr., 23 Mai, 3 Okt., 14 Nov., **Wald** 23 Febr., 22 März, 14 Juni, 22 Nov., **Farren** 4 Juli.
Altsheim (Württemberg) & **Wald** 27 März, 21 Aug., 11 Sept.
Altsheim (Württemberg) & **Wald** (je tagstausch. **Schl** 1 März, 7 Juni, 6 Dez., **Wald** 2 Febr., 2 Aug., 4 Okt., 5 Jan., 5 Jan., 4 Mai, 5 Juli, 6 Sept., 1 Nov., **Schl** 4 Sept., 6 Nov., 4 Dez.
Altsheim (Baden) & 14 Mai, 29 Okt.
Altsheim (Pfalz) & 10 Juni (2), 21 Sept. (3).
Altsheim (Württemberg) & 15 März, 8 Mai, 9 Juli, 18 Sept., 6 Nov.
Altsheim & 23 Okt.
Altsheim & 21 März, 5 Juli, 24 Okt.
Altsheim & 12 März, 1 Mai, 11 Juni, 8 Okt., 12 Nov., 17 Dez., 5 Febr.
Altsheim (Württemberg) & 21 Mai (2), 9, 20 Febr., 20 März, 22 Mai, 17 Juli, 18 Sept., 20 Okt., **Wald** & 5 März, 3 April, 5 Nov., **Schw** 7 Febr., 3 April, 22 Mai, 3 Juli, 23 Okt., 6 Nov.
Altsheim (Württemberg) & 9 Febr., 3 April, 19 Juli, 25 Okt.

Altsheim & 14 Mai, 21 Dez.
Altsheim & **Schw** 3 Mai, 19 Juli, 8 Nov., **Schw** 9 Febr., 1 März, 5 April, 7 Juni, 9 Aug., 20 Sept. (gal. **Farren**), 11 Okt., 6 Dez.
Altsheim (Württemberg) & (je tagstausch. **Schl** 23 März, 13 Sept., **Schw** 30 Nov.
Altsheim (Württemberg) & (Sylvester) 15 Juli (2), & 24 Febr., 23 April, 15 Okt., 16 Juli.
Altsheim & 26 Aug.
Altsheim & **Schw** 14 März, 4 Mai, 12 Nov., **Schw** 19 Jan., 16 Febr., 29 April, 21 Juni, 19 Juli, 16 Aug., 13 Sept., 18 Okt., 20 Dez., 15 März, 24 Mai, 15 Nov.
Altsheim (Württemberg) & 1 Mai, 1 Sept., (2), & 12 Nov., **Schl** 30 April, 31 Aug.
Altsheim & **Schw** 27 Febr., 7 Mai, 23 Juli, 25 Okt. (gal. **Farren**), 26 Nov. (gal. **Farren**), **Schw** 12 Jan., 8 März, 12 April, 14 Juni, 13 Sept., 13 Dez.
Altsheim & 13 März, 22 Aug., 29 Okt., **Schw** 13 Jan., 3 Febr., 2 März, 6 April, 4 Mai, 1 Juni, 6 Juli, 3 Aug., 7 Sept., 5 Okt., 2 Nov., 7 Dez., 9 Febr., 12.
Altsheim & 13 Mai, 23 Sept., 14 Mai, 24 Sept., **Wald** & 29 Febr., 29 April, 16 Aug., 7 Nov., 9 Jan., 13 Febr., 12 März, 9 Apr., 14 Mai, 11 Juni, 9 Juli, 13 Aug., 10 Sept., 8 Okt., 12 Nov., 10 Dez.
Altsheim & **Schw** 14 März, 29 Mai, 28 Aug., 20 Nov. (je 2), 18 Jan., 15 Febr., 21 März, 18 April, 23 Mai, 20 Juni, 18 Juli, 8 Aug., 19 Sept., 17 Okt., 21 Nov. 1. Dez.
Altsheim (Württemberg) & 28 Febr., 24 April, 31 Juli, 23 Okt., 9 Jan., 6 März, 1 Mai, 5 Juni, 7 Aug., 4 Sept., 6 Nov., 4 Dez.
Altsheim & 1 Mai, 25 Juli, 16 Sept. (3), 11 Nov., **Farren** **Schw** 21 April, 18 Sept., **Schw** 16 Jan., 20 Febr., 20 März, 22 Mai, 18 Juni, 16 Juli, 20 Aug., 15 Okt., 19 Nov., 17 Dez.
Altsheim & m. **Wald** am 2. Tage 20 Febr., 14 Mai (gal. **Wald** 6 Aug., 12 Nov. (je 2), 9 Jan., 12 März, 9 Apr., 11 Juni, 9 Juli, 10 Sept., 8 Okt., 10 Dez.
Altsheim (Württemberg) & 1 Mai, 22 Okt., & 2 Jan., 25 Juni, 2 Mai, 23 Okt.
Altsheim & 10 Juni, 4 Nov.
Altsheim & **Wald** (Hessen) & 22 Mai, 24 Sept.
Altsheim & 13 Jan., 16 Okt.
Altsheim & 22 März, 15 Juni, 16 Okt.
Altsheim & 12 Febr., 13 Mai, 9 Sept.
Altsheim & **Wald** 22 Febr., 9 Mai, 18 Juli, 8 Aug., 12 Nov. (je 2), **Wald** 11 April, 8 Sept., 9 März, 31 Okt.
Altsheim (Württemberg) & **Wald** **Schw** & **Wald** & **Schw** 16 Febr., 3 Mai, 30 April, 28 Febr., 27 Sept., 9 März 13 Nov.
Altsheim (Württemberg) & **Wald** 1 Juli (22), **Christ** 24 Dez., **Grailheim (Württemberg)** & **Wald** 23 Mai (3), & 12 Nov., 21 Dez., 9 Jan., 7 Febr., 6 März, 3 April, 1 Mai, 5 Juni, 3 Juli, 7 Aug., 4 Sept., 2 Okt., 6 Nov., 4 Dez., **Schl** 12 Sept., 24 Okt.
Altsheim (Württemberg) & 14 Febr., 2 April, 21 Mai, 29 Juni, 21 Sept., 12 Nov., 15 Febr., 27 März, 24 April, 18 März, 6 Mai, 19 Aug. (2), 11 Nov. (2), 9 Jan., 7 Febr., 6 März, 3 April, 1 Mai, 5 Juni, 4 Sept., 2 Okt., 6 Nov., 4 Dez.
Altsheim & 3 Juli, 15 Okt.
Altsheim & (Hessen) **Wald** 24 April, 25 Sept. (je 8), **Wald** 23 April, 1 Okt. (je 3), 10, 24 Jan., 7, 21 Febr., 6, 20 März, 10, 24 April, 8, 22 Mai, 5, 19 Juni, 3, 24 Juli, 7, 21 Aug., 4, 13 Sept., 2, 16, 30 Okt., 13, 27 Nov., 11 Dez.
Altsheim & 21 Mai.
Altsheim & 25 Nov. (3).
Altsheim & 1 Mai, 10 Aug., 30 Okt.
Altsheim (Württemberg) & 2 Febr., 2 Apr., 4 Sept., 15 Nov.
Altsheim & **Wald** (Württemberg) & 22 Okt.
Altsheim & (Hessen) & 29 Juni, 30 Okt., 23 Dez.
Altsheim (Württemberg) & 23 Jan., 20 Febr., 19 März, 10 Di., 29 Juni (2), 9 April, 25 Juni, 7 Aug., 24 Sept.
Altsheim & 9 Sept.
Altsheim & 3 April, 25 Juni, 10 Aug.
Altsheim (Württemberg) & **Wald** 8 März, & 12 Juli, 9 Febr.
Altsheim & 25 Juni, 1 Okt., 12 Nov., **Schw** 25 Jan., 29 Febr., 28 März, 30 Mai, 25 Juli, 29 Aug., 31 Okt., 27 Dez., 17 März, 5 Sept. (gal. **Farren**).
Altsheim (Württemberg) & 9 Febr., 3 April, 14 Juni, 19 Juli, 11 Okt.
Altsheim (Württemberg) & 2 April, 24 Aug., 6 Nov., 21 Sept.
Altsheim (Württemberg) & 2 Febr., 19 Mai, 21 Sept., 21 Okt., 11 Febr., 12 März, 14 Mai, 2 Juli, 17 Sept., 5 Nov.

Altsheim & 21 Mai, 26 Aug. (je 2), 30 Sept. (3), 7 Okt.
Altsheim & 6 März, 14 Aug., 30 Okt., 12 Dez., **Wald** 23 Jan., 27 Febr., 26 März (gal. **Farren** mit **Preiswert**), 23 April, 28 Mai, 25 Juni, 23 Juli, 27 Aug., 24 Sept., 22 Okt., 26 Nov., 24 Dez.
Altsheim, i. **Wald**.
Altsheim & **Wald**, jed. **Farren** tag.
Altsheim & **Wald** & 1 März, 3 Mai, 8 Nov., 2 Febr., 29 März, 31 Mai, 28 Juni, 2, 30 Aug., 27 Sept., 29 Nov.
Altsheim & 19 März, 14 Mai, 30 Aug., 29 Nov., (gal. **Farren**), 18 Febr., 2 (im Febr. u. März).
Altsheim (Württemberg) & **Wald** 26 Jan., 14 Juni, 27 Sept., **Wald** 5 Jan., 19 April, 6 Dez.
Altsheim (Württemberg) & 13 März, 29 Mai, 24 Juli, 11 Okt., 2 Dez., 9 Feb., 19 April, 6 Sept.
Altsheim & 11 März, 12 Aug. (je 3).
Altsheim & 16 Sept. (3).
Altsheim a. d. **Wald** & 17 Jan., 3 Apr., 22 Mai, 18 Sept., 6 Nov., 4 Dez., **Schl** 28 Juni, **Schl** 1 Aug., 14 Sept., 22 Okt., 9 Jan., 7 Febr., 6 März, 3 April, 1 Mai, 5 Juni, 3 Juli, 7 Aug., 4 Sept., 2 Okt., 6 Nov., 4, 31 Dez.
Altsheim i. **Wald** & 19 Jan., 21 Mai, 11 Okt.
Altsheim & 10 Aug.
Altsheim & **Wald** 8 Mai, 18 Sept.
Altsheim & 21 Mai, 22 Okt., 27 Nov. (vgl. **Wald** & **Wald**) (je 2).
Altsheim & **Schw** 9 Febr., 24 Mai, 23 Okt., 29 Nov.
Altsheim & 16 Febr., 5 Nov.
Altsheim (Württemberg) & **Wald** (alte Markt) 9 Jan. (3), & 20 Febr., 12 März, 23 Mai, 11 Juni, 13 Aug., 3 Okt., 23 Juni (4), **Schl** 14 Aug., 4 Okt., 23 April, 16 Juli, 10 Sept., 19 Nov., 10 Dez., 13 März.
Altsheim & **Wald** & **Wald** 28 Febr., 15 Mai, 30 Okt., 11 Dez., **Wald** 1 Febr., 1 März, 5 April, 3 Mai, 7 Juni, 5 Juli, 2 Aug., 5 Sept., 4, 31 Okt., 6 Dez.
Altsheim (Württemberg) & 15 März, 12 Juli, 27 Sept., 6 Dez.
Altsheim & mit **Schw** & am 1. Tag, 29 Febr., 28 Aug., 20 Nov. (je 2), **Wald** & **Wald** jed. **Wald**.
Altsheim & **Schw** 10 März, 3 Mai, 3 Sept., 8 Okt., 12 Nov., **Schw** 16, 23 Febr., 26 März, 12 Juni, 6 Aug., 27 Dez., **Farren** 22 Sept., **Wald** 21 Sept.
Altsheim a. d. **Wald** (Württemberg) & 27 März, 31 Juli, 21 Dez.
Altsheim & 24 Juni.
Altsheim & 23 April, 9 Nov.
Altsheim & 12 März, 9 Mai, 24 Aug., 22 Okt., 19 Jan., 16 Febr., 15 März, 19 Apr., 24 Mai, 21 Juni, 19 Juli, 16 Aug., 13 Sept., 18 Okt., 15 Nov., 20 Dez.
Altsheim & 2 Jan., 25 Juni, 22 Juli (2) (**Wald**) 29 Juli, **Wald** 20 Aug.
Altsheim & 16 Sept.
Altsheim & 13 Febr., 1 Sept., 26 Nov.
Altsheim (Württemberg) & 2 April, 25 Juli, 25 Sept., **Wald** 20 März, 25 Febr., **Wald** 28 Nov. (3), **Wald** 6 Sept.
Altsheim & **Wald** & 15 Mai, 29 Aug., 14 Nov., **Wald** 18 Jan., 21 März, 18 April, 20 Juni, 11 Juli, 19 Sept., 17 Okt., 19 Dez.
Altsheim & **Wald** (Gemein. **Wald**) & **Schw** 1 Mai, 21 Sept.
Altsheim & 16 Aug., & **Wald** 28 Febr., 13 Nov., 18 Dez., **Wald** 16 Jan., 20 Febr., 20 März, 16 April, 17 Sept., 15 Okt., 19 Nov., 17 Dez., 9 Jan., 30 Jan., 30 Apr., 30 Juli, 20 Okt., 31 Dez.
Altsheim & 6 Febr., 3 April, 24 Aug., **Schw** 30 Jan., 27 Febr., 26 März, 30 April, 28 Mai, 25 Juni, 30 Juli, 27 Aug., 24 Sept., 29 Okt., 26 Nov., 31 Dez.
Altsheim & 30 Sept. (2).
Altsheim (Württemberg) & 28 Febr., 10 April, 14 Juli, 18 Sept.
Altsheim & 12 Aug.
Altsheim & 18 März, 1 Juli, 2 Dez. (je 3).
Altsheim & m. **Wald** & **Wald** 21 März, 29 Aug. (je 2), **Wald** 23 April, 1 Okt. (3).
Altsheim & m. **Wald** & **Wald** 21 April, 13 Okt.

(Baden).

Freinsheim & 9 Sept. (3).
Freudenberg & 11 März, 8 Juli, 16 Sept., 19 Nov.
Freudenstadt (Würt.) & 2 Febr., 1 Mai, 25
Juli, 29 Sept.
Friedrichshafen (Wrt.) & 3 Mai, 14 Sept., 26 Nov.
Friedrichthal & 8 Mai, 9 Okt. (je 2).
Friedrichshausen (Würt.) 24 Febr., 21 Mai.
Friedrichshausen & 2 Mai, 20 Juni, 5 Sept., 4 Dez.
Fuggenau & 18 Sept.
Gammertingen (Sigm.) & 20 März, 20 April,
11 Juni, 24 Aug., 5, 29 Okt.
Gangrethweiler & 24 Juni, 28 Okt. (je 2).
Gangrethweiler (Würt.) & 23 April, 13 Aug.,
1 Okt., 16 Jan., 20 Febr., 19 März, 16 April,
21 Mai, 18 Juni, 16 Juli, 20 Aug., 17 Sept.,
15 Okt., 19 Nov., 17 Dez.
Gehweiler & 22 Juli.
Geinsheim & 23 Aug. (2).
Geisingen & 13 März, 15 Mai, 31 Juli, 6
Nov., 2 Schw. 7 Febr., 24 April, 18 Sept., 11 Dez.
Geislingen (Würt.) & 23 März, 25 Juni, & 29
Okt., & 30 Nov.
Gemmingen & 10 Juli.
Gengenbach & 19 April, 7 Nov. mit Hnf u.
Krautim am 1 Tag (2).
Gerabronn (Würt.) & 2 April, 29 Juni, 21 Sept.,
21 Dez., 14 Febr., 11 Sept.
Germersheim & 21 Mai, 2 Sept. (je 2).
Gernsbach & 19 März, 14 Mai, 20 Aug., 17 Dez.,
7 Febr., 1 Mai, 4 Sept., 6 Nov.
Gersbach & 6 März, 5 Juni, 4 Sept. (vgl. Hf Schf.).
Giesgen a. d. R. (Würt.) & 24 Febr., 1 Mai, 29
Juni, 29 Okt., 3 Jan., 7, 25 Febr., 3 April, 1
Mai, 5, 29 Juni, 7 Aug., 4 Sept., 2, 29 Okt., 4 D.
Hf 23 Febr., 22 Nov.
Gimmeldingen & 19 Aug. (3).
Glammündweiler Schw. 7 Mai, 2 Nov.
Glannd (Würt.) & 22 Okt., 10 Dez. (je 3), 22 Jan.,
6 Febr., 5 März, 3 April, 7 Mai, 4 Juni, 2 Juli,
6 Aug., 3 Sept., 23 Okt., 15 Nov., 11 Dez., Hf
12 Dez.
Gochheim & 12 März, 3 Juli, 30 Nov. (je 2).
Göhlheim & 6 Mai, 21 Okt. (je 2).
Göppingen (Würt.) & 1 Mai, 24 Aug., 12 Nov.,
11 Okt. (3), 17 Jan., 20 Febr., 20 März, 17
Apr., 19 Juni, 7 Juli, 18 Sept., 12 Okt., 18
Dez. Schf. 27 März, 16 Aug., 25 Sept., 12 Nov.
Görschheim & 2 Schw. 2 April, 20 Juni, 6 Sept., 14
Nov., 2 Schw. 12 März, 14 Mai, 9 Juli, 13 Aug.,
23 Okt.
Göppingen & 22 Okt.
Graben & 6 März, 4 Dez. (je 2).
Grenzach & 25 Juni.
Griesen & 2 Schw. 5 März, 10 Aug., 29 Okt., 28
Dez., & 14 Juni.
Grombach & 15 Mai, 22 Okt.
Großschönbach & 12 März, 27 Aug., 30 Nov., 3
23 Febr., 8 März, 30 Mai, Schw. 17 Jan., 20
März, 15 Mai, 17 Juli, 18 Sept., 20 Nov.
Großschönbach (Würt.) & 17 April, 10 Sept.,
2 Okt., 27 Nov., 29 Juni.
Großschönbach & 16 Sept.
Grünsfeld & 23 Jan., 13 März, 14 Mai, 3 Sept.,
29 Okt.
Grünstadt & 18 März, 22 Juli, 28 Okt., 9 Dez.
Gschwend (D. M. Gaidl, Wrt.) & 28 März, 11 Mai,
12 Juli, 13 Sept., & 11 Okt., 8 Nov., 13 Dez.,
12 Jan., 2 Febr., 12 April, 14 Juni, 9 Aug.
Güdingen (Würt.) & 20 März, 21 Aug., 18 Dez.
Gundelsheim (Würt.) & 23 April, 25 Juli, 29
Sept., & 12 März, & 21 April.
Habsheim (Wrt.) & 29 Okt.
Hachenbach & 29 Sept.
Hagnau & 21 Dez.
Hainertshausen (Sigm.) & 27 Febr., 28 März, 10 Dez.
Hainertshausen & 26 Juli.
Hain (Würt.) & 21 Febr., 25 Juli (je 3), 3 4
Jan., 1 Febr., 7 März, 4 April, 2 Mai, 6 Juni,
4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 7 Nov., 5 Dez.,
Schf. 8 März, 11 Okt., 17 10 Nov.
Hardsheim & 19 März, 1 Mai, 13 Aug., 22 Okt.,
30 März, 23 Okt.
Haslach (D. Wolfach) & 20 Febr., 7 Mai, 2 Juli,
1 Okt. (vgl. Farren m. Preiswert.) 12 Nov., 3
Jan., 6 Febr., 6 März, 3 April, 4 Juni, 6 Aug.,
3 Sept., 5 Nov., 3 Dez.
Hahle & 6 Mai, 21 Okt. (je 2).
Hauentien & 19 März.
Hayingen (Würt.) & 15 März, 17 Mai, 21
Juni, 19 Juli, 20 Sept., 15 Nov., 13 Dez.
Hayingen (Sigm.) & 30 April, 23 Juli, 24 Sept.,
17 Dez., 2 Jan., 6 Febr., 5 März, 9 April, 7
Mai, 4 Juni, 2 Juli, 6 Aug., 3 Sept., 1 Okt.,

5 Nov., 3 Dez.
Heidelberg Messe 21 Mai, 22 Okt. (je 9).
Heidelberg & 2 April, 24 Sept.
Heidenheim (Würt.) & 26 März, 25 Juli, 21
Sept., 30 Nov., 21 Mai, Schw. 30 Juli, 27 Aug.,
20 Sept., 31 Okt.
Heilbronn (Würt.) Messe 1 Mai, 1 Nov. (je 7),
& 2 Schw. 21 Febr. (tagew. Kinderm.).
Heilbronn & 21 Febr., 29 Aug., 2 Okt., 4 Dez., 3
Juli (4), Schw. 15 März, 10 Aug., 25 Sept., 23
Okt., 20 Nov., 18 Dez.
Heiligenberg & 2 Schw. 8 Mai, 13 Nov.
Heiligkreuzenach & 17 Sept., 19 Nov. (vgl.
Hesep.), & 12 März, 28 Mai, 3 18 Sept.
Heimbach & 2 Schw. 22 Okt.
Heinigen (Würt.) & 23 März.
Heitersheim & 2 Schw. 27 Aug. (vgl. Holzschiffert),
6 Dez. (vgl. Reiten u. Abberam.) & 2 Schw. 2
Jan., 6 Febr., 5 März, 3 April, 7 Mai, 4 Juni,
2 Juli, 6 Aug., 1 Okt., 5 Nov.
Heimstadt & 15 Aug., 22 Okt.
Heppenheim (Hessen) & 20 März, 7 Aug., 27
Nov. (je 2).
Herberingen (Würt.) & 2 Febr., 5 April, 7
Juni, 2 Aug., 4 Okt., 6 Dez., 3 Jan., 1 März,
3 Mai, 5 Juli, 6 Sept., 1 Nov.
Herbolzheim & 20 März, 22 Mai, 29 Okt.
Herrenalb (Würt.) & 1 Mai, 21 Sept., 21 Dez.
Herrenberg (Stabt, Würt.) & 14 Febr., 15
Mai, 13 Sept., 4 Dez.
Herrshofen & 20 März, 11 Juni, 2 Aug.,
10 Okt., 2 Schw. 3 April, 1 Mai, 3 Juli, 10 Sept.
Herrnberg & 13 Mai, 21 Okt. (je 3), 4 Jan., 1 Febr.,
7 März, 4 April, 2 Mai, 6 Juni, 4 Juli, 1 Aug.,
5 Sept., 3 Okt., 7 Nov., 5 Dez.
Hettingen (Sigm.) & 28 März, 18 Okt.
Heubach (Würt.) & 5 März, 16 Mai, 1 Sept.
Heubach & 2 April, 29 Juni, 10 Sept.
Hillingen & 2 Schw. 15 Juni, 22 Okt., 26 Nov., 3
Schw. 7 Jan., 3 Febr., 2 März, 6 Apr., 4 Mai, 1 Juni,
6 Juli, 3 Aug., 7 Sept., 5 Okt., 2 Nov., 7 Dez.
Hochheim a. M. (Hess.-Rass.)
Hochspeyer & 12 Aug.
Hodenheim & 5 April, 20 Nov. (vgl. Hesep.).
Hof (O.-Franken) & 23 Jan., 30 Juli (je 6), & 1
Febr., Schw. 24 Aug., 29 Sept., 3 16 Febr.
Hofheim (Hess.-Rass.) & 22 Okt., Schw. 20 März,
3, 17 April, 1, 15 Mai, 19 Juni, 4 Sept., 2
Okt., 6 Nov.
Homburg & 30 Sept. (2).
Homburg v. d. S. (Hess.-Rass.) & 12 März, 1 Mai,
25 Juli, 27 Aug., 1 Okt., 29 Dez. (je 2).
Horb a. N. (Würt.) & 29 Febr., 22 Mai, 4 Sept.,
16 Okt., 12 Nov., 3 April, 5 Juni, 4 Sept.,
4 Dez.
Hörben & 4 April, 19 Juni, 1 Okt.
Höringern & 19 Aug.
Hornberg & 19 März, 29 Juni, 8 Sept., 28 Dez.,
Kleinem. 15 Nov.
Huffingen & 2 Schw. 22 März, 17 Mai, 19 Juli,
18 Okt., 4 Dez.
Hundheim & 3 Juni, & 6 Nov., 2 Nachb. i. Nov.
und Dez.
Hünchingen & 23 April.
Hüttenhausen & 14 Okt.
Hünchingen & m. Schw. 1, 2, 25 Apr., 31 Okt. (je 2).
Jettbach & 19 Aug.
Jübsheim & 2 Sept.
Jümmersbach & 1 Mai, 29 Okt.
Jünger & 26 Aug., Schw. 4 Apr., 17 Sept.
Jungen m. B. jed. Demersl. u. Feiert. tagewar.
Jünningen (Sigm.) & 3 Mai, 23 Juli, 23 Okt.,
21 Nov.
Jeny (Würt.) & 26 April, 4 Okt. (2), 15
Nov., & 26 Juli, 8 März, 12 Jan.,
9 Febr., 8 März, 12 Apr., 9 Mai, 14 Juni, 12
Juli, 9 Aug., 13 Sept., 11 Okt., 8 Nov., 13 Dez.
Jittersbach & 22 März, 26 Juli, 25 Okt.
Kaiserslautern & 21 Mai, 13 Nov. (je 3).
Kandel & 12 März, 27 Mai, 28 Okt. (je 2), 3, 3,
17 Jan., 7, 21 Febr., 6, 20 März, 3, 17 April, 1,
15 Mai, 5, 19 Juni, 3, 17 Juli, 7, 21 Aug., 4,
18 Sept., 2, 16 Okt., 6, 20 Nov., 4, 18 Dez.
Kandern & Schw. 13 März, 27 Nov. (je 2),
3 Jan., 13 Febr., 12 März, 9 April, 14 Mai,
11 Juni, 9 Juli, 13 Aug., 10 Sept., 8 Okt.,
12 Nov., 10 Dez.
Kappelroden & 11 Juli, 10 Okt., 14 Nov.
Karlsruhe Messe m. Nebelm. a. d. 3 ersten Tagen
3 Juni, 4 Nov. (je 9).
Karlsruhe-Rühlburg & 8 März (vgl. Kleefamen).
23 Aug., 22 Rev. (vgl. Hnf.).
Karpfweiler & 9 Sept., 3 10 Sept.

Karlsruhe & 22 Juli.
Kehl (Stabt) & 2 April, 21 Mai, 2 Okt., 20 Nov.,
Schw. 5, 19 Jan., 1, 16 Febr., 1, 15 März, 5, 19
April, 3, 17 Mai, 7, 21 Juni, 5, 19 Juli, 2, 16
Aug., 6, 20 Sept., 4, 18, 31 Okt., 15 Nov., 6, 20 Dez.
Kenzingen & 2 Schw. 24 April, 14 Aug., 29 Nov.
Koblenz 31 Juli, 15 März, 24 Mai, 18 Okt.,
Schw. 3 Jan., 7 Febr., 6 März, 3 April, 1 Mai,
5 Juni, 3 Juli, 7 Aug., 4 Sept., 2 Okt., 6 Nov.,
4 Dez.
Kuppenheim & 27 Febr., 22 Okt.
Kirchen (H. Strach) & 1 März, 7 Juni, 5 Juli,
6 Sept.
Kirchheimbolanden & 13 Mai, 12 Aug., 14 Okt. (je 2).
Kirchheim a. G. & 1 Juli (je 2).
Kirchheim a. N. (Würt.) & 23 April.
Kirchheim u. T. (Würt.) & 5 März, 7 Mai, 4
Juni, 5 Nov., 21 Juni (6), 2 Jan., 6 Febr.,
2 April, 2 Juli, 6 Aug., 3 Sept., 1 Okt., 3 Dez.,
Farren 2 April, 5 Nov.
Krieglach (Würt.) & 13 März, 16 Juli, 8 Okt.,
19 Nov., 9 Jan., 13 Febr., 12 März, 9 Apr.,
14 Mai, 11 Juni, 9 Juli, 13 Aug., 10 Sept., 8
Okt., 12 Nov., 10 Dez.
Kleinlautern & 12 März, 6 Aug., 6 Nov., 20 Nov.
Klingenstein & 2 April, 26 Aug.
Knielingen Heidem wird bes. kel. gemacht.
Knielingen (Würt.) & 10 März, 22 Mai, 21
Aug., 16 Okt., 18 Dez., 17 Jan., 21 Febr., 17
April, 19 Juni, 17 Juli, 18 Sept., 20 Nov.
Kodendorf (Würt.) & 31 Jan., 21 Dez., 2
26 Juni.
Kollweiler & 2 Sept.
Königsbach & 14 Mai, 22 Okt.
Königsfehn & 23 Sept. (8), Schw. 8 März, 12
April, 11 Mai, 14 Juni, 12 Juli, 9 Aug., 13 Sept.,
Kontzen & 17 Juni, & Schw. 11 Nov.
Königsau Messe je am 1. Tag m. Schw. 16 Febr.,
16 Apr., 17 Sept. (auch Wollm im Großen), 26
28 Nov. (auch Wollm u. Kabisim im Großen) (je 7).
& Schw. 21 Dez., Weinm. 19 Mai, 2 Schw. 3
Jan., 7 Febr., 6 März, 3 April, 1 Mai, 5 Juni,
3 Juli, 7 Aug., 4 Sept., 2 Okt., 6 Nov., 4 Dez.
Kort & Schw. 29 Okt. (2).
Kottweiler & 16 Sept.
Krauchenwies (Sigm.) & 26 März, 14 Mai,
8 Nov., 9 Febr., 4 Sept.
Krauchenwies & 13 Febr., 23 Juli, 30 Nov.
Kreuzingen & 2 Schw. 3 Febr., 22 Okt., 2 Schw. 19
Jan., 15 März, 19 April, 18 Mai, 21 Juni, 19
Juli, 16 Aug., 13 Sept., 15 Nov., 20 Dez.
Külshausen & 8 Sept., Schw. 1 Febr., 7, 21 März,
4, 18 April, 9 Mai, 13 Juni, 11 Juli, 1 Aug.,
5 Sept., 3 Okt., 14 Rev.
Kuppenheim & 15 Okt.
Kümbach & 8 Mai, 18 Sept. (2).
Kusel & 24 Jan., 14 Febr., 27 März, 22 Mai, 1
Dez., & 4 Sept. 21 Aug. (Preisw. f. junge
Ziere) 25 Sept. (Hauppreisw.) 10 Jan., 1
Febr., 10, 24 April, 8 Mai, 12, 26 Juni, 10, 24
Juli, 7 Aug., 9, 23 Okt., 13, 27 Nov., 25 Dez.
Kümbach & 27 Febr., 20 Aug., 4 Dez. (vgl. Hesep.).
Lahr & 18 Dez. (2), & mit B am 1. T., 20 März,
21 Aug., 6 Nov. (je 2), & 29 Mai, 2 Okt.
Laichingen (Würt.) & 23 April, 21 Mai, 23
Okt., 30 Nov., Garm. 24 Febr., 14 Mai, 24
Aug., 29 Okt., 24 Febr., 21 Sept.
Laudau & 6 Mai, 9 Sept. (je 3) & alle 14 Tage
am Dienstag.
Landsbach & 11 März, 5 Aug., 25 Nov., 15 Okt.
Langenbrücken & 2 Okt.
Langensteinbach & 15 März, 15 Mai, 19 Juli, 23
Okt. (je 2).
Langenbach 9 Febr., 9 Aug., 6 Sept., (m.
Preisw.), 11 Okt., 8 Nov.
Laudau & 27 Dez., & Schw. 1 März, 2 Juli,
Schw. 5 Jan., 9 Febr., 5 April, 7 Mai, 2 Aug.,
6 Sept., 4 Okt., 8 Nov.
Lauterbach & 13 Aug., & 9, 23 April, 8, 22 Okt.,
3 23 Jan., 27 Febr., 12, 26 März, 28 Mai,
25 Juni, 23 Juli, 13 Aug., 10, 24 Sept., 12
26 Nov., 10 Dez.
Leinmetten (Würt.) & 21 Mai.
Leipzig (Sachsen) Messe 2 Jan. (14), 9 April
(Beginn der Beweche) (27), 17 Sept. (Bewe-
weche) (27).
Leuzkirch & 20 Febr., 18 Juni, 2 Okt.
Leuzkirch (Würt.) & 1 Febr., 8 Mai, 7 Nov., & 23
Okt., Hf 14 Febr., & Schw. 26 März, 25 Juni,
26 Juli.
Leopoldsdorf & 5 Jan., 2 Febr., 1 März, 5 April,
3 Mai, 7 Juni, 5 Juli, 2 Aug., 10 Sept., 4
Okt., 1 Nov., 6 Dez.

(Baden.)

Leutkirch (Württ.) KWB 5 März, 14 Mai, 22 Okt., 3 Dez., BNS 2, 30 Jan., 6, 27 Feb., 5, 26 März, 2, 30 April, 7, 28 Mai, 4, 25 Juni, 2, 30 Juli, 6, 27 Aug., 3, 24 Sept., 1, 29 Okt., 5, 26 Nov., 3, 31 Dez.
Lichtenau K 3 Mai, 27 Sept., 29 Nov.
Limbach K 14 März, 16 Juli, 22 Okt.
Lindau (Schwaben) K 20 April, 2 Nov. (je 6),
Liptingen K 12 März, 7 Juni, 10 Sept., 8 Nov.
Löffingen K 14 Mai, 1 Okt., 28 Dez., 3 Schw
9 Jan., 13 Feb., 12 März, 9 April, 11 Juni,
9 Juli, 13 Aug., 10 Sept., 12 Nov.
Lorch (Württemberg) K 8 März, 14 Mai, 6 Nov., K 3
17 Sept.
Lörach & m. B am 2 Tage 22 Feb., 12 Sept. (je
2), B 19 Jan., 15 März, 19 April, 24 Mai, 21
Juni, 19 Juli, 16 Aug., 18 Okt., 15 Nov., 20 Dez.
Ludwigsburg (Württemberg) K 14 i. Schmitts Pflanz
u. bot. 14 Feb., 15 Mai, 6 Nov. (agl. Leberm.)
(je 3) B 14 20 März, Leberm 13 März, 3 Mai,
19 Juli (agl. Holz).
Ludwigsbach a. Rhein K 22 April, 23 Sept. (je 2).
Mabberg K Schw 12 März, 10 Sept., 26 Nov.
Malsch K 20 März (3).
Mains (Hess.) Messe 5 März, 13 Aug. (je 14).
Malsh (u. Hüllingen) K m. W. H. A. L. Z. 13 März,
23 Okt. (je 2), H. H. H. 3 Juli.
Malsh (u. Wiesloch) K 5 Juni (2).
Mallterdingen K 6 Aug., 27 Nov.
Manneberg Messe 1 Mai (agl. H. H. H. A. 1. L.)
29 Sept. (je 14), Christm 11 Dez. BNS 3 Jan.,
7 Febr., 6 März (agl. Schf), 10 April, 5 Juni,
3 Juli, 7 Aug., 4 Sept., 2 Okt. (agl. Schf),
6 Nov. (agl. Schf), 4 Dez. (agl. Schf), Hauptf. 7
Mai (3).
Marbach (Württemberg) K 1 Mai (2), 17 Juli, 22
Nov., B 6 März, 3 April, 14 Juni, 28 Aug.,
10 Sept., 30 April, 16 Juli, 21 Nov.
Markdorf K 16 Jan., 12 März, 28 Mai, 17 Sept.,
19 Nov.
Markgröningen (Württemberg) K 24 Febr., 2 April,
21 Dez. (je 2) K Schf 24 Aug., Holz 23 Aug.
Marzell (Gem. Schönbühl) K 22 Mai.
Meresheim K 2 Sept. (3).
Meresheim K 26 März, 8 Sept.
Meresheim K 22 Juli.
Merzburg K 12 Nov., 5 Dez.
Metzingen (Württemberg) K 9 Febr., 17 Mai, 19
Juli, 4 Okt., 29 Nov., 20 Dez.
Metzingen (Schwaben) K Schf 16 Okt. (4), B
18 Juni (3), Schf 4 April, 5 Sept., 3 Okt., B
7 Nov.
Meing (Württemberg) K 11 Feb., 23 April, 25 Juni,
14 Sept., 12 Nov.
Meiningen K 21 Mai, 17 Sept. (je 2).
Meiningen K 22 Mai (2), Schw 9 Jan., 13 Feb.,
12 März, 9 April, 14 Mai, 11 Juni, 9 Juli,
13 Aug., 10 Sept., 8 Okt., 12 Nov., 10 Dez.
Mergentheim (Württemberg) K 20 Feb., 3 April, 22
Mai, 9 Juli, 12 Nov., 10 Dez. (je 2), am 2. Z.
agl. B Schf 18 Aug., 15 Sept., 15 Okt., 14
Nov., Schw 19 Jan., 16 Feb., 15 März, 17 Mai,
21 Juni, 19 Juli, 16 Aug., 20 Sept., 18 Okt.
Merkingen D. A. Leontberg (Württemberg) K 2 April,
10 Sept.
Metstich K 8 März, 17 Mai, 26 Juli, 25 Okt.,
K Schf 13 Dez., B 2, 16 Jan., 6, 20 Feb., 5,
17, 31 März, 16 April, 7, 19 Mai, 4, 18 Juni,
2, 16 Juli, 6, 20 Aug., 3, 17 Sept., 1, 15 Okt., 5,
19 Nov., 3, 17 Dez., Quatre. 19 Sept.
Metzingen (Württemberg) K 7 Febr., 8 Mai, 18
Sept., K 27 Nov., B 6 März, 10 Juli.
Miesbach K 31 Aug., B 11, 25 Jan., 8, 22 Feb.,
14, 28 März, 11, 25 April, 9, 23 Mai, 13, 27
Juni, 11, 25 Juli, 8, 22 Aug., 12, 26 Sept.,
10, 24 Okt., 14, 28 Nov., 12, 27 Dez.
Mingolsheim K 24 Jan. (2).
Mittelberch K 11 März, 28 Mai, 26 Aug., 12 Nov.
Mödingen K Schw 12 März, K Schf Schw 7
Mai, 18 Juni, 23 Juli, 27 Aug., 1, 22 Okt., 19
Nov., BNS Schw 30 Jan., 27 Feb., 31 Dez.
Mündweiler K 5 März, 29 Mai, 23 Juli, 6 Sept.
Mörsbach K 13 Feb., 3 April, 10 Sept., 8 Nov., 8
Leimertingen 25 Juni, B Schw 10 Jan., 14 Febr.,
13 März, 27 Febr., 4 Sept., 6 Nov., Schw 24 Jan.,
28 Febr., 27 März, 10, 24 April, 8, 22 Mai, 12,
26 Juni, 10, 24 Juli, 14, 28 Aug., 11, 25 Sept.,
9, 23 Okt., 13, 27 Nov., 11, 27 Dez., Gelpinsum
28 Nov.
Mudau K 19 März, 30 Juli, 29 Sept., 12 Nov.,
B 20 an der Zahl alle 14 Tage.
Mühlhausen (Hess.) Messe 5 Aug. (21).
Mühlheim K Schw Holzschf 18 30 Okt. (2), B

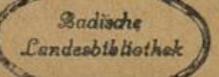
16 Jan., 20 Feb., 20 März, 16 April, 22 Mai, (a.
Reimm), 18 Juni, 16 Juli, 20 Aug., 17 Sept.,
15 Okt., 19 Nov., 17 Dez.
Mündweiler K Schw 28 Okt.
Munderkingen (Württemberg) K 12 Jan., 9 Febr.,
8 März, 14 April, 1 Mai, 14 Juni, 12 Juli, 24
Aug., 21 Sept., 20 Okt., 26 Nov., 13 Dez.
Münsterthal i. Gttenheimmünster.
Münzheim K 7 Mai, 29 Okt. (je 2).
Mühlbach K 27 Mai (3).
Mutterstadt K 9 April, 9 Sept. (je 2).
Nedarbischheim K 2 April, 17 Sept.
Nedars. K 21 Mai, 20 Aug.
Nedargemünd K 13 Feb., 25 Juni, 26 Nov. (agl.
Hns. (2), B 5 März (agl. Schw) 4 Juni (agl. Schw),
4 Sept., 16 Nov., Schw 2 Jan., 6 Feb., 9 Apr., 7
Mai, 2 Juli, 6 Aug., 3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez.
Nedargemünd K 1 Mai, 2 Okt.
Neresheim Stadt (Württemberg) K 23 Juli, K 20
Febr., 2 April, 21 Mai, 8 Okt.
Nersweiler K 19 Aug.
Neubach K 15 April, 16 Sept.
Neuburg (H. Württ.) K 25 April, 22 Nov. (je 2).
Neuburg (Württemberg) K 1 März, 17 Mai, 6 Sept.
6 Dez., BNS Schw 8 Feb., 11 Apr., 15 Aug., 21 Nov.
Neuenstadt a. Kocher (Württemberg) K 24 April, 11 Dez.,
K 21 Aug., B 28 Febr., 29 Mai, 6 Nov.
Neuenstein (Württemberg) K 1 Mai, 21 Sept., B 7 Feb.,
2 Mai, 27 Nov.
Neutra (Sigm.) K 20 Juli, 8 Okt.
Neustadt K 24 Mai, 8 Nov.
Neuhäusen a. d. Fildern (Württemberg) K 1 Mai, 3
Juli, 29 Okt.
Neunkirch (Schweiz) K 16 April, 10 Sept., 10 Dez.,
Neunkirch (Baden) K 13 März, 5 Juni, 6 Nov.
Neunkirch (Württemberg) K 29 Juli.
Neustadt K 23 Jan., 12 März, 14 Mai, 30 Juli,
29 Okt., B 10 April, 11 Sept.
Neustadt a. S. K 2 Sept. (2), 18 Dez. (3). B alle
14 Tage vom ersten Dienstag ab.
Neustädtchen K Schw Schw 24 Sept., 8 Okt., B
Schf Schw 9 Feb., 2 März, 28 Juni.
Neustädtchen K 21 Okt.
Neustädtchen (Württemberg) K 2 Febr., 1 Mai, 9 Juli,
12 Nov., B 19 Jan., B 2 Jan., 6 Feb., 5 März,
3 April, 2 Mai, 4 Juni, 10 Juli, 6 Aug., 3 Sept.,
1 Okt., 19 Nov., 10 Dez.
Neulingen B 8 März, 3 Mai, 12 Juli, 13 Sept.,
8 Nov.
Neulingen (Schwaben) K 2 Juni (10), B 5
Juni (2), Schf 3 April, 11 Juli, 22 Aug., 18
Sept., 5 Nov.
Neulingen (Württemberg) K Schw Schw 10 Schw Schw,
2 April, 12 Juni, 24 Aug., 25 Okt., 21 Dez.,
Schf 15 Nov., Schw 12 Jan., 8 März, 11
Mai, 12 Juli, 13 Sept., 8 Nov.
Neuland K 19 Aug.
Neuland K 22 Mai, 3 Dez. (agl. Hns).
Oberarmersbach K 2 Sept., 21 Okt.
Oberjettingen (Württemberg) K 3 April, 3 Juli, 2 Okt.
Oberkirch K 26 April, 9 Aug., 6 Dez. (je 1/2), B
23 Feb., 24 Mai, 9 Aug., 25 Okt.
Oberklingen (Württemberg) K 20 März, 4 Sept.
Oberklingen B 22 Okt.
Oberklingen K 6 Mai, 8 Juli, 9 Sept. (2), 21 Okt.
Oberndorf, Stadt (Württemberg) K 6 Feb., 12 März, 1
Mai, 12 Juni, 20 Juli, 24 Aug., 1 Okt., 12 Nov.
Oberndorf (Württemberg) K 24 Febr., 8 Sept.
Oberschönbühl K 11 Juli, 5 Nov.
Oberweiler i. Thal K 16 Sept.
Oberweiler K 9 Juli, 5 Nov.
Ochsenhausen (Württemberg) K 6 Febr., 30 April, 1
Okt., 12 Nov.
Odenbach K Schw Schw 14 März, 11 April, 9 Mai,
13 Juni, 11 Juli, 20 Aug., 12 Sept., 10 Okt., 14 Nov.
Odenheim K 23 Okt. (2).
Odenbach K 30 Sept.
Odenburg K Schw Holzschf 17 Juli, 7 Mai, 17
Sept. (je 2), Reimm 22 Mai H. H. H. m. Preis
vert. 20 März, 25 Sept., BNS H. H. H. m. Zeit. 6
Juni, Schw Holzschf 17 Juli, 7 Mai, 17 Sept., wenn
Feiertag, taugbar.
Odenburg K Schw 3 April, 10 Sept.
Odenheim K 2 Sept.
Oppenhausen (Württemberg) B 30 Jan., 30 April, 28 Aug.
Oppenau K 3 April, 20 Juni, 24 Aug.
Oppenheim (Hess.) K 20 Aug., 26 Nov. (je 2).
Osterburken K 9 Juli, 16 Okt. (agl. Schf), 10 Dez.,
Schf 25 Juni, 30 Juli, 30 Aug., 19 Sept., 9 Nov.
Ottach (Sigm.) K 6 Febr., 4 April, 25 Juli,
2 Okt., B 4 Jan., 7 März, 2 Mai, 6 Juni,
5 Sept., 7 Nov., 5 Dez.
Öttingen K 10 Juli (2).

Öttingen (Württemberg) K 6 März, 3 Juli, 9 Okt.
Otterbach K 4 Nov.
Otterberg K 6 Mai, 2 Sept., 28 Okt.
Pfalzgrafenweiler (Württemberg) K 1 März, 12
Juni, 4 Okt., B 8 Mai, 28 Aug.
Pfeffelbach (Württemberg) K 29 Juni, K 30 Nov., B
16 Jan., 5 März, 11 Juni, 24 Sept.
Pfirt (Hess.) K 31 Jan., 28 Febr., 13 März, 3
April, 22 Mai, 31 Juli, 2, 23 Okt., 11, 24 Dez.
Pforzheim K Schw je am Tage vorher schon Bers
tauf o. Köpfen 13 März, 11 Dez. (je 2), BNS
2 Jan., 6 Feb., 5 März, 4 April, 7 Mai, 4 Juni,
2 Juli, 6 Aug., 3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez.
Pfullendorf K Schw Schw 27 Feb., 7 Mai, 27 Aug.,
22 Okt., 10 Dez., BNS Schw 17 Jan., 14 Febr., 17
April, 12 Juni, 17 Juli, 25 Sept., 20 Nov.
Pfullingen (Württemberg) K 1 März, 12 April, 14 Juni,
27 Sept., 22 Nov.
Pfullingen K 1 Mai, 23 Okt. (je 2).
Pirmasens K 1 Mai, 4 Sept. (je 2), B 12, 26 Jan.,
9, 23 Febr., 8, 22 März, 12, 26 April, 10, 24
Mai, 14, 28 Juni, 12, 26 Juli, 9, 23 Aug., 13,
27 Sept., 11, 25 Okt., 8, 22 Nov., 13, 27 Dez.
Plochingen (Württemberg) K 24 Febr., 16 Juli, 26 Nov.
Plochingen (Württemberg) K 24 Febr., 22 Nov., K 2
14 Mai.
Quirnbach K 28 Aug., K 21 Nov., B 15 Feb.,
17 Okt., B 4, 18 Jan., 1, 15 Febr., 7, 21 März,
4, 18 April, 2, 16 Mai, 6, 20 Juni, 4, 18 Juli,
1 Aug., 27 Aug. (große Preisversteigerung in Glasau.)
5, 19 Sept., 3, 17 Okt., 7, 21 Nov., 5, 19 Dez.
Radolfzell K 7 März, 16 Mai, 22 Aug. (agl.
Zwiebel), K Schw Schw 17 Nov., B 4, 18 Jan.,
1, 15 Febr., 21 März, 4, 18 April, 2 Mai, 6, 20
Juni, 4, 18 Juli, 1, 14 Aug., 21 Nov., 5, 19
Dez., BNS Schw 5 Sept. (auch Holzschfirt) B
Ochsenhausen 19 Sept. (auch Holzschfirt), 3,
17 Okt., Ochsenhausen 12, 26 Sept., 10, 24 Okt.,
Hessen 14 Nov.
Ramstein K 16 Sept.
Rangendingen (Sigm.) K 14 Mai, 15 Okt.
Rastatt K Bretter Schw mit B am 2. L. 23 April,
27 Aug. (je 2), B 12 Jan., 9 Feb., 8 März,
9 Mai, 14 Juni, 12 Juli, 13 Sept., 11 Okt., 26
Nov., 13 Dez.
Rathweiler K 6 Mai.
Ravensburg (Württemberg) K Schw 16 Juni, 16 Nov.
(je 2), K 3 März, 27 Okt., Hohen 7 Juli,
Schf 14 Juni, 18 Okt.
Reichweiler K 6 Mai.
Reichenbach K 14 Okt.
Reichenbach (Württemberg) K 21 Mai, 21 Sept.
Reichenbach-Siegen K 30 Sept.
Reinheim K 25 April.
Reipoltskirchen K 5 Aug.
Reichen K Schw 12 März, 22 Okt.
Reutlingen (Württemberg) K Schw Schw 11 Sept., 30 Okt.,
11 Dez. (je tagdarauf Schw) B 3 Jan., 7 Febr.,
6 März, 3 April, 1, 15 Mai, 5 Juni, 3 Juli, 7
Aug., 4 Sept., 2 Okt., 6 Nov., 4 Dez.
Reinhardtshausen K 16 Febr., 11 Okt., Jan 12 Okt.
Reinhardtshausen (Schweiz) B 1 Febr., 2 Mai, 29
Aug., 7 Nov.
Reinhardtshausen K 21 Okt. (2).
Rehdt K 11 Nov.
Reichen K 3 Feb., 30 Nov.
Reichenbach K Schw 1 März, 13 Juni, 8 Aug.,
17 Okt.
Reinhardtshausen (Württemberg) K Schw Schw 20 Febr., 9 Apr., 28 Mai,
30 Juli, 15 Okt., 17 Dez., 3 Feb. Montag.
Reinhardtshausen K Schw 7 Febr., 3 Juli, 2 Okt.
Reichenhausen K 6 Mai, 7 Okt., B 5 Jan., 2 Feb.,
1 März, 5 April, 3 Mai, 7 Juni, 5 Juli, 2 Aug.,
6 Sept., 4 Okt., 1 Nov., 6 Dez.
Reinhardtshausen K 10 Sept.
Reinhardtshausen (Schweiz) K 17 Mai, 8 Nov.
Reinhardtshausen K 21 Aug., K 31 Jan., B 13 Febr., 6
März, 20 Nov.
Reinhardtshausen (Württemberg) K 1 März, 26 April, 5 Juli,
30 Aug., 1 Nov., B 19 Jan., 31 Mai, 13 Dez.
Reinhardtshausen K 22 Mai.
Reinhardtshausen K 17 Juni.
Reinhardtshausen (Württemberg) K 5 März, 28 Mai, K 31
5 Nov., B 16 Jan., 20 Febr., 9 Juli, 27 Aug.,
Reinhardtshausen K (Württemberg) K 9 Febr., 23 April, 25
Juni, 17 Sept., 18 Okt., 26 Nov., B 16 Jan.,
21 März, 22 Mai, 16 Aug., 18 Dez.
Reinhardtshausen K 13 März, 22 Okt., 21 Dez.
Reinhardtshausen K 6 März, 25 April, 22 Okt., 19 Nov.,
B 23 Jan., 23 Juli.
Reinhardtshausen K Schw 5 April, 8 Nov., Schw 5 Jan.,
9 Febr., 1 März, 3 Mai, 7 Juni, 5 Juli, 2 Aug.,
6 Sept., 4 Okt., 6 Dez.
(Baden).

St. Blasien & Schw 26 Juni, 14 Sept.
St. Georgen (H. Willingen) & W 26 Juni, 20 Sept.
St. Ingbert & 6 Feb., 26 März, 15 Juni, 22 Okt.
St. Ingbert Grube Wechem. jed. Freitag wenn
Feterna tag suver.
St. Leon & Hof 6 Nov.
St. Wendel (Trier) & 1 Feb., 21 März, 23 Mai,
26 Juli, 23 Okt., 6 Dez., 4 Sept., 8 Nov.
Saarbad & 21 Nov.
Saargau (Württ.) & W 16 Feb., 3 April, 22
Mai, 29 Sept., 30 Nov.
Schaffhausen (Schweiz) & V 21 Febr., 20 Mai, 28
Aug., 13 Nov.
Schauerberg & 15 April, 17 Juni, 19 Aug., 16 Dez.
Schentensch 1 Mai, 24 Aug., 29 Okt.
Schelberg f. Marzell.
Schiltach & 19 März, 29 Juni, 8 Sept., 27 Dez.
Schlössen & Schw Holzgerdt 13 Feb., 10 Sept.,
9 30 Jan., 27 Feb., 26 März, 30 April, 28 Mai,
25 Juni, 30 Juli, 23 Aug., 24 Sept., 29 Okt.
Schlierbach & 9 Febr., 8 März, 12 April, 11 Mai,
14 Juni, 12 Juli, 13 Sept., 11 Okt., 8 Nov.
Schmberg (O.-M. Kottweil Württ.) & 7 März,
3 Mai, 8 Juni, 28 Aug., 8 3 Jan., 16 Juli, 1 Okt.
Schönau (H. Heilberg) & 5 März, 1 Okt. (2),
19 Nov. (vgl. Hanf).
Schönau (Hals) & 11 März, 7 Okt. (2).
Schönau i. W. & 9 April, 2 Juli, 29 Okt. (je 2),
V 12 Jan., 9 Feb., 8 März, 12 April, 24 Mai,
(vgl. Jarren), 14 Juni, 12 Juli, 9 Aug., 13
Sept., 11 Okt., 8 Nov., 13 Dez.
Schönenberg & 18 März, 17 Juni, 19 Aug., 16 Dez.
Schöpfheim & 5 Juni, 11 Dez. (je 2), V 4 Jan., 1
Feb., 7 März, 4 April, 2 Mai, 6 Juni, 4 Juli,
1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 7 Nov., 5 Dez.
Schwendi (Württemberg) & 6 März, 15 Mai, 27 Nov.,
Holz u. Schmitt 1 März, 8 Mai, 30 Aug., 22
Nov., 30 Jan., 10 Juli, 4 Sept.
Schwernberg (O.-M. Oberndorf Württ.) & 12
März, 14 Mai, 18 Juni, 13 Aug., 8 Okt., 6 Dez.
Wode m jed. Dienstag, Donnerst. u. Samst.
Schriebsheim & 7 März, 1. 27 Aug., 31 Okt., 18
6 März, 31 Juli, 28 Aug., 30 Okt., Hanf 26
Nov.
Schülpi i. Unterj. Sül.
Schwanen & 16 Sept.
Schwarzach & 14 Feb., 23 Mai, 23 Okt. (2).
Schweigen & 29 April, 6 Nov.
Schweigen & 25 Juli, 27 Dez., 8 15 Mai.
Schweir & 16 Mai, 10 Okt.
Schwenningen (O.-M. Kottweil Württ.) & 1
Juni, 27 Sept.
Schwenningen & 21 März, 27 Juni, 26 Sept., 12
Nov. (vgl. Gelp).
Seelbach & 3 April, 22 Mai, 29 Sept., 22 Nov.
Seidenbach & 11 Sept.
Seimbach & 26 Aug.
Seimbach & 21 Mai, 22 Okt.
Sigmaringen (Eigm.) & 3 April, 1 Juni, 1
Okt., 10 Nov.
Sindlingen (Württemberg) & 7 März, 6 Juni, 21
Sept., 30 Nov., 218 8 Feb., 4 April, 9 Mai,
4 Juni.
Sindlingen & 29 Juni, 29 Okt., 9 10 Jan., 14
Feb., 12 Juni, 10 Juli, 11 Sept., 11 Dez.
Singen (H. Lonsdorf) & W 4 Juni, 5 Nov.,
& W 26 Juni, 24 April, 26 Juni, 31 Juli.
Sindlingen & 20 Aug., 5 Nov., 26 Juli 13 März,
11 Sept., 13 Nov., 4 Dez., 7 Aug.
Spaldingen (Württemberg) & 25 Feb., 3 April, 13
Juni, 24 Aug., 16 Okt., 12 Nov., 8 15 März,
15 Mai, 26 Juli.
Stebbad & 30 Sept.
Steter & 6 Mai, 28 Okt. (je 8).
Staufen & 21 Febr., 8 Mai, 1 Aug., 7 Nov.
Stebbad & 1 Mai.
Stein (H. Bretten) & 14 Febr., 29 Okt.
Stein a. Rhein (Schweiz) & 25 April, 31 Okt.
Steinbach (Hals) & 21 April, 6 Juli.
Steinbach (H. Hals) & 28 Nov., 9 20 Nov.
Steinbach & 15 Okt. (2).
Steinheim a. Murr (Württemberg) & 2 Febr., 6 Juni,
21 Sept., Holz 18, 10 April, 5 Juni, 20 Sept.
Steinmetzen & 14 Okt.
Stetten a. S. (Württemberg) & 25 Juni (2).
Stetten u. S. (Eigm.) & 30 Mai, 18 Juli, 28
Sept., 25 Okt.
Stettfeld & 13 Nov. (2).
Stodach & Schw 19 April, 5 Juli, 18 Okt., 15
Nov., Schw 3, 17 Jan., 7 21 Febr., 6 20
März, 3, 17 April, 15 Mai, 6, 19 Juni, 3, 17

Juli, 7, 21 Aug., 4, 18 Sept., 2, 16 Okt., 6, 20
Nov., 4, 18 Dez., Schw 1 Mai, 10 Sept.,
Döhm im Sept., Okt., Nov. an 7 Dienstagen,
Herfenn an weit. 4 Dienst. dies. Mont.
Stroßberg (Eig.) & 18 Dez. (7), W 20 Febr., 21
Mai (2), 7 Sept., 8 Nov.
Strümpfelbrunn & 8 Mai, 31 Juli, 22 Okt. 8
Jahr 5.
Stühlingen & 9 Jan., 5 März, 30 April, 4
Juni, 20 Aug., 1 Okt., 5 Nov. Schw 13 Feb.,
14 Mai, 9 Juli 10 Sept., 10 Dez.
Stuttgart (Württemberg) & 11 Mai (6), 17 Dez.
Nöbel (7), 21 Mai, 17 Dez. (je 3), Friedwagens
Sattler 16 April (2), End 21 Aug. (3), Leder
7 Feb. (vgl. Rinden), 19 April, 3 Juli, 16 Okt.,
20 Dez. (je 2), Pflanzen Samenhandgerst im
Feld und Gartenbau 13 März, 6 Nov., Weinm
(Muster) im Mai.
Sulz a. R. (Württemberg) & 6 März, 7 Juni, 6
Sept., 25 Okt., 8 20 Dez., 17 Juni, 21
März, 6 Aug., 7 Sept., 26 Okt., 1 Feb., 2 Mai,
4 Juni, 1 Aug.
Sulzfeld & 24 Sept., 8 13 März, 5 Dez.
Zauberhofsheim & 13 Feb., 25 April, 22 Mai,
9 Juli, 24 Aug., 5 Nov., 24 Dez., Schw werd.
Jahr 12 abgehalten.
Tettmang (Württemberg) & 13 März, 14 Mai, 19
Sept., 16 Okt., 21 Nov.
Tobolschmeller & 6 Mai, 16 Sept., 14 Aug.
Thann (Eig.) Messe 16 Sept. (42).
Tobolschmeller & 23 Sept.
Thengen & Schw 12 März, 26 April, 19 Juni, 21
Sept., 29 Okt., Schw 27 Jan., 24 Feb., 25
Mai, 27 Juli, 31 Aug., 30 Nov., 28 Dez.
Thengen & 3 Feb., 9 April, 15 Mai, 25 Juni,
24 Aug., 1 Okt., 30 Nov., 8 11 Jan., 8 März,
10 Juli, 15 Okt.
Tiefenbrunn & 14 Mai, 25 Juli, 29 Okt.
Tietmoss & 22 Mai, 26 Juli, 16 Aug., 7 Sept.
Tietmoss & 3 April, 24 Aug. (2).
Trieberg & 24 März, 5 Mai, 29 Sept., 1, 27 Dez.
Trippstadt & 23 Sept.
Trodtsingen (Eigm.) & 12 März, 22 Mai, 21
Sept., 5 Nov., 8 12 April, 19 Juli, 15 Okt.
Tübingen (Württemberg) & 24 April, 26 Sept.,
13 Nov. (je 2 Tage), 26 Juli 10 Febr., 17 Juli,
Tübingen (Württemberg) & 23 März, 6 Mai, 10
Juli, 9 Okt., 15 Nov., 8 22 Dez., 16 Juni,
31 Aug. (je 3).
Überlingen & 14 März, 8 Mai, 29 Aug., 24 Okt.,
12 Dez. (vgl. Sülpi) (je 2), 8 25 Jan., 29 Feb.,
28 März, 25 April, 30 Mai, 27 Juni, 25 Juli,
26 Sept., 31 Okt., 28 Nov., 27 Dez.
Ulm (H. Verhagen) & Schw 6 Feb., 24 Sept.
Ulm (Württemberg) & 11 Juni, 3 Dez. (je 7), 14
Juni (3), Leder 5 März, 17 Sept. (je 2), Tuchm
in Genebes u. Strick 12 März, 8 Okt. (je 3),
18 24 Jan., 21 Feb., 20 März, 12 Juni, 20 Nov.
(je 2), Korn jed. Samstag.
Ulm & Schw 8 16 Okt.
Unterdisheim & 13 Nov. (2).
Unterdisheim & Schw 14 Mai, 20 Aug., Schw
5 März, 5 Nov., 8 6 März, 6 Nov.
Unterwiltshausen Schw 2 Jan., 6 Feb., 5 März,
9 April, 7 Mai, 4 Juni, 2 Juli, 6 Aug., 3 Sept.
1 Okt., 5 Nov., 3 Dez.
Urach (Württemberg) & 23 Febr., 1 Mai, 25 Juli, 4
Okt., 1 Nov., 8 13 Dez., Schw 26 Juli, 5 Okt.,
2 Nov.
Waiblingen a. d. Enz (Württemberg) & 14 März, 16 Mai,
11 Juli, 12 Sept., 14 Nov., 8 11 Jan., 15 Feb.,
11 April, 13 Juni, 15 Aug., 10 Okt., 12 Dez.
Waringen (Eigm.) & 24 Feb., 1 Mai, 29
Sept., 12 Nov., 6 Dez.
Wangen & Schw 3 April, 1, 22 Mai, 25 Juli,
21 Sept., 29 Okt., 21 Dez., Schw 13 März,
Wangen & 8 Okt., 12 Nov.
Wartenweilerthal & 11 März, 21 Okt., 8 22
Feb., 14, 28 März, 11, 25 Apr., 9, 23 Mai, 17 Juni.
Wadenheim & 29 April, 11 Nov. (je 2).
Waldlingen (Württemberg) & 10 April, 10 Juli, 21
Sept., Holz je tag suver) 18 7 Febr., 8 12
Juni, 30 Nov.
Waldthal & 12 März, 21 Mai, 19 Nov. (vgl. Sülpi).
Wald (Eigm.) & 20 März, 15 Mai, 21 Aug., 20 Nov.
Waldenbuch (Württemberg) & 21 Feb., 14 Juni, 4 Okt.
Waldenbuch (Württemberg) & 21 Mai, 8 2 Feb., 28
Aug., 13 Nov., 9 10 April, 22 Mai.
Waldschütz & 18 März, 19 Aug., 4 Nov.
Waldkirch & 13 Feb., 1 Mai, 14 Aug. (2), 29 Nov.
Waldmohr & 2 Apr., 3 Juni, 29 Juli, 21 Okt.
Waldsee (Württemberg) & 3 April, 22 Mai, 2 Okt., 13
Nov., 8 6 März, 5 Juni, 2 Okt., 8 5 Jan.,

3 Feb., 2 März, 6 April, 4 Mai, 1 Juni, 6 Juli,
3 Aug., 7 Sept., 5 Okt., 2 Nov., 7 Dez.
Waldbach & Schw 9 Feb., 21 März, 1
Mai, 7 Juni 25 Juli, 21 Sept., 16 Okt., 6, 21
Dez. (vgl. Sülpi), Jarren 11 Sept.
Walldorf & 22 Okt.
Walldorf & Schw 29 Mai, (20), 8 22
März, 9 Okt., Grünternung Jahr. 3 i. b. Zeit
vom 15 Juli bis 31 Aug.
Walldorf & 5 Feb., 6 Mai, 22 Juli, 23 Sept.,
4 Nov.
Wangen i. Allgäu (Württemberg) & 22 Mai, 24 Sept.,
12, 26 Nov., 4 25 Jan., 1, 29 Febr., 7 März,
4, 25 April, 2, 30 Mai, 6, 27 Juni, 4, 25 Juli,
1, 29 Aug., 5, 26 Sept., 3, 31 Okt., 7, 28 Nov.,
5, 27 Dez., Keimung ed. Wittm.
Wangenheim Bifl., jed. Dienst. u. Freitag
Weg & 14 Feb., 8 Mai, 14 Aug., 13 Nov., 8 10
Jan., 13 März, 10 April, 12 Juni, 10 Juli, 11
Sept., 9 Okt., 11 Dez.
Weilerheim (Württemberg) & 24 Feb., 26 März, 25
Juni, 24 Aug., 29 Okt., 30 Nov., 21 Dez., 8
Jarren 15 März.
Weiß die Stadt (Württemberg) & Schw 12 März, 9
April, 28 Mai, 24 Aug., 22 Okt., 17 Dez., Schw
9 Jan., 13 Feb., 30 April, 30 Juli, 17
Sept., 19 Nov.
Weilerbach & 23 Sept., 14 Okt., 8 1 März, 5
April, 3 Mai, 7 Juni, 5 Juli, 2 Aug., 6 Sept.,
4 Okt.
Weingarten & 23 Febr., 7 Juni, 25 Okt. (je 2).
Weingarten-Altort (Württemberg) & 9 Mai, 24 Juni
je 3, 8 13 Feb., 12 März.
Weinheim & 20 März, 8 Mai, 13 Aug., 6 Nov.,
11 Dez. (vgl. Gelpinn), Weinm 23 Mai.
Weinberg (Württemberg) & 20 Nov.
Weisenburg (Eig.) & 23 Febr., 24 Mai, 20 Sept.,
20 Dez.
Weisingen & Schw 23 März, 11 Okt.
Weisingen (Württemberg) & Schw 23 März (2), 25
Juni 26 Okt. (2), 21 Dez., 8 24 Aug. Holz
26 März.
Weinheim & 19 März, 29 Juni, 8 Sept., 21 Nov.,
Schw 10 Jan., 12 Feb., 13 März, 10 April, 8
Mai, 12 Juni, 10 Juli, 14 Aug., 11 Sept., 9
Okt., 13 Nov., 11 Dez.
Werbach & 20 Jan., 21 Sept.
Wertheim & 27 März, 8 Mai, 24 Aug., 27 Nov.,
8 mit 5 am 1 Tag 2 Okt. (3), Schw 1 März, 14
Juni, 5 Juli, 2 Aug., 20 Sept., 4 Okt., 2 Nov.,
8 alle 4 Tage am Wittmoch.
Wernsheim (Württemberg) & 2 April, 1 Nov.
Wiesentisch (Württemberg) & 13 Feb., Schw 28 Mai,
& Schw 8 Okt., 26 Nov., 8 9 April, 30 Juli.
Wiesenthal Schw jed. Montag, wenn Feiertag
Ausfall des Marktes.
Wiesloch & 3 April (m. B. a. 1. E.), (2), 13 Aug.
(m. B. a. 2. E.) (2), 6 Dez. (m. B. u. Sülpi. a. 1. E.)
(2), 8 2 Feb., 7 Juni, 4 Okt.
Wittbach (Württemberg) & 23 März, 24 Aug., 30 Nov.
Wittberingen & 15 Feb., 15 Okt. (je 2), 21 Febr.,
9 Okt.
Wittberingen & 16 Sept.
Wittberingen & Schw 9 Okt. (2)
Wittberingen & 9 Feb., 30 April, 27 Aug.
Wittberingen Stadt (Württemberg) & 8 Febr., 8 Aug.,
7 Nov., 8 9 Mai, 27 Juni, 3 Okt., Korn jed.
Donnerst.
Wittberingen & 2 April, 17 Juni, 21 Okt.
Wittberingen & 1 Juli (2).
Wittberingen & 7 März, 16 Mai, 10 Okt., 20 Dez.
Wittberingen & 12 Febr., 13 Mai, 8 16 Aug., 29 Okt.,
8 13 Feb., 14 Mai, 13 Sept., 8 Nov.
Wittberingen & 22 Juli, 22 Okt.
Wittberingen & 22 Mai, 5 Nov. (je 3).
Wittberingen & 16 Feb., 20 Sept.
Wittberingen (Württemberg) & 2 Feb., 1 März, 3 Mai, 4
Okt., 1 Nov., 8 5 Jan., 5 April, 7 Juni, 5 Juli,
2 Aug., 6 Sept., 6 Dez.
Wittberingen & 4 Sept., 21 Dez.
Wittberingen & 9 Sept.
Wittberingen & 8 April, 22 Mai, 25 Juni, 27 Aug.,
17 Sept., 29 Okt.
Wittberingen & 10 Feb., 22 Okt., 8 15 Mai, 8 17
Jan., 21 Feb., 20 März, 17 April, 19 Juni, 17
Juli, 21 Aug., 18 Sept., 16 Okt., 20 Nov., 18 Dez.
Wittberingen & 1 Mai, 24 Aug.
Wittberingen & 15 März, 8 Mai, 24 Juli, 2 Okt.,
30 Nov., 8 5, 19 Jan., 2, 16 Feb., 1, 15 März,
5, 19 April, 3, 17 Mai, 7, 21 Juni, 5, 19 Juli,
2, 16 Aug., 6, 20 Sept., 4, 18 Okt., 1, 15 Nov.,
6, 20 Dez., 8 8 n. d. Preisb. b. Herbstrennen.



Inhalt des erzählenden Teils.

	Seite		Seite
Erntefestlied. Von Gustav Köhler. Illustriert von Aug. H. Plinke	1	Der Schlaf des Gerechten. Mit Bild von E. Unger	52
Pünktlichkeit oder die wandelnde Glocke. Von Wilh. Fischer. Mit 4 Bildern von Erdmann Wagner	2	Hurra! Was bin ich groß! Mit Bild von E. Unger	53
Neider Kinderjagen. Von Wilh. Fischer. Mit 2 Bildern von Aug. H. Plinke	12	Die ewigen Liebesleut'. Von Wilh. Meyer-Markau. Mit 4 Bildern von Erdmann Wagner	54
Wie man Denkmäler baut. Von Wilh. Fischer. Mit Bild von Aug. H. Plinke	13	Schneepfenheller. Von Karl Georges. Mit 6 Bildern von Karl Becker	60
Nur Berge begegnen sich nicht! Eine Auswanderergeschichte. Mit 4 Bildern von W. Claudius	14	Ben. Von H. Billinger. Mit 2 Bildern von H. Peyet	73
Wilhelm Kaiser. Aus Kaiser Wilhelms Leben von Robert von Hagen. Mit 3 Bildern von Erdmann Wagner	20	Großmutter. Erinnerungen an die August- und Septembertage von 1813 und 1870. Mit 5 Bildern von Erdmann Wagner	75
Das Weihbrunngrüaberl. Erzählung aus den Bergen von M. Weiß. Mit 5 Bildern von Erdmann Wagner	23	Ein teures Geschenk. Von Wilh. Fischer. Mit 2 Bildern von Aug. H. Plinke	82
Deutsch? Mit Bild von Erdmann Wagner	31	Selbstbeherrschung. Gedicht von K. A. Mayer. Mit Bild von A. Oberländer	84
Verloren und — gewonnen. Mit 4 Bildern von L. Presuhn	32	Weltbegebenheiten. Mit 14 Bildern von Karl Becker	85
Da floane Bua. Gedicht mit Bild	36	Krieg in Sicht. Gedicht von Ludwig Eichrodt. Mit 10 Bildchen von A. von Köhler	98
Chr' Gutta. Erzählung aus dem 15. Jahrh. von M. Barack. Mit 6 Bildern von Erdmann Wagner	37	Des Hintenden Preisrätsel	99
		Das erste deutsche Reichswaisenhaus. Mit Bild	99

13 30728 3 031

BLB Karlsruhe

Volksbibliothek des Pahrer Hinkenden Boten.

Preis jeder Nummer 5 Pfennig.

Jedes Bändchen hat einen auf den Inhalt bezüglichen Farbendruckumschlag, ist mit Draht geheftet, mit Leinwandrücken versehen, und ist einzeln zu haben.

Bis jetzt sind 600 Nummern erschienen, im Drucke oder in Vorbereitung befinden sich weitere 100 Nummern.

Erstes Hundert.

Nr. 1-5. Die Brüder. Preisergählung von A. Büchlin.
 6. Der Verschlossene. G. Geschichte v. Angenruber.
 7. 9. Kürz und Keiermann. Von K. Max.
 10-13. Das Schwedische Völkchen. Erzähl. v. M. Barad.
 14. Die Geschichte d. d. abgeh. Hand. v. R. Dauff.
 15-19. Doktor u. Apotheker. Erzählung v. A. Büchlin.
 20-22. Treff-Wh. Eine Geschichte von L. Angenruber.
 23. Der jehrodene Krug. Hum. Rev. v. H. Schöffel.
 24-28. Diem persidit. G. wahre Geschichte v. A. Büchlin.
 29. Das Bänschelmännchen. Märchen von Mises.
 30-33. Die Posten. Erzählung von A. Büchlin.
 34-37. Zu irromm. Eine Geschichte von L. Angenruber.
 38-42. Der Meisterlich und der Wäckerhans. Erzählung von Dr. Robert Dafe.
 43. Wie mit dem Herrgott umgegangen wird. Eine Geschichte von L. Angenruber.
 44-48. Das Konzert in Ribenthal. Von A. Büchlin.
 49-53. Der Bahnwärter Martin. Von A. Büchlin.
 54-56. Der Heisel-Vösel. Von L. Angenruber.
 57. Das Lied von der Glöse. Von Fr. Schiller.
 58-59. Die Errettung Ratmes. Von W. Hauff.
 60. Der heiligste Geburtstag. Von J. v. Hof.
 61-64. Das häßliche Herz oder Ein Tag aus dem Leben e. Lokomotivführers. Von A. Büchlin.
 65. Blutrede. Nordische Sage. — Das Wahl zu Heidelberg. Das Gewitter. Von G. Schwab.
 66-70. Blätter aus dem Tagebuche des armen Pfarrvikars von Wiltshire. Novelle von H. Schöffel.
 71. Der Kampf mit dem Drachen. — Die Bürgerschaft. Von Fr. Schiller.
 72-75. Die drei Prinzen. Märchen v. L. Angenruber.
 76-77. Die Geschichte d. d. kleinen Ruck. V. W. Hauff.
 78. Der Kater u. d. Kbt. — Venore. V. M. Bärgel.
 79-82. Wieder der Liebe Gott heututage Wunder macht. Eine einfache Geschichte von A. Büchlin.
 83-85. Der Fackelbernd. Von K. Weibrecht.
 86. Graf Eberhard der Kaufmann. — Des Sängers Fluch. Von E. Hsland.
 87-92. Das Abenteuer in der Neujahrsnacht. Humoristische Novelle von H. Schöffel.
 93. Der Gang nach dem Eisenhammer. — Der Zauber. Von Fr. Schiller.
 94-98. Die Märden des Steinlopfershaus. Von L. Angenruber.
 99-100. Auf und nieder. Wäldergerichte v. G. Seres.

Zweites Hundert.

Nr. 101. Der wilde Jäger. — Das Lied vom braven Mann. Von G. A. Bürger.
 102-106. Othello. Von W. Hauff.
 107-112. Der Knecht Rupf. Von A. Büchlin.
 113-114. Numero Dreizehn. Erzählung v. A. Büchlin.
 115-121. Jonathan Prof. Hum. Rev. v. H. Schöffel.
 122-125. Der Täuferhof. Von G. Dietrich.
 126-128. Ein braver Mann. Von A. Büchlin.
 129-135. Das Bild des Kaisers. Von W. Hauff.
 136-139. Der Löwe des Dorfes. Erzähl. v. G. Dietrich.
 140-143. Verurteilt. Von A. Büchlin.
 144-146. Das blaue Wunder. Von H. Schöffel.
 147-150. Rot-Schwarz-Gold. Von A. Büchlin.
 151-154. Die Walpurgisnacht. Von H. Schöffel.
 155-156. Das Märchen vom jaischen Prinzen. Von W. Hauff.
 157-162. Hermann und Dorothea. Von J. W. Goethe.
 163. Kallf Stroh. Von W. Hauff.
 164. Das Gelsenpferd. Von W. Hauff.
 165-166. Weshalb Friß Hedrich nicht umkehrte. Von B. Blühgen.
 167-170. Die Hinkenden Boten Standrede über die Erde. Von A. Büchlin.
 171-172. Der Vater. — Schulprüfung. — Lehre und Beispiel. — Tapfer und treu bis ans Ende. Von A. Büchlin.
 173-182. Aus wilder Zeit. Von G. Seres.
 183-189. Der jehrodene Krug. Von H. v. Kleist.
 190-194. Der Winkel. und der Wunderdokter. — Auf der Alm giebt's la Sünd. — Der letzte Schm. Von H. K. Resegger.
 195-199. Hedwig, die Wandtlenbraut. V. Th. Körner.
 200. Ein amerikanisches Duell. Von A. Büchlin.

Drittes Hundert.

Nr. 201-202. Ein Karnevalsfeier. Von G. Behrend.
 203-204. Der Kanonier d. d. Tonne. Von G. Behrend.
 205-207. Weinlegen. Von B. Blühgen.
 208-212. Julius Cäsar. Von Shakespeare. Übersetzt von Dr. A. v. b. Velde.
 213-216. Drei brave Männer aus dem Volke. Von A. Büchlin.
 217-219. Der Rundreise-Put. — Kannst du Schweigen, Margarete? Von A. Büchlin.
 220-223. Eine Strichschilfgrüfung. — Eine neue Entdeckung auf dem Gebiete der Photographie. — Ein belohnter Krawattenmacher. — Der Munddokter. Von G. Seres.
 224-226. Schwarze Ladung. — Es ist halt einmal so. Von G. Seres.
 227. Deutscher Mut, welsche Tüfte. V. D. Höder.
 228-233. Der Walfischfaher. Von A. Jaenich.
 234-239. Meister Martin, der Kühner, und seine Gesellen. Erzählung von G. L. A. Hoffmann.
 240-245. Prinz Friedrich v. Homburg. V. H. v. Kleist.
 246-251. Pachtet Feldfummel. Von A. v. Kogebue.
 252-256. Toni. Ein Drama von Th. Körner.
 257-261. Die Strickmadel. Von A. v. Kogebue.
 262-269. Der goldne Topf. Von G. L. A. Hoffmann.
 270-276. Nula, der unglückliche Zuluhauppling. Von K. M. Res.
 277-286. Das Viehhard-Theater. Von G. v. b. Velde.
 287-288. Ein Sterben im Wald. Von H. K. Resegger.
 289-293. Die Oherreier. Von Chr. v. Schmid.
 294-298. Der gekrante Siegfried. Von G. Schwab.
 299-300. Der lange Hilarius. Von H. Billinger.

Viertes Hundert.

Nr. 301-305. Ähren und Blüten. Eine Sammlung von Sprüchen der bedeutendsten Dichter und Denker in Prose und Prosa. I. Bändchen.
 306-310. Daselbe. II. Bändchen.
 311-315. Daselbe. III. Bändchen.
 316-320. Daselbe. IV. Bändchen.
 321-324. Der erste Schritt zur Praxis. V. A. Büchlin.
 325-332. Robinson der Jüngere. Von K. H. Campe.
 333-336. Eine Nacht im Walde. Von K. A. Wäber.
 337-339. Wie d. Rindinger Friedensrichter Recht sprach. — Eine Spulgeschichte (in der Geisterstunde zu lesen). — Die Wauwieser Wollschäfer. — Eine Geschichte, die nicht erfunden ist. Von H. Meyers-Martian.
 340-344. Die Wälder der Chronika der drei Schwestern. Ein Volksmärchen v. A. Müllaus.
 345-348. Nihilde. Volksmärchen von A. Müllaus.
 349-358. Rosa von Tannenb. Von Chr. v. Schmid.
 359-364. Der Weihnachtsabend. Von Chr. v. Schmid.
 365-369. Heinrich v. Gidenfels. Von Chr. v. Schmid.
 370. Fallende Blätter. Rev. v. Schulte v. Brühl.
 371-377. Die Erfindung des Menschen.
 378-379. Melenger und die Eberjagd. — Nische. — Orpheus u. Eurydice.
 380-385. Die Argonauten.
 386-390. Herkules.
 391-395. Theus und Odipus.
 396-400. Die Nachkommen des Odipus und Perikles.

Fünftes Hundert.

Nr. 401-402. Wie Baron überlistet geforden ist. Von Oskar Blumenhal.
 403-405. Etwas über Geririnken, Gefrieren und Gängen. Von A. Büchlin.
 406-407. Der Revolutionär der Koch ein Geheimmittel. Eine Standrede. Von A. Büchlin.
 408-413. Peter Schlemihls wunderbare Geisicht. Von A. v. Chamisso.
 414-416. Der Amelbann. — Nur klassisch. — Von G. Seres.
 417-421. Die Geschwister. — Die Lanne des Verliebten. Von J. W. Goethe.
 422-426. Leier und Schwert. Von Th. Körner.
 427-428. Der alte Postillon. Von L. Rorr.
 429-432. Roland's Knappen. Von A. Müllaus.

Nr. 433-434. Das verlorene Kind. Von Chr. v. Schmid.
 435-438. Das Tannchen. Von Chr. v. Schmid.
 439-443. Das Tannchen. Von Chr. v. Schmid.
 444-450. Hans Wohlgenuth, der Spielmann. Ein Märchen von Schulte vom Brühl.
 451-455. Die schöne Magelone. Von G. Schwab.
 456-460. Der arme Heinrich. Von G. Schwab.
 461-465. Die Entführung der Helena. — Der Zug nach Troja. — Der Horn des Achilles.
 466-473. Vor Troja. — Die Großthaten des Ajax und Hector. — Der Kampf bei den Schiffen.
 474-480. Großthaten und Heldentod des Hektor und Achilles.
 481-486. Troja's Untergang.
 487-489. Der verirrte Dieb. Eine Kriminalgeschichte von J. D. H. Tenue.
 490-491. Schwerfällig. Von K. Weibrecht.
 492-500. Der late Gaff. Hum. Novelle v. H. Schöffel.

Sechstes Hundert.

Nr. 501. Der Kandidat. Von G. Adenboren. — Zur Nachachtung. Von A. Büchlin.
 502-503. Bestelle dein Haus.
 504-505. Die Familie Meyer.
 506-507. Des armen Steffe Martes Schillerfeier. Von A. Büchlin.
 508. Baron von Nibel. Von A. Büchlin.
 509-510. Vetter Pott, der Schmeiß. Von A. Büchlin.
 511-518. Vengden vom Rubezahl. V. A. Müllaus.
 519-523. Einfa. Volksmärchen von A. Müllaus.
 524-528. Prinzessen Taufenschein. Ein buntes Märchen von Schulte vom Brühl.
 529-540. Die Pleisterin der Dolde. Ein episches Gedicht in 12 Gesängen v. Schulte v. Brühl.
 541-548. Die Rixe vom Balshenke. Ein Märchen von Schulte vom Brühl.
 549-553. Nagenmann's Tod. — Die Rache des Orest.
 554-559. Telemach. — Die Heimkehr des Odysseus.
 560-564. Odysseus und die Treier.
 565-567. Die Rache an den Treiern. — Odysseus u. Penelope. — Durch Kampf zum Sieg.
 568-571. Die Jrrfahrt des Aeneas nach Latium.
 572-577. Der Kampf um Latium.
 578-581. Heiraten. — Eine Gerichtsscene aus Kalifornien. — Die entsetzten Leichen-schmugler. — Der arme Kammier. — Eine Schiffsmunterei. — Spiele nicht mit Dynamit. Jedes Erzählungen mit das Volt.

Nr. 582-585. Eine augenblickliche Aufwallung. — Das abgebrochene Haus. — Eine modern erzogene Handwerkerstochter. — Eine Gelsenpferdgeschichte. — Das wohlbezahnte Gelsenpferd. Fünf Erzählungen für das Volt.
 586-589. Hochzeitsgebräuche fremder Völker. Schilderungen gesammelt v. B. Weirter.
 Aus Amerika. Drei Erzählungen aus dem amerikanischen Leben. (Ein romantisches Räuberabenteuer. Mit vier „W“ das Spiel verloren. Der Fehlar.)
 590-593. Aus dem Leben gekrönter Häupter. Anekdoten, gesammelt v. Werner Wertbet, I. und II. Sammlung.
 594-597. Eine geheimnisvolle Hinrichtung. Eine wahre, nie aufgeklärte Begebenheit. — Rettung im letzten Augenblick. — In der Gewalt der Abhischen. Aus dem Leben eines russischen Gerichtsbeamten. — Die Stiefkinder. Vier Erzählungen.
 598-600. An Bord eines Sklavenschiffes. — Mein Probepfand. Eine Geis. aus Australien. — Kitz gegen Kitz. — Eine Gekerkion in Afrika. Raub den Friednissen eines Fremdenlegationär. Vier Erzählungen.

Schwab die fichteten sagen des Traffischen Wirtstums.

Schwab die fichteten sagen des Traffischen Wirtstums.